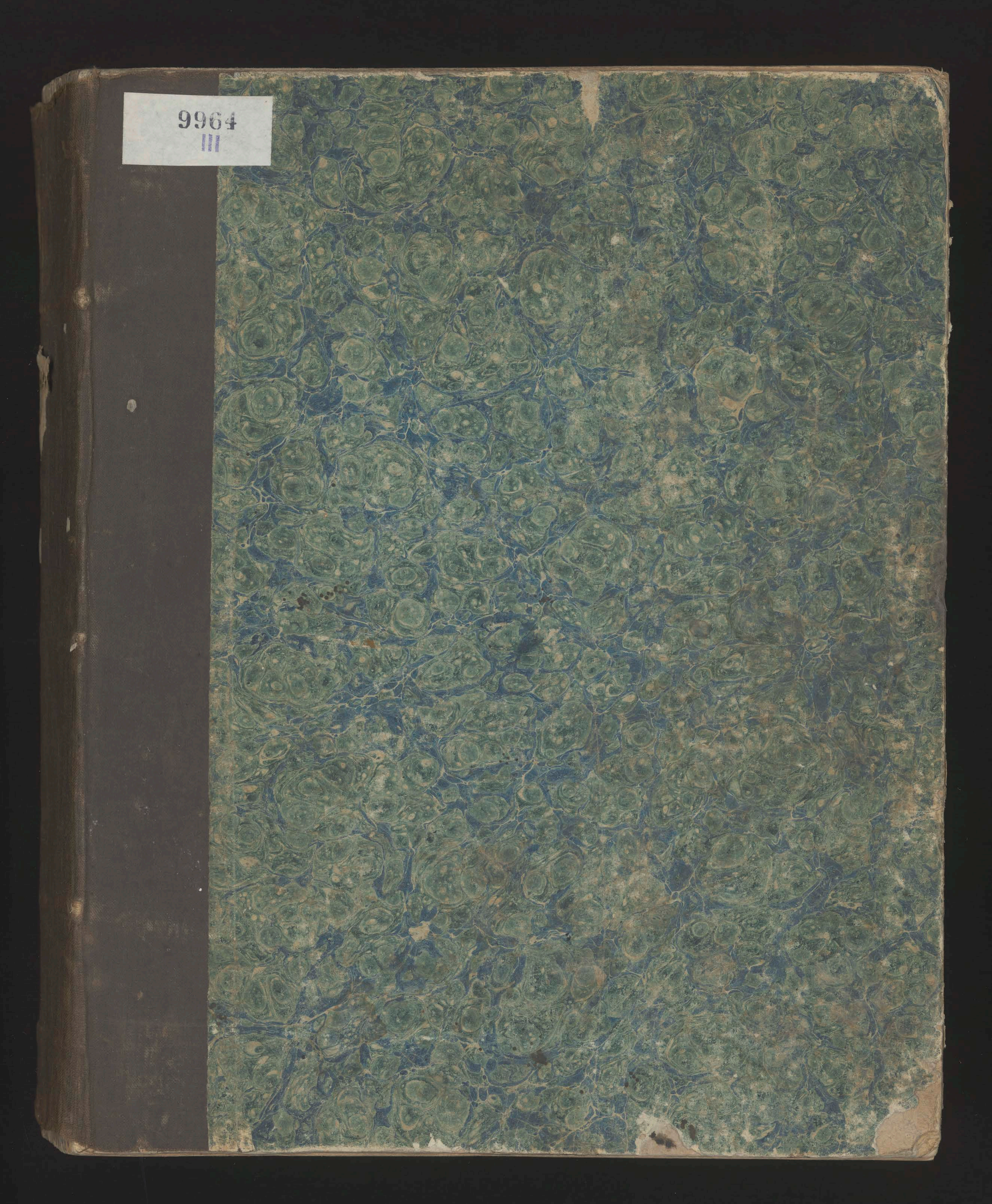
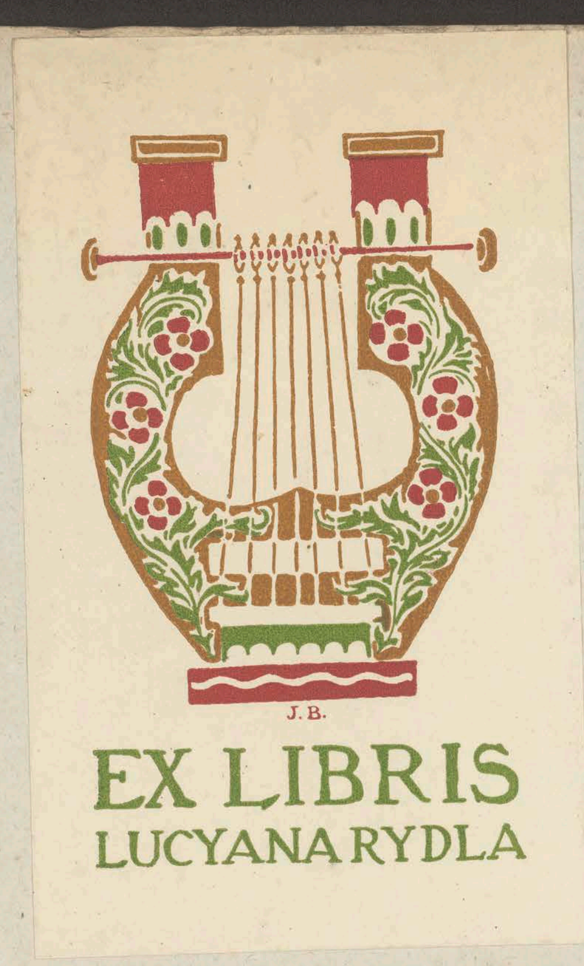
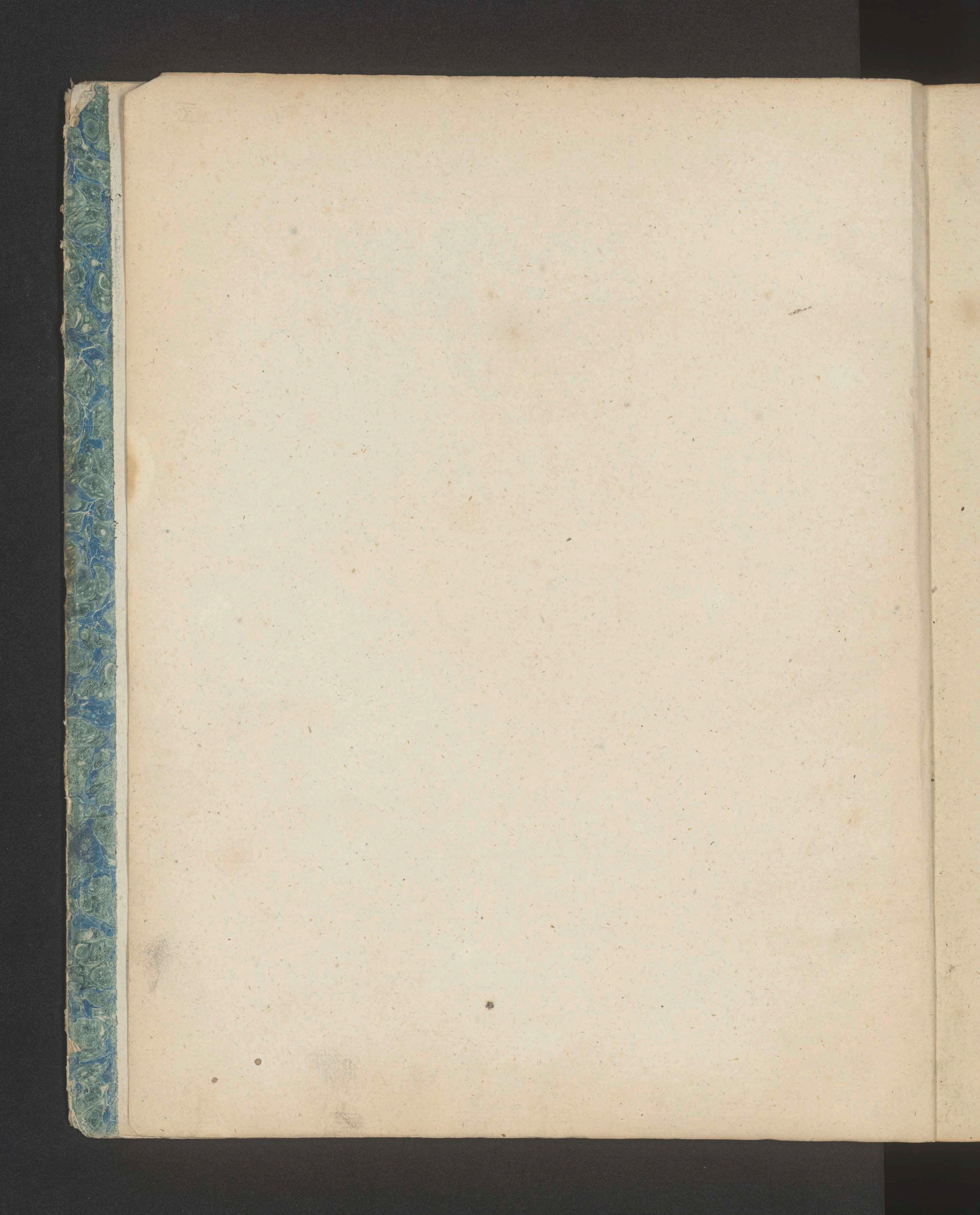



J.B.
EX LIBRIS
LUCYANA RYDLA

G. Galbiati



Briefe aus Krakau
(über Kunst und Leben)

von

Joseph Kremer
Dr. Med. Prakt.

deutsch
mit erklärenden Anmerkungen

von

Anton Philipp Jyla.

Inhalt der Briefe.

von

Ü.

Achter Brief, S. 129.

Verhältniß der Kunst zu den Gefühlen.

Vorrede des Übersetzers.

Daß nun jede, wenn auch noch so gute Übersetzung, nur ein schwächerer oder stärkerer Abglanz des Originales sein könne, ist eine seit jeher anerkannte Thatsache. Nur sehr selten gelingt es dem Übersetzer sein Vorbild zu erreichen, noch seltener, es, wenn auch nur stellenweise, zu übertreffen. Natürlich hat er dann an seiner Sprache eine so fügsame Materie gefunden, daß er aus ihr ebenso elastische schöne oder noch schönere Ausdrucksformen zu bilden vermochte, als es dem Griffel des begeisterten Autors in der Originalsprache hatte gelingen wollen.

Wenn es auch gewiß ist, daß alle Sprachen der körperlich verschiedene Ausdruck des Geistes sind, der Geist aber als Totalität betrachtet, bei allen Völkern seinem Wesen, nicht aber auch dem intellektuellen Standpunkte nach ein und derselbe ist, so müssen die einzelnen Sprachen auch rücksichtlich ihrer geistigen Seite von einander verschieden sein, je nachdem eben der Geist des einen oder des anderen Volkes auf einer höheren oder niederen Stufe der Entwicklung steht, und von dieser Stufe aus bald materiellere, bald vergeistigtere Sprachstoffe nun zum Ausdruck seiner Gedanken wählt.

Eine schriftstellerische Leistung, die in einer gewissen Sprache und bei einem gewissen Volke als vortrefflich gilt, weil sie der geistigen Anschauungsweise dieses Volkes angemessen ist, wird, in eine andere Sprache für ein anderes

Volk

Volk streng wörtlich übersetzt, darum nur selten gefal-
len, weil nicht jede Art, die Dinge aufzufassen, beiden
Völkern gemeinschaftlich ist.

Daß die Übersetzung nicht mißfalle, ist Sache des Über-
setzers. Derselbe steht über zwei Sprachgebieten, nimmt
aus dem einen, und trägt in das andere über. Der aus
dem einen Gebiete genommene Sprachstoff muß nun im
Geiste des Übersetzers eine Wiedergeburt erfahren; er darf
in dem anderen Sprachgebiete nicht als eine für ein linguisti-
sches Äquivalent eingetauschte Waare deponirt werden,
sondern muß, indem er durch die Seele des Übersetzers
geht, diese Seele gleichsam befruchten, und sich somit ein
der Denkungsart des Übersetzers und seines Vol-
kes entsprechendes Adäquat anzugebären.

Die beste Übersetzung wird also diejenige sein, der
man es gar nicht ansieht, daß sie eine Übersetzung
ist, die daher das Leben des Geistes nicht durch den Buch-
staben tödtet.

Nach diesen Prinzipien habe auch ich die vorliegen-
de Übersetzung geschrieben.

Das polnische Original ist unter dem anspruchslo-
sen Titel „Listy z Krakowa" d. h. „Briefe aus Krakau"
1843. in Krakau erschienen. Ich war Willens, für mei-
ne Übersetzung einen erweiterten Titel zu wählen, u.
würde, den Inhalt des Buches ins Auge fassend, denselben
folgendermaßen gebraucht haben: „das Wesen der bil-
denden Künste und ihr Verhältniß zur Natur, Religi-
on und Philosophie." – Indessen glaubte ich diese willkür-
liche Titeländerung nicht eher vornehmen zu dürfen, als

bis

Da die vorliegenden Briefe unbedingt als ein Lokalwerk betrachtet werden können, so habe ich diejenigen Stellen, welche darin blos den Kennern der polnischen Litteratur angehören schienen, und eine Bekanntschaft mit gewissen Werken oder Lokalitäten voraussetzten, dem Deutschen durch einen Anhang erklärender Anmerkungen geniessbar zu machen gesucht. Den Stoff zu mehreren dieser Anmerkungen verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Verfassers selber.

Herr Kremer ist unter anderen Leistungen durch ein früher, unter dem Titel: „Fenomenologia Ducha" (Phänomenologie des Geistes) erschienenes Werk in der polnischen Litteratur bekannt, und seit mehreren Jahren Vorstand des von ihm errichteten, einem Gymnasium analogen, adligen Institutes in Krakau. Daß er deutschen Studien obgelegen, zeigt er auch im ersten Briefe selbst. Daß er wissenschaftliche Reisen unternommen habe, geht ebenfalls aus vielen Stellen hervor. Daß er als Kunstgelehrter sich in seinen Mußestunden mit Philosophie befaßt, kann nicht befremden, wenn man weiß, daß er die Universitäten nicht in panem besucht habe.

Wenn ich auch glaube, mich als Übersetzer über die An-

---

było jechać po materyały do Berlina do Biblioteki, bo Historya sztuki potrzebuje faktów, na których bym się oprzeć mógł.

Kraków d. 26go Października 1843.

Anordnung des vorliegenden Werkes und der Inhalt desselben kritisch nicht verbreiten zu dürfen, weil es Jedem unbenommen bleiben soll, sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden, und ich den Schein gern vermeiden möchte, als wollte ich ein Werk aus dem Grunde angreifen, weil es mir zusagte, mich damit zu beschäftigen, — so kann ich doch nicht umhin, wenigstens jenes Urtheil auszusprechen, welches ich mir aus der Beschäftigung mit diesen Briefen, und aus der Vergleichung derselben mit andern, in dieses Fach schlagenden litterarischen Erzeugnissen Deutschlands und Frankreichs über Herrn Kramer gebildet habe. Da ich hiebei nur meine Überzeugung niederschreibe, so entschlage ich mich gänzlich jeder Besorgniß, es werde mir Jemand den Vorwurf machen, als habe ich durch eine Schmeichelei der Ehr Lebender nahe treten wollen. Höchstens eine bekannte philosophirende Freundin, deren Namen mir die Achtung für ihre, die Erziehung des weiblichen Geschlechtes behandelnde Schrift, anzuführen verbietet, die aber von ihrem Standpunkte aus glaubt, Herrn Kramer „bekehren zu müssen", würde mein Urtheil nicht unterschreiben, wenn ich sage: daß Herr Kramer in seiner Muttersprache ein Stilist ersten Ranges, ein besonnener Forscher, ein origineller Denker, ein eifriger Vertheidiger der Philosophie des Christenthums, ein überzeugender Ästhetiker, und — meines Wissens — derjenige ist, welcher den Wahn zertrümmert hat, von

einem

bis mir beim Herrn Verfasser selbst darüber Rath geholt haben würde. Hinsichtlich dieses Punktes schrieb mir derselbe selbst zurück: „Weil sich mein Buch zu viel Freiheiten erlaubt, und mitunter Dinge behandelt, die mit der
„Kunst in keiner unmittelbaren Berührung stehen, so
„glaube ich, daß es zu jenem Titel, welchen Sie ihm voran-
„zusetzen beabsichtigen, kein Recht habe, weshalb Sie es
„bei dem bisherigen Namen belassen mögen.“*)

Schon diese Worte sind für den Leser ein Fingerzeig, daß er etwas an dem vorliegenden Buche auszusetzen habe. Ich kann es, auch abgesehen von dem Inhalt des ersten Briefes, welcher nichts weiter als eine Vorrede zu dem Werke ist, auf keinen Fall überflüssig sein, wenn ich aus jenem an mich gerichteten Schreiben, noch eine andere Stelle mittheile, die ebenso aufrichtig ist, als sie beherzigt zu werden verdient, und die uns über die nächstens erscheinende Fortsetzung des vorliegenden Werkes einen bestimmteren Aufschluß giebt, als es der Schluß des bereits erschienenen ersten Bandes thut. Die gemeinte Stelle lautet folgendermaßen: „Wenn es mir
„einerseits auch angenehm ist, daß Sie mein Buch einer
„deutschen Übersetzung gewürdigt haben, so fordert mich

---

*) Poniewaź książka moja bardzo sobie wiele pozwala, i plecie o rzeczach, ktore wdalekiem sę sąsiedztwie od sztuk, dla tego ja myślę, iż ona nie ma prawa do tytułu, jaki jej W Pan Dobr. nadać zechcesz; dla tego myślę iż by ją potrzeba przy swoim nazwisku zostawić.

„andererseits die Billigkeit auf, zu gestehen, daß dies-
„es Buch in den Augen der Deutschen wenig Werth ha-
„ben könne; denn die Deutschen kennen die darin be-
„handelten Dinge sehr gut, ja sogar viel besser, wie wir;
„mir dagegen sind ebenso gut die schwachen Seiten mei-
„nes Werkes bekannt. Was den zweiten Band an-
„langt, so wird er die Kunstgeschichte enthalten. Ich
„konnte ihn nicht eher anfangen, bevor ich nicht in der
„Berliner Bibliothek Materialien gesammelt hatte;
„denn die Geschichte der Kunst erfordert Fakta, auf
„die sie sich basiren könne."*)

In der That hat Herr Kremer im Monat August
verflossenen Jahres sowol in Berlin, als Dresden und an-
deren Orten Deutschlands Stoff gesammelt, den er gegen-
wärtig zu seinem zweiten Band der Briefe verar-
beitet.

Der erste Band trat ohne alle Prätentionen auf;
denn er hatte in der polnischen Litteratur nur höchst
wenige Vorarbeiter gefunden, so daß er daher von den
Polen gewissermaßen als die Grundlage zu dem
Aufbau ihrer Ästhetik anzusehen ist.

---

*) Jak jest rzeczą dla mnie bardzo pochlebną, że W Pan
Dobr. raczyłeś uważać książkę moją za godną tłuma-
czenia na język niemiecki, tak sama szczerość każe
mi oświadczyć, że książka ta dla Niemców nie może
mieć wiele wartości. Oni znają te rzeczy wcale do-
brze, i lepiej daleko od nas – a ja znów znam bar-
dzo dobrze, jak wiele jest słabych stron w książce
mojej. Co się tyczy drugiego tomu, ten ma zawierać
Historyą sztuki; nim go mogłem zacząć, trzeba mi

by-

dem sogar auch Trentowski befangen gewesen ist, ob eignet sich die polnische Sprache nicht, um Philosophie darin zu tradiren. Möglich, daß ich, der ich der polnischen Nationalität nicht angehöre, die Herrn Kremer'sche Art der Darstellung überschätze; nichts desto weniger wird jeder gebildete Pole mir das einräumen müssen, es würde sich an die Architektonik der im Original des vorliegenden Werkes behandelten Theorie, der Schärfe der Betrachtung und die Edle der erhabensten Natur- und Kunstanschauung, und Herrn Kremer's Stil sei der verjüngte Repräsentant der einst so gepriesenen polszczyzna zygmuntowska.x)

Der Herr Verfasser wird, wie er zu Ende des zehnten Briefes sagt, noch zwei Bände Briefe schreiben. Sobald dieselben erschienen sind, werde ich nicht ermangeln, ihren Inhalt in einer Übersetzung dem deutschen Lesepublikum zugänglich zu machen.

Czirk in Galizien, am 26ten November 1843.

---

x) Bekanntlich haben die Polen unter der Regierung der Sigismunde das goldene Zeitalter ihrer Sprache gefeiert.

XVI

Erster Brief.[1)]

Krakau, im Herbst 1841.

Du verlangst von mir, theurer Freund, ich möge dir irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand entwickeln, und dir die Resultate meiner Betrachtungen darüber mittheilen. Du stellst es mir frei, mir einen Gegenstand nach meinem eigenen Belieben zu wählen, und, was noch mehr ist, du giebst mir sogar die Erlaubniß, auch die Form und die Grenzen für diesen meinen Stoff zu bestimmen. Nichts desto weniger muß ich offen bekennen, daß mir die Ertheilung einer solchen Freiheit eigentlich eine ungewöhnliche Schwierigkeit bereitet, zumal die Wahl in Ansehung des zu behandelnden Gegenstandes keineswegs leicht ist. Wie weit ist nämlich nicht der Kreis menschlichen Wissens, und wie viel Gegenstände giebt es nicht darinnen, von denen allen wir mit Gewißheit voraussetzen können, daß, haben wir uns ihnen genähert, sie mit der eigenen Macht ihres Zaubers auf uns wirken, und uns die auf sie verwendete Mühe reichlich lohnen. Es ist dir gut bekannt, daß es mit den Wissenschaften ebenso geht, wie mit rechtschaffenen Leuten: daß, je länger wir mit ihnen verkehren, und je tiefer wir sie erkennen, wir sie auch um so herzlicher lieben und achten lernen.

Wundere dich daher nicht, daß ich trotz einer sorgfältigen Erwägung der Natur der einzelnen wissenschaftlichen Zweige dennoch darüber nicht recht ins Reine kommen können, welchen derselben ich eigent-

lich

lich wiederholte. Glücklicherweise half mir aus
diesem verlegenen Schwanken endlich der Umstand,
daß ich mich in die Eigenthümlichkeit deiner eigenen
Person vertiefte. Indem ich nemlich in dir einen gründ-
lichen und allseitig durchgebildeten Verstand, ein erha-
benes und richtiges Gefühl, die Kunst eines ungezwunge-
nen Verhandelns und eines anhaltenden Nachdenkens
über dich und die Welt erkannte, entschloß ich mich,
dir einen Gegenstand von der Art vor die Augen
zu führen, welcher dem reichen Inhalte deines um-
fassenden Geistes entspreche und würdig wäre,
alle Räume deiner Seele auszufüllen.

Obwohl es sich nun geziemt hätte, mich vor allem
Andern mit meinen eigenen Kräften zu berathen,
und mir die Frage zu stellen, ob ich auch der Behand-
lung eines solchen Gegenstandes gewachsen sei, so hat
doch der Gedanke an die vielen aus diesem Unter-
nehmen für mich erwachsenden Annehmlichkeiten
den Sieg über meine Unentschlossenheit davonge-
tragen. Ich weiß nemlich, daß gerade die Behand-
lung eines solchen Stoffes tausend von Fäden und
Verhältnissen zwischen deinem und meinem Gefühle
anknüpfen müsse, und daß, haben wir einmal die
Entwickelung begonnen, wir über gar Manches un-
serer Ansichten auszutauschen Gelegenheit finden
würden. — Diese Erwartung gewann aber auch da-
durch eine größere Bedeutung für mich, da ich stets
der Ansicht gehuldigt habe, es sei für einen Briefstel-
ler ein hochanzuschlagender Vortheil, daß sich der Leser
nicht aus fragmentarischen Äußerungen über
ihn ein Urtheil bilde, sondern daß er ihn nach dem
Totaleindrucke seines Gefühlslebens kennen lerne.

Es schien mir daher nothwendig, einen solchen Stoff für

mir.

-er Bearbeitung aufzufinden, der in einem gemeinschaftli-
chen Mittelpunkte das gesammte menschliche Thun konzen-
trirte, und der gleichsam das Herz pulsirt und die Ströme un-
seres sowohl geistigen, als auch materiellen Lebens erwärme. –
Und ein solcher Gegenstand sind meiner Meinung nach gewiß
die schönen Künste. In ihnen entfalten sich gleichsam zur
Blume alle lebendigen, und seit Ewigkeiten in der Seele des
Menschen thätigen Urkräfte. In ihnen findet man auch
den Gesammtschatz wissenschaftlicher Bestrebungen, in ihnen
die aus der Religion fließenden Wahrheiten, und die aus der
philosophischen Überzeugung geschöpften Grundsätze. Sie of-
fenbaren uns deutlich sowohl die hellen und trüben Momen-
te des menschlichen Geschlechts, und alle Gleise, in denen sich
die Geschichte unablässig fortbewegt, als auch das seit Ur-
beginn der Schöpfung nach einem ~~unveränd~~ bestimmten ~~[illegible]~~ Kreislauf
~~fort~~arbeitende Wirken der Natur, so wie überhaupt Alles,
was nur irgend den Menschen angehen kann, und was die
Tiefen seiner Seele anregt, – Alles dieses zeigt sich in
den Werken der schönen Kunst. Daher sind dann auch die
schönen Künste jener große Feuerheerd, wie ihn Gott
für die Welt angezündet hat, und zu welchem alle Jahr-
hunderte und alle Menschen ohne Rücksicht auf den Unter-
schied des Berufes, des Alters, des Geschlechts und der ge-
sellschaftlichen Stellung eilen, um sich daran zu erwärmen.

Mag sich die Schönheit in den Werken der Baukunst,
der Bildhauerei, der Malerei, der Musik oder der Poesie
manifestiren, stets werden die schönen Künste der lie-
benswürdigste Kranz des geistigen Lebens bleiben, und

die

daß man ihnen seine Kräfte weihe, ist mit ebenso viel Ehre als Verdienst verbunden.

Wiewol ich nun die Absicht habe, meine Feder über die schönen Künste zu beschäftigen, so bin ich doch von der Einbildung weit entfernt, ich sei ein würdiger Arbeiter und Diener in diesem Weinberge des Herrn; glaube jedoch, daß die Erhabenheit des Gegenstandes selbst eine gewisse Weihe auf mich ausgießen, und daß diese meine geringe Arbeit sich von dem Gegenstande selbst einen kleinen Theil seines Werthes entlehnen werde. Ich weiß aber auch, daß obwol nur eine geringe Zahl wissenschaftlicher Leistungen ihre Zeit zu überdauern, und durch Erbschaft spätern Geschlechtern zuzuführen im Stande sind, obwol die meisten der Vergessenheit anheimfallend, bis auf den Namen sogar in der furchtbaren Fluth menschlicher Arbeiten verschwinden, dennoch keine Leistung, wenn sie in ihrem engeren Bereich, in ihrer beschiedenen Sphäre auch nur durch eine kurze Zeit ihrer Dauer gewirkt, völlig verloren gehen kann, daß sie nicht ganz umsonst da gewesen ist, hätte sie auch nur als Atom dem Universalbaue der Zeiten sich beigefügt, zumal dann, wenn sie ehrlich begonnen und im guten Glauben vollendet ward.

Ich kann mir daher mit der Hoffnung schmeicheln, daß auch diese meine schwache Leistung in dem großen Bereiche der Aufklärung den Tropfen jener Wasser gleichkommen werde; denn wenn sich Sekunden einen, gebären sie Jahrhunderte, und Körnchen Granitsandes haben sich zu riesigen Gebirgen aufgeschichtet.

Ich hoffe daher, du werdest mich nachsichtig beurtheilen, und

dies

dies um so mehr, da ich, wie du gut weißt, in dieser Be-
ziehung so wenig Vorgänger in unserer Litteratur habe.
Hat ja doch unter allen schönen Künsten fast nur die Poe-
sie, die sich bei uns zu einer so vollen, so prächtigen Blü-
the entfaltete, ihre gewichtigen Commentare, und sicher-
deutende Gesetzgeber gefunden. Auf diesem Gebiete unserer
Schriftstellerei glänzt gar mancher schöne Name, und ich se-
he voraus, daß Du hier und da diesen Autoritäten zu be-
gegnen haben wirst. In solchen Fällen werde ich ebenso
offen und deutlich meine Ansicht auseinandersetzen, wenn sie
sich von der Ansicht Jener als abweichend herausstellen sollte,
so wie ich im Gegentheile zur großen Befriedigung meines
Herzens jene Wahrheiten auszubeuten im Begriff stehe, wel-
che Andere auf kräftigen Grundlagen aufgebaut haben.
Ich werde meine, wenn auch schwachen Kräfte anstrengen,
um die wahren Begriffe über Schönheit, die in unserer Lit-
teratur bereits bestehen, noch mehr festzustellen. Denn so
wie einerseits ohne genaue Kritik dessen, was schon da ist,
kein Fortschritt denkbar erscheint, ebenso ist auch andern-
~~wie du weißt~~
seits der Geist eines fortwährenden Zerstörens und ei-
nes ewigen ~~Widerstrebens~~ Verneinens ein böser Geist.

Aus diesem Grunde nun glaube ich, soll eine jede lit-
terarische Leistung sich an den Gesammtbau der ihr gleich-
zeitigen Gelehrsamkeit anlehnen; denn jede solche Leistung
erscheint ja gleichsam nur als ein dem Baume des Univer-
salwissens des betreffenden Jahrhundertes entsprossenes
Blatt. Jeder einzelne Mensch ist wahrlich nur der Sohn sei-
nes Zeitalters, und das Jahrhundert, in welchem er lebt,

ist gleichsam nur ihr von der Vorsehung zum Schauplatz angewiesener Planet, mit dem er zugleich den Leib und die Sinne und das Weltanschauen erhielt, aus ihm geboren wird, auf ihm wandelt, in ihn seine Gebeine zur Ruhe legt. Indem ich also dahin strebe, daß auch diese meine Arbeit nicht absolut heterogenes, und nur für sich allein bestehendes werden möge, so werde ich die frei und offen, wie auch nicht über den Standpunkt, doch aus dem Standpunkte der uns gleichzeitigen Philosophie schreiben, wobei ich mir ihr Principien gewissermaßen zum Substrat nehme, um darauf die Umrisse von allem dem zu zeichnen, wozu ich theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Lectüre und Unterredung mit Kunstkennern, theils aber auch durch eigene Anschauung meisterhafter Kunstwerke gelangt bin.

Wiewohl ich meine individuelle Unabhängigkeit in der Sphäre zu schweigen nicht im Begriffe stehe, werde ich nichts desto weniger mein Augenmerk auf den heutigen Standpunkt der Ästhetik richten, und so durch die Leistungen der Vorgänger gestärkt, dennoch meinen eigenen Typus zu bewahren suchen.

Nun kam ich aber in Bezug auf den zu behandelnden Stoff mit mir selbst in's Reine war, suchte ich noch nach der Form, in die ich denselben kleiden sollte. – Ich bin völlig überzeugt, daß eine systematische Abrundung, die gleichsam ein organisches und in sich elastisch abgeschlossenes Ganze ist, die würdigste Form wäre, in die ich den von mir beabsichtigten Inhalt gießen könnte; aber ich sehe zugleich auch, daß eine solche Form wenigen nur, vielleicht willkommen wäre.

wäre. Eine solche Darstellungsart nämlich erfordert schon
von vorn herein ihren eigenthümlichen Zuschnitt, damit der
Anfang, der weitere Verfolg und das Ende, gleichsam durch
Einen Guß geschaffen, sowol was den Stoff als auch was den
wohlberechneten Eindruck anlangt, wie bei einer vollkommen
harmonischen Bildsäule, in einander greife. Um aber ei-
ne solche Vollendung zu erstreben, muß man seiner Kräfte
Meister sein, und vor allererst wissen, daß man der Auf-
gabe auch gewachsen ist. Da ich aber gegenwärtig nicht
voraussehen kann, ob du mit den Angelegenheiten des
Alltagslebens beschäftigt, stets so viel Muße haben wirst,
als erforderlich ist, um der Entwicklung eines solchen
Gegenstandes mit Aufmerksamkeit zu folgen, und wie
lange derselbe überhaupt deiner Erwägung werth sein
werde, so weiß ich auch, zumal ich nur in meinen Frei-
stunden zu schreiben Gelegenheit habe, nicht, ob ich immer
hinlängliche Muße und Kraft dazu haben werde. Denn
so wie du in dieser meiner Arbeit Erholung des Gemü-
thes zu finden hoffst, ebenso suche auch ich in ihr Erquickung
und Aufheiterung des Herzens nach täglicher Anstren-
gung. Ein systematisch geordnetes Werk also wä-
re sowol für dich, als auch für mich voll von ~~bitterer~~ ermüdender Ar-
beit. Übrigens weißt du es selbst, wie schwer es ist, die
harmonische Einheit in Rücksicht auf die äußere Form
selbst zu erhalten, und wie sehr die Darstellung von mo-
mentaner ~~Stimmungen~~ Begeisterung und dem Wetterwechsel des Le-
bens abhängt.

Nachdem ich dies Alles erwogen, beschloß ich dir in ein-
zelnen Sendungen, gleichsam in Briefen, den ganzen Gegen-

stand

stand dargelegt, woraus ich mir viele Annehmlichkei-
ten und nicht gewöhnliche Vortheile verspreche. Denn es
wird sich für mich nicht nur eine erwünschte Gelegenheit
darbieten, mit dir in häufige Berührungen zu kommen,
sondern ich werde auch in den Stand gesetzt sein, zu jeder
Zeit und in den verschiedensten Gemüthsverfassungen
an dich zu schreiben, ohne daß es etwas auf sich haben wird,
wenn auch ein jeder einzelne Brief eine eigene Farbe
tragen wird. Überdies wird mir die Briefform das
Recht einräumen, die Alles, was mir bei der jedesmali-
gen Behandlung der auf den Gegenstand Bezug habenden
Gedanken das Herz in die Feder diktirt, ohne aus einan-
der zu setzen, und da ich mein Augenmerk stets auf
das Hauptziel richten werde, so wird es mir möglich
sein, auch solchen Gegenständen, die in keiner nothwendigen
Verbindung mit den schönen Künsten stehen, meine Auf-
merksamkeit zuzuwenden. Und so werde ich eben befä-
higt, ~~daß~~ nach meinem Gutdünken den ganzen Gegenstand
so lange zu entwickeln, so lange es dir nicht an Lust
zum Lesen und mir an Muße zu schreiben gebricht.

Dem zu Folge bestimme ich dir auch nicht die Zahl mei-
ner Briefe. Möglich daß ihrer eine sehr lange Reihe
entstehen, möglich, daß ihre Zahl sehr gering sein wird. So
viele ich dir aber schreiben werde, werde ich doch immer
ein in sich abgeschlossenes Ganze liefern, und von den all-
gemeinsten Grundsätzen der Theorie ausgehend, mich stufen-
weise in die näheren Einzelnheiten aller schönen Künste
vertiefen. Indem ich aber eine Zersplitterung des Stoffes
ganz vermeiden möchte, habe ich mir vorgenommen, ein

je-

jedes wichtigere Objekt in seiner Ganzheit wo möglich
in Einem Briefe zu behandeln. Es werden daher die Briefe
von ungleicher Länge sein, und es wird die Ursache einleuchten,
warum ich manchmal auch die den gewöhnlichen Briefen
eigenthümliche Ausdehnung überschreiten werde.

Damit hast du nun mein ganzes Vorhaben durchblickt,
und ich füge nur noch die Bitte bei, du mögest dir von mir
keine allzu glänzenden Hoffnungen machen. Sollten aber die-
se Briefe dein Wohlgefallen zu erregen im Stande sein,
so wolle auch du deine Ansichten über meine Arbeit
zu erkennen geben. Ich bin überzeugt, daß wir am Ende
doch einer Meinung sein werden; denn das pflegt ja zu
geschehen, daß wenn die Meinungsverschiedenheit aus ~~Fei-~~
reiner Wahrheitsliebe und nicht aus eitlem Streben,
das Seinige zu behaupten, entspringt, und der Streit ehr-
lich und gutgemeint geführt wird, derselbe nicht nur zum
Vortheile ~~selbst~~ der Sache selbst, sondern auch mit erhöhter
gegenseitiger Hochachtung zum Schlusse geführt wird.

Zweiter Brief.

Mitten in dem Gewirre des Alltagslebens, mitten un-
ter den beständigen kleineren und größeren Streitigkei-
ten, Mühen und Sorgen der Welt, verläuft unsere ganze
Zeit und unser ~~[illegible]~~ Leben. Wie Woge auf Woge folgt
ein Wechsel dem andern; eine Arbeit verfolgt die ande-
re, und mitten in diesem Wirren und Lärmen überhörst du
manchmal ~~wieder~~ wohl den Ruf der höheren Menschennatur,
~~auch~~ auch den seines edleren Wesens. Dann und wann
aber erhebt sich diese Stimme in den Tiefen der Brust un-
erwartet so kräftig, so gewaltig und wunderbar zugleich,
daß in der Seele sofort alle niedrigen Begierden und
Wünsche verstummen, und gleich nächtlichen Nebeln vor der
aufgehenden Sonne fliehen. — Dann stimmt das unsterb-
liche, lange ~~vergessene~~ unbeachtete Wesen unseres Geistes ~~einen wun-
derbaren~~ einen ~~Sang~~ Gesang ~~eines himmlischen Gesanges~~ an, und zaubert Wünsche, Gefühle
und Gedanken aus einer fremden Region herbei. Uns aber
kommt es dabei vor, als wenn eine längst dahingeschie-
dene Mutter uns, ihre um sie trauernden Waisen, in der
Stunde der Dunkelheit besuchte, und diese Augenblicke wei-
hen uns zu einem höheren Berufe ein, und fordern uns auf,
in die Tiefen unserer selbst hinabzusteigen, um bis auf den
Grund unser ewiges Wesen zu erforschen.

Und in der That sowol ganze Völker und Jahrhunderte,
als auch ganze Welttheile haben solche Momente, eine solche
Seite ihres Lebens. Sieht man auf unser ~~[illegible]~~ gebildetes und ~~[illegible]~~ vielerfahrenes
~~[illegible]~~ Europa; könnte es nicht für den ersten Augenblick schei-
nen,

nen, als wenn die Manufakturen, Fabriken, der Handel, die
Industrie, die Wechsel, der Kredit, die Eisenbahnen, der Dampf,
die Banken und die Schwärme alljährlicher, und immer vor-
trefflicherer Erfindungen bereits alles geistige Leben über-
täubt hätten, und als wenn mitten in diesem Tumult, mit-
ten unter dem unermüdeten Jagen nach Erwerbschaften die
edleren Kräfte des menschlichen Wesens außer Acht ge-
lassen worden wären! Wenn du aber deinen Blick noch
mehr in dieses Leben der gleichzeitigen Gesellschaft vertiefst,
so wird dir deutlich einleuchten, daß eigentlich die Förd-
erung des materiellen Wohls ein kräftiger Sporn des gei-
stigen Lebens ist; und, wenn es eine unläugbare und unwal-
te Wahrheit ist, daß nur in einem gesunden und kräftigen
Körper auch eine kräftige und starke Seele wohnen kön-
ne, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erleichte-
rung in Rücksicht auf die Befriedigung materieller Be-
dürfnisse, die Gedanken nothwendig auf übersinnliche
Dinge zu lenken ~~müsse~~ pflege.
Die auf das Materielle gerichtete Industrie verbin-
det das geistige mit dem materiellen Leben zu einem
Körper. Demnach hierfür ist die ganze Vergangenheit. die
tausendjährigen Träume des alten Orients, die Wahr-
heiten des Menschen in Griechenland, die harten und maje-
stätisch strahlenden Mühen des alten Roms, und die An-
strengungen der nachfolgenden zehn Jahrhunderte erblas-
sen beim Anblicke der Wunder der heutigen Welt. Denn,
wenn einstens der Mensch im Kampfe mit sich selbst und
den Elementen, nur in schmerzensreichem Gedränge und
mit eiserner Standhaftigkeit sich seinen Lebensunterhalt

~~verschafften~~ verkümmerten, so hatte er weder Kraft noch auch Zeit, um sich zu dem Forschen nach dem ewigen Ursprunge seines Geistes zu erheben, und die göttliche Seite in sich würdig zu beachten. Heute aber trocknet der Mensch, mit dem Kranze seiner Mühen und seines Ruhmes geschmückt, den über die Stirne ausgegossenen Schweiß, er sieht, daß eine neue Morgendämmerung über seine Zukunft aufsteigt; denn die Elemente stehen unter seinem Scepter, ~~die~~ sie tragen das Joch, das ihn früher drückte, sie arbeiten für ihn. Und so steht denn der Jetztmensch gestählt da, weil der alte Kampf mit den Naturkräften seine Macht gehoben, seinen Geist gestärkt, und ihn in sich selbst geläutert hat. Da nun aber der Raum die Hauptbedingung der physischen Welt ist (denn ein jedes materielle Objekt nimmt nothwendig einen Raum ein), so war auch der Raum bis dahin das mächtigste Hinderniß, welches die materielle Welt dem geistigen Ringen des Menschen entgegenstellte. Gegenwärtig jedoch ist dieses Hinderniß überwunden. Dampf beflügelt die Kommunikation; zu Land und zu Wasser erscheinen die Entfernungen kürzer. Die große in verschiedenen Ländern und Erdtheilen verbreitete, in weit von einander entlegene Völker zersplitterte Gesellschaft der Menschen fühlt sich plötzlich einander näher gebracht. Bald werden Hunderte von Meilen aus einander getrennte Orte einander besuchen, und mit dem Handel materieller Bedürfnisse wird Schritt für Schritt der Austausch der allerkostbarsten Waaren, nämlich der gegenseitige Absatz und Erwerb

der Begriffe und der geistigen Civilisation gehen. Bald wird das Menschengeschlecht den ganzen Erdball zur gemeinschaftlichen Wohnung haben, und somit werden sicherlich die schönsten Verheißungen des Christenthums schon hier auf Erden sich erfüllen.

Wundere dich daher nicht, daß bei dem Wachsthume der materiellen Kraft der Menschen, mitten unter dem schallenden Geräusche der Industrie auch der geistige Theil des Menschen nothwendig seine Erhebung finden, und früher oder später eine seiner würdige Stellung einnehmen muß; denn je geräuschvoller das äußere Treiben der Welt, und je rühriger das Rennen nach Gewinn ist, desto entschiedener stellt sich die Nothwendigkeit heraus, sich in sich selbst zu versenken, und sich auf sich selbst zu besinnen. Diese Wahrheit beweisen die Erscheinungen, die überall auftauchen. Mit Übergehung aller jener stillen und zahlreichen Leistungen, die aus den einsamen Gemächern der Gelehrten sich ausgebären, aller jener Doctrinen und Akademien, die von den Lehrstühlen nur für eine geringe Zahl Auserwählter fließen, mit Übergehung jener Menge von Werken, die aus einem nicht immer tiefen, aber für Alle zugänglichen Ideenquelle fließen, und sich über die Welt ergießen, will ich nur auf eine einzige Manifestation des mächtig gewordenen geistigen Strebens hinweisen. Dies ist jener überall wahrnehmbare Geschmack des ganzen europäischen Publikums an den schönen Künsten.

In der That, es hat Jahrhunderte gegeben, die sich durch große, in gewissen Zweigen der Kunst ausgezeichnete Mei-

Meister, wie sie unser Jahrhundert nicht aufzuweisen vermag, bewunderten; gleichwohl aber hat seit den Zeiten des alten Griechenlands niemals das gesammte Publikum sich mit der ästhetischen Ausbildung mehr befaßt, als gerade jetzt. Unser Jahrhundert würde einen Camoens nicht Hungers sterben lassen, würde einen Tasso, wie nicht genöthigt sein, sich in Paris einen Thaler zu leihen, würde einen Correggio unter der Last des ihm für sein Hauptwerk bezahlten Kupfers erliegen; oder – ist es denn so lange her, daß der Bataillonschirurg Schiller wegen Elend u. Hunger im Walde von Ohnmacht befallen wurde?

Heute erringt jedes wahre Genie den ihm gebührenden Kranz und den verdienten Lohn; denn die Grundlage des Glückes und Ruhmes ist breit, da sie in dem Urtheil des gebildeten Publikums, und nicht mehr in der unsichern, stets schwankenden Gunst oder Protektion einzelner Personen besteht. In unseren Tagen brauchen Männer wie Vernet, Liszt, Victor Hugo, Thorwaldsen sich nicht zu ängstigen; kein Ignorant, kein Intriguant vermag ihren Ruf zu untergraben, noch ihren Nachruhm zu vereiteln. Alle wahren Talente gelangen zur verdienten Anerkennung.

Man wird vielleicht entgegnen, daß, weil sich das Publikum mit den schönen Künsten befasse, dies eher einen Beweis für oberflächliche Liebhaberei, als für deren Kunstsinn liefere, daß unter der Schaar der Bewunderer nur eine kleine Zahl die Priesterweihe in den Heiligthümern der Kunst empfange, daß bei der größeren Zahl die schönen Künste einzig nur die Stelle der Unterhaltung einnehmen,

oder dem eitlen Streben nach Ostentation dienen. Ich
mag dem nicht widersprechen; gleichwol aber sei geprie-
sen eine solche Zeit, in welcher edlere Vergnügungen,
wenn auch nur zur Unterhaltung gesucht werden, sei ge-
priesen die Zeit, in welcher der Glanz und der Reichthum
einer Familie sich lieber in einer kostbaren Bildsäule,
in einem Gemälde von bezaubernder Schönheit, oder in
geschmackvoller Bauart des Palastes gefällt, anstatt,
wie es ehedem zu geschehen pflegte, sich in einem Haufen
müßiger Diener oder einer Schaar von Feinschmeckern
zu zeigen. Ein Luxus, der sich in gutem Geschmacke und in
den Werken der schönen Kunst manifestirt, ist unter Al-
len der edelste.

Schon Schiller sagt, man könne was Jemand sei, und
was er werth sei, eher aus dem erkennen, womit er sich
unterhalte, als aus dem, was er treibe. Bei den Griechen und +
waren die Spiele heilige Feste. Dort zeigte sich neben der
körperlichen Kraft und Gewandheit auch die Kraft und
Gewandheit des Geistes. In Gegenwart des ganzen versam-
melten Volkes schlugen die Dichter in die Saiten, und besan-
gen in ~~selbstgefertigten~~ eigenen Liedern den Ruhm der Götter
und großer Sterblicher. Die Geschichtschreiber lasen ihre
Werke vor, welche voll waren von den ~~[illegible]~~ Thaten des Volkes, das
ihnen zuhörte, und das Volk ertheilte ihnen Beifall und Krän-
ze. Ganz im Gegentheil war in dem mörderischen Gemetzel auf
blutbespritzter Arena nothwendig, um ein Volk zu unterhalten,
das sich zur Herrschaft über die Welt emporgeschwungen hatte.
Das Hauptvergnügen der Römer, welche ganze Völker Rom-

ri-

nikas hingetragt haben, ist der Kampf mit dem wüthenden Stier. Nicht immer der Erholung halber brach man sich im Mittelalter auf den Turnieren den Hals, sondern kannte auch andere Vergnügungen. Es genügt, wenn ich dich an die Troubadours, Minstrels, Minnesänger, und jene Jeux floraux und Corte d'amore erinnere, wovon sich in Toulouse bis auf den heutigen Tag Spuren erhalten haben.

Es hat also jedes Zeitalter, jedes Volk seinen eigenen charakteristischen Geschmack. Niemals kannst du einen schlagenderen Unterschied zwischen einem Barbaren und einem civilisirten Menschen bemerken, als wenn du die Art, wie sich beide unterhalten, beobachtest.

Laßt uns daher aus ganzem Herzen eine Zeit willkommen heißen, die an die Stelle roher Belustigung die schönen Künste setzt. Bei dem entschiedenen Streben der Welt nach Ausbildung und Vergeistigung ihres Wesens kann man auch erwarten, daß selbst bei uns jene barbarischen Ergötzlichkeiten zu schwinden beginnen werden, die aus der sogenannten Nothwendigkeit, die Nerven in Spannung und das Gefühl in Aufregung zu erhalten, hervorgehen, und die jetzt wie mit der [illegible] Winter und Stunden [illegible]. Gott gebe, daß dies sobald als möglich geschehe!

Der Geschmack an den schönen Künsten ist immer das Anzeichen einer Vergeistigung der Zeit, und die erste Stufe zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten, zumal Werke der schönen Kunst erst durch die Sinne auf uns wirken. Mit Wohlgefallen betrachtest du eine Bildsäule, ein Gemälde, einen Palast; sind dies aber nicht Dinge, die dein Sehorgan, die deine Sinne berühren. Wird dir nicht also durch die

Sin-

sinnliche Form das Wesen des Geistes klar? Mit den Au-
gen der Natur oder des Bildes schaut die übersinnliche
Welt auf uns herab. Indem die Baukunst durch die Schö-
pfung des Baues und durch das Aneinanderfügen von
Ziegelsteinen Wunder wirkt, und gleichsam mit einer Me-
lodie unsere Seele durchdringt, und während die Töne der Mu-
sik ein sinnlicher, wahrlich ein auf das Gehör einwirkender
Klang sind, so ist auch die Harmonie und Melodie, zu wel-
cher sich jene Töne verbinden, in den Tiefen des Geistes gebo-
ren, und übt ihren Einfluss wieder auf den Geist. Was
aber soll ich erst von der Poesie sagen, welche mit der
Kraft der Imagination und mit dem Zauber des Aus-
drucks aller Künste Reiz zugleich in sich vereint. Die Kün-
ste kleiden die Lebenswahrheiten in das Gewand der Schön-
heit, und, was uns die Philosophie in schwierigen, einzig
und allein durch Abstraktion erreichbaren Räsonne-
ment reicht, das zaubern die schönen Künste durch den
Hauch ihrer Kraft zu warmen und vollebendigen Gestal-
ten.

Deshalb sagt auch Goethe an einer gewissen Stelle, dass
die Wahrheiten nicht vom Himmel auf die Erde herunter-
gestiegen seien, und dass ihnen erst die schönen Künste Gewän-
der bereitet hätten. 2)

In einem jeden Werke der schönen Kunst finden sich daher
zwei verschiedene Elemente vereinigt: das eine materiell,
das andere geistig oder die unendliche Wahrheit. Das erste
ist durch die Sinne wahrnehmbar, das zweite existirt nur
für den Seher oder Hörer des Geistes. Eine solche Auffassung
des Wesens der Kunst ist die Hauptbedingung unserer ge-

zur künftigen Darstellung, wie du es in der Folge zur
Genüge zu sehen Gelegenheit haben wirst.

Wenn nun aber im Leben des menschlichen Geschlechts
die Schönheit das gewichtvollste Prinzip ist, so kann es auf
keinen Fall überflüssig sein, daß wir uns mit allen un-
seren Gedanken in diese Welt vertiefen, und ihre verborge-
nen Geheimnisse zu ergründen suchen. Ehe wir uns aber
auf die nähere Auseinandersetzung unseres Gegenstandes
einlassen, möchte ich vor allen Andern gerade jetzt mehrere
Zweifel beheben, die dir vielleicht aufstoßen könnten. Es
ist nämlich nothwendig, daß wir uns ihrer gleich im Anfan-
ge entäußern, weil sie uns sonst in unserem weiteren
Verfolge hindern könnten.

Ich vermuthe, daß du dich vielleicht zu einem solchen Be-
griff über Schönheit nicht verstehen, sondern einwenden wirst,
es sei doch das einfache, in kein Gewand gekleidete Räson-
nement der viel nähere Weg zur Erkenntniß der Wahrheit,
daß aber das Räsonnement viel eher zum Ziele führe, u.
und eine klarere Einsicht in die Wahrheit verschaffe, als alle
Werke der schönen Kunst, in denen man nur selten, und nur
mit großen Schwierigkeiten die Wahrheit zu erkennen im
Stande sei, weil der Mensch dieselbe nicht aus ~~[illegible]~~ Illusionen
und Bildern ~~[illegible]~~, sondern aus der absoluten Wahrheit schöpfen,
und nicht durch Anschauung des Kunstwerkes, sondern durch
die herbe Arbeit des Denkens seine Überzeugung gewin-
nen müsse; mit einem Worte: daß die schönen Künste nicht
der eigentliche Weg zum Ziele der Wahrheitserkenntniß sei-
en. Dieser Einwand wird nicht nur von dir, sondern auch von

si:

jeden Andern gemacht werden, sobald nur von dem hohen
Berufe der schönen Künste die Rede ist.

Indessen habe Geduld, und du wirst sehen, daß wir uns bes-
ser verstehen lernen werden. Gieb zu allererst den Gedan-
ken auf, als hätten die schönen Künste irgend einen Zweck
außer sich, und als wären sie nur das Mittel zur Errei-
chung irgend eines von der Schönheit unterschiedenen
Gutes. Die schönen Künste tragen ihren Zweck in sich
selbst, sie sind sich selbst Zweck, so wie überhaupt keine
Wahrheit jemandes Dienerin, und das Mittel zur Errei-
chung eines ihr fremden Zweckes ist, sondern schon an
und für sich ihren Werth und ihre Bedeutung hat. Ist
denn etwa die Tugend nur deshalb von so hohem Wer-
the, weil sie der Seele einen innern Frieden schafft,
weil sie das Fundament des socialen Lebens und die
Quelle der Glückseligkeit des Menschengeschlechts ist?
Oder will man durch die Erziehung des Jünglings nur
allein das erstreben, daß derselbe, wie man sagt, in
der Gesellschaft aufzutreten verstehe, daß er sich künf-
tig aus jeder Verlegenheit zu helfen wisse, und in den
Wissenschaften das Mittel finde, um seine weitere
Subsistenz zu fristen?

Sind denn etwa auch die Wahrheiten der Mathe-
matik nur dazu da, um für den Verstand eine gym-
nastische Übung abzugeben, und um Hülfsmitteln der Meß-
kunst, Astronomie und Industrie zu dienen? Wer die-
ser Meinung ist, der kann auch mit gleichem Rechte sagen,

daß

daß die Millionen am Firmamente schimmernden Wel-
ten nur einzig und allein deshalb da seien, um uns das
Dunkel der Nacht zu erhellen, und daß das über der Er-
de ausgebreitete Himmelszelt nur zur Zierde unseres
Erdenlebens mit schönen glänzenden Sternen ausge-
schmückt sei. Die Bewohner des kleinen Erdballs ha-
ben nicht gewiß eine solche Vorstellung gehabt, und einem
eigenen Kinde ähnlich geglaubt, daß Alles nur
zu unserem Vergnügen geschaffen sei. Hat ja doch bis
auf Copernikus die Welt geglaubt, daß die unüber-
sehbaren Massen von Himmelskörpern mit der Sonne
um sich um die Erde, als um ihren Mittelpunkt und ihr
Herrin bewegten. Zum Glücke waren die Sterne noch
hoch genug angebracht; denn wer weiß, ob ein sie
nicht herunter gerissen hätten, um uns mit ihnen die
Zeit zu vertreiben, und sie am Ende gar zu vernichten.
Nicht viel fehlte, und die Klüglinge hätten die Frage
aufgeworfen, warum es denn anstatt jener Sterne
nicht mehrere der Erde beigegebene Monde gebe, da
sie solche im Stande wären, uns die Nacht schöner
zu erhellen, und uns das Firmament prachtvoller
zu schmücken, als jene Myriaden von Sonnen, deren
kleinste Zahl man kaum mit dem bloßen Auge ersp-
hen können, und deren unendliche Menge der Mensch selbst
mit dem schärfsten Fernrohr wenig nicht bemerken
werde.

Zu solchen falschen Ansichten führt ein unrichtiger Stand-
punkt

gaukelt, und eine kurzsichtige Betrachtung der Dinge. Die
so wie die Blume auf der höchsten Spitze der unbestieg-
baren Alpen duftathmend in ihrer Farbe glänzt, wie-
wol niemals ein menschliches Auge gesehen, und nur
Gott allein zur Ehr blühend, ebenso haben auch die Sterne
ihren Zweck in sich, und sind Weltkörper geschaffen, ohne
je in den Dienst unserer kleinen Erde treten zu müssen.
Es ist wahrlich ein Anderes, zu behaupten, daß die Sterne
unser Firmament schmücken, und ein Anderes, daß sie
bloß zur Zierde desselben da sind. Ähnlicherweise ist
auch die Tugend eine einzige für sich, ohne Rücksicht auf
die heilsamen aus ihr hervorgehenden Folgen, bestehende
Wahrheit, so wie die Erziehung des Jünglings wesentlich
nur dahin strebt, um den Jüngling zum Menschen zu ma-
chen, um ihn zum Bewußtsein der menschlichen Würde,
und zur Erkenntniß des allmächtigen Vaters zu brin-
gen, damit er den Himmel und die Erde zum Lehrer
anerkenne.

Die mathematischen Grundsätze sind für sich bestehende
Wahrheiten, und werden es bleiben, falls es auch kein
Menschengeschlecht gäbe, um sie zu begreifen. Und so
sind denn alle großen Wahrheiten und daher auch die
schönen Künste sich selber Zweck, sie haben einen durch
sich selbst bedingten Werth, können daher auch in nichts
Anderem aufgehen, mag auch aus ihnen immerhin wie
ein göttlicher Thau, die Glückseligkeit auf die Menschen
herabträufeln, und uns unzählige Vortheile zukommen
lassen.

Wenn aber die schönen Künste bloß als das Mittel zu et-

was

was Anderem aufgefaßt, wenn sie in eine ihrer fremd-
artige Sphäre gezogen werden, wenn wir sehen, daß die
Malerei, Skulptur, Baukunst dazu verwendet werden,
um unsere Gärten zu zieren, und mit einem geschmack-
volleren Kleiderzuschnitt bekannt zu machen, wenn
wir sehen, daß sie sich mit der Tischler- und Tapezier-
profession verbrüdern, denn freilich hören sie aller-
dings auf, eine wahre Kunst zu sein, werden unedel,
und sind höchstens nur noch eine Zierkunst, geeignet,
um gewöhnlichen Schmuck anzubringen. Ich aber habe
es hier blos von den freien d. h. von allen möglichen
Nebenzwecken befreiten Künsten zu sprechen.

Du siehst also, daß wir der Ansicht eines der heutigen re-
nommirten französischen Schriftsteller nicht beipflichten
können, wenn er sagt: „Keine Kunst stammt aus sich
selbst, noch ist sie, so zu sagen, nur um ihrer selbst
willen da. Die Kunst der Kunst selber ist eine Absur-
dität. Die Vervollkommnung des Wesens der Kunst
aber manifestirt sich als Fortschritt, und dies ist der
Zweck der Kunst.“ 3)

Wenn nun, wie wir früher gezeigt haben, die schönen
Künste vermittelst einer sinnlichen, durch äußere Sin-
ne wahrnehmbaren Form, die Wahrheit ausdrücken, so be-
greifst du auch, daß sie durch diese Funktion, nämlich
die Wahrheiten zu versinnlichen, sich selbst dienen, und
sich selber Zweck sind. Denn sie selbst sind die Wahrheit,
nur eine auf materielle Weise ausgeprägte. Sie
schaffen somit Körperformen, welche die Wahrheit auf

sich

sich nimmt, während im Gegentheil die Philosophie auch nur, nur nicht in sinnliche Gestalt eingekleidete Wahrheit ist. In der Philosophie nämlich offenbart sich der Geist ohne Vermittelung der sinnlich wahrnehmbaren Materie, er zeigt sich in dem reinen Strahle der Vernünftlichkeit, und spricht von sich und von der hohen Bestimmung des Menschen. Die schönen Künste aber verbinden die Körperwelt mit der des Geistes, und sind somit die Vermittlerinnen zwischen Himmel und Erde. Sie haben unsertwegen ihre Himmelsheimath verlassen, haben eine sterbliche Körperlichkeit auf sich genommen, und theilen sowol unsere Vergänglichkeit, als auch unsere Leiden, um uns in unsern trüben Augenblicken aufzuheitern, ~~[illegible]~~ uns mit ihren Blüthen zu erfreuen, und uns, gleichsam ihre weinenden Kinder, an ihre Brust zu drücken. Wenn aber demnach die materielle Welt eher, als die reine Verstandeswelt begriffen werden kann, so folgt daraus, daß die schönen Künste früher die Lehrerinnen der Menschen gewesen sind, als die Philosophie.

Ehe sich das menschliche Geschlecht durch die Kraft des Verstandes über die Wahrheiten des Jenseits und Diesseits, über das Leben und den Tod, über die Ewigkeit und die reale Natur ins Klare setzte, hatte es diese Wahrheiten schon geahnt, indem es in den Werken der schönen Kunst gleichsam wie in einem Bilderbuche lesen lernte, und so zum Vorgefühl seiner hohen Bestimmung gelangte. Deshalb waren auch Dichter, Seher, Barden die ersten Lehrer, die ersten Priester und Philosophen der Völker.

Seit

Seit jeher standen die Kunst, die Religion und Philoso-
phie in einem engen Verbande mit einander, indem sie
auf dem ihnen gemeinschaftlichen Boden der Wahrheit fuß-
ten. Und weil die verschiedene Auffassung der Wahr-
heit, und die verschiedene Art ihrer verkörperten Mani-
festation aus dem tiefsten Heiligthume der menschlichen
Seele und aus dem gediegenen Geistesinhalt des
Menschen hervorquillt, deshalb ist auch die Geschichte der
schönen Kunst ein treues Abbild der innern Geschichte
des Menschengeschlechts.

Wenn du aber das ganze Menschengeschlecht, das seit
Urbeginn mit dem aus dem Meere der Ewigkeit sich
ergießenden Strome dahinschreitet, als eine monadi-
sche Persönlichkeit auffaßest, so wirst du in ihr den-
selben Kampf mit sich selbst, denselben langsamen,
aber sicheren Fortschritt seiner geistigen Entwicklung
wie in dem Einzelmenschen finden. Zwischen dem Men-
schengeschlecht und dem einzelnen Menschen stellt sich blos
der Unterschied heraus, daß das Menschengeschlecht nie-
mals ausstirbt, und wenn es auch seine ruhigen und
stillen Winter hat, die sogar durch die Dauer vieler
Jahrhunderte die Welt wie mit einem Grabstein
überdecken, so ~~kann~~ diese Lethargie nicht ewig dau-
ern; bis ~~dass~~ immer wieder ~~Wenn diese~~ bricht ein Lenz hervor, und jeder
darauf folgende Frühling treibt kräftigere, üp-
pigere, schönere Blüthen. Eine neue fruchtbare Epoche
beginnt, und jede dieser Epochen ~~wird~~ verjüngt ~~sich~~ durch ein ~~neues~~
Element ~~Urkraft~~, das in ihr lebt und athmet, ~~verjüngt~~, wenn
auch dieses Element ~~Urkraft~~ je nach der Höhe der Bildungsstu-

fe.

se, die das Menschengeschlecht gerade einnimmt, verschie-
den ist.

Deshalb nehmen auch die schönen Künste nothwendig ver-
schiedene, und immerwährend verschiedene Gestalten an. Wer
sich betrachtet die Werke des alten Asiens, welches der
Anfang der Zeiten und der des menschlichen Geschlechts
zugleich ist, und da wird wahrnehmen, daß hier die Ge-
schichte die Jahre ihrer Kindheit verlebt hat. Ohne mich
jetzt schon auf eine genauere Beschreibung und Veran-
schaulichung jener Werke einzulassen, will ich dich ganz
kurz nur daran erinnern, was uns der alte Herodot
erzählt von diesem Asien, von Ägypten, von den phanta-
stischen Schätzen [illegible], den Träumen des
alten Astyages, von jenem Könige Rampsinit, der sei-
ne Tochter an einen gemeinen Dieb verheirathet, von
dem Ringe des Polykrates, von Solon, von Gyges u.
seinem Purpurmantel, von Babylon, Ninive, Semi-
ramis. Es kommt uns vor, als ließe uns dieser Vater
der Geschichte Märchen auf, die er Gott weiß wo ge-
hört, indem er uns mit Geschichtchen unterhält, wie sie
Ammen ~~ihren~~ den Kindern zu erzählen pflegen. Ich habe
auch stets die Bemerkung gemacht, daß diese Urhistorie
dem Geschmacke kleiner Knaben vollkommen angemes-
sen ist, und daß sie dieselben mit großer Begierde zuhören.

Obgleich aber Asien und seine Geschichte selbst heute noch
einer großartigen Fabel gleicht, die uns an die Mähr-
chen der Araber erinnert, welche ~~daß~~ sie beim einsamen

Feu-

Feuer in öder Wüste erzählen, so ist doch das Lebensprinzip
schon ein neues, und die Art, wie es sich bemerkbar macht,
eine neue. Das mohammedanische Asien unterscheidet
sich gerade von dem hindostanischen. Im hindostanischen
Asien sehen wir den menschlichen Geist gleichsam noch
in Windeln, während im mohammedanischen Asien die
frei strömende Phantasie halb wachend halb träumend
von sich selber spricht, weshalb hier die Künste gleichsam
unbeschränkte Erscheinungen sind, und die Poesie
trotz ihres reichen Inhalts, ein Bedürfniß der Natur selbst,
ihr selbst unbewußt, aus der vollen Brust dringt, gleich
dem Liede des Sprossers im duftigen Rosenstrauch.

Ein Blick auf die Karte belehrt dich, daß aus der unge-
heuren Wurzel Asiens Europa als Seitenast herauswächst.
Gleichermaßen ist auch der europäische Geist ein veredeltes
Reis auf dem alten Stamme der asiatischen Geschichte. Deshalb
begegnest du, hast du dich einmal von den alten Cedern, Cy-
pressen und Palmen weggewendet, und deinen Blick auf
Griechenland gerichtet, einer vom Grund aus veränderten
Gestalt der Dinge. In Griechenland ist die erste europäische
Geschichte, und diese Geschichte wird von dem Geisteshauche Eu-
ropas begrüßt, das mit seinem Athem der Welt große
Zukunft verkündet. Wenn nun auch die Geschichte Griechen-
lands ihre eigenen Sagen und wunderartigen Traditio-
nen hat, so erscheinen diese doch nur in Verbindung mit
der Mythologie, und gehören der Urgeschichte an. – Die home-
rischen Helden, Herkules, Ajax, Theseus, die des Homer sind
dasselbe, was für uns Lechus, Czechus, Krakus und Wanda,
eine Rückerinnerung aus den Jahren der Kindheit;[4] sie zei-

gen

ten aber nicht in das reifere Leben Griechenlands. In
Griechenland wurde das Gefühl des Menschen zum Jüng-
ling. Dieser Jüngling wußte, das Herz schwellte ihm von Sehn-
~~sucht~~, und die äußere Welt erklang von Poesie und Wun-
derbarem Zauber. Eine Dichternation, ein Künstlervolk
waren die Griechen; denn das Gefühl ahnte hier bereits
die ewige Wahrheit, konnte jedoch noch nicht ihr eigent-
lichstes Wesen erfassen. Das griechische Volk war zu sehr
materiell, als daß es schon fähig gewesen wäre, die Wahr-
heiten in ihrer ganzen Erhabenheit und Größe aufzunehmen.
Es versinnlichte sie daher, und trug sie in die Heimath der
materiellen Welt über, mit einem Worte: es begriff
sie als schöne Kunst.

Und deshalb ist eigentlich das ganze Leben der Griechen,
ihr Typus, ihr Wesen ein durch und durch ästhetisches. Gleich-
wie schon ist das Leben desjenigen, den der Musik Genius
aus Millionen erwählt, und an der Wiege des schlafenden
Kindes hintretend, ihn mit einem Kusse zu seinem Lieb-
ling weihet, gleichermaßen ist also das künftige Leben
dieses glücklichen Auserwählten aus Zauber und Harmo-
nie gewebt, und ehe er Jüngling wird, trägt er schon al-
le seine Gefühle, Gedanken, Wünsche, Liebe und Freude
auf Töne über, — Alles ist ihm ein Lied und besteht aus
Melodie, und was er durch Worte auszudrücken nicht
vermag, ergießt er in Musik.

Bei den Griechen waren die schönen Künste der Gegen-
stand der Liebe, sie waren die Seele und das Lebensele-
ment des Volks. Auf sie verwendeten die Griechen alle
ihre Kräfte, und achteten sie für den höchsten Beruf des
Menschen. Weder vorher, noch nachher hat es je ein Volk
gegeben, das den Griechen in dieser Beziehung gleichgekom-
men.

men waren. Die Weisheit ihrer Philosophen, die tiefsten Geheimnisse der Natur und des menschlichen Herzens, die nur mühsam zu entwickelnden Wahrheiten über das irdische und jenseitige Leben sind in die Bilder ihrer Mythologie voll Zauber und Frische eingekleidet, und sprechen ebenso sehr den Verstand, als das Herz und die Sinne an. Ihre marmornen Götter sind lebendig, warm und reizend, voll einer ruhigen Majestät und erhabenen Fröhlichkeit, ernst zugleich und gemüthlich. In ihnen sind die Gefühle von ganz Griechenland, in ihnen der griechische Geist in Stein ausgedrückt. Der Griechen olympischen Spiele, ihre Gastmähler und Opfer waren poetisch; bei ihnen waren sogar die Meere und Wälder, die Haine und Quellen, die Bäume und Flüsse lebendige Gottheiten, die, wofern sie einmal einen Bund mit den Sterblichen geschlossen, sich mit ihnen freuten, und mit ihnen trauerten. Jener allmächtige Jupiter, der mit einer einzigen Bewegung seiner Augenlieder den Himmel zum Wanken brachte, stieg nicht desto weniger von seinem Throne herab, vereinte sich mit den Töchtern der Erde, und machte im Olymp gar viel von sich reden. Und weil von obenher das Beispiel wirkt, deshalb waren auch die Erdenbewohner nach Art der Himmlischen trotz ihrer Mängel und ihrer argen Willkühr, dennoch poetisch und voll guten Geschmacks. Oder hat es wohl je einen genialern Lüstling und einen poetischern Roué[5] gegeben als den schönen Alcibiades war? Was sind doch das für armselige Gestalten unserer heutigen Herren mauvais sujets, [illegible] [illegible] Lovelace und [illegible] den Jeunes [illegible]

res

en. Sie sind nicht als sinnlose Karrikaturen jener plasti-
schen Schwärmer Griechenlands; + [Wegner] sie sind zu schwach, um
Wüstlinge zu sein.

Die Feldherren der Griechen, ihre Gesetzgeber, ihre Kriege und
Schlachten, ihr Leben und ihr Ende waren lebendige Epopeen.
Betrachte jenes uns aus dem Alterthume überkommene
Brustbild, jenen wunderschönen Kopf. Sieh wie sorgfältig
die Haare geordnet sind, wie der Bart in reicher Fülle herab-
wallt, wie herrlich dieser Reif die Stirne ziert. Auf den er-
sten Blick könntest du vielleicht glauben, daß dies irgend
ein asiatischer Autor sei; aber kaum hast du deine Auf-
merksamkeit auf die edlen Züge, auf jenes griechische Pro-
fil, auf Jupiters mächtige Stirn, und auf die weisheits-
verkündende Wölbung der Augen gerichtet, und du erräthst,
daß in diesem Haupte der Gedanken Blitze entsprungen
sind, und die Welt erleuchtet haben. Es ist das Plato, jener
göttliche Plato, der zuerst den Verstand und den Gedanken
auf den Thron gesetzt, und behauptet hat, es gebe eine Ver-
wandtschaft zwischen dem menschlichen Geiste und der ewigen
Unendlichkeit, die weder Ende noch Anfang habe. Er ist der
deutlichste Typus eines Griechen. In seinen Werken erscheint
die Wahrheit umgeben mit den reizendsten Gewändern. Sei-
ne Philosophie ist gleichsam ein Hymnus auf die Ewigkeit
und den Werth des Menschen, er ist ein Philosophpoet. Und
jener Alexander, der ein Macedonier, aber durchdrungen
und erfüllt vom griechischen Geiste erscheint, steht an der
Spitze einer Handvoll Abenteurer, setzt über den Hel-
lespont, wirft sich, die Ilias in der Tasche, auf Asien, und

will

will sich die Welt erobern! ... Und er eroberte sie; denn ihn, den Helden Macedoniens, beseelte der Geist von Hellas, und das Streben, sich den Griechen, zu deren Höhen er sich emporgeschwungen hatte, zu gesellen, trug ihn durch die Welt. Er gelangt an den Indus, rüttelt den schlummernden Brahma auf, und nach Babylon zurückgekehrt, stirbt er den Tod eines Jünglings, der die Nacht durchgeschwärmt. Sein Leben ergoß sich wie ein Lied über den ganzen Erdkreis, sein Ruhm verhallte wie ein Lied. Kaum verblich er, und von seinem ganzen Reiche, welches fast ebenso groß war, wie die damals bekannte Erde, erhielt sich nichts, gar nichts auf die Nachwelt, außer dem Klange des Ruhmes und der Glorie seines Namens — wahrlich: das Loos für ein Dichterleben.

Doch ich sehe, daß ich mich von der Zeit zu sehr über die Griechen verbreite. Es ist dir aber gut bekannt, daß es schwer ist, über seinen Liebling zu reden. Kommt es dir, sobald du ihre Werke liesest, und ihr Leben betrachtest, nicht vor, als fändest du dich bei alten theuren Freunden ein, und fühlt sich dabei nicht ein jeder so wohl und heimisch, daß er an eine Trennung nicht einmal denken mag? Wie soll ich nun, der ich über die schönen Künste schreibe, dieses Griechenland nicht fortwährend vor den Augen haben? Sei also darauf gefaßt, daß ich es noch sehr häufig in meinen Briefen erwähnen werde.

Die Epoche der Griechen, ihr Beruf mußte sich nothwendig mit einer höheren Stufe des Gefühls abschließen. Mit dem Verlauf von Jahrhunderten veränderte sich die Lage der Dinge, das Gefühl bereicherte sich durch eine immer höhere

Ein

Einsicht in die Wahrheiten. Es that sich eine andere Zeit kund; denn nachdem sich der menschliche Gedanke emporgeschwungen und Kraft gewonnen hatte, entwuchs er auch den Gebilden der schönen Kunst, sie gleichsam wie seine Kindesgewänder von sich streifend. Nur der enge Kreis der Verstandeswahrheiten der äußeren Welt konnte sich noch auf materielle Weise manifestiren. So lange nehmlich der menschliche Geist ein junges Pflänzchen war, so lange genügte ihm die Form der schönen Kunst, so wie der Blume das zerbrechliche, wenn auch zierliche Töpfergeschirr genügt. Sobald aber jenes junge Pflänzchen zur mächtigen Eiche des Nordens aufwuchs, zertrümmerte sie das Gefäß, schlug ihre Wurzel in die Tiefe des Erdenherzens, und breitete ihre Äste wie ein Zelt über die halbe Welt aus.

Dieser Eichenbaum war <u>die christliche Religion</u>. Die schönen Künste hörten auf den Menschen Alles zu sein, sie erblaßten, so wie das Licht der Lampe vor dem leuchtenden Aufgange der Sonne erbleicht. Nicht mehr aus zauberumhüllter Materie, sondern aus den klaren Worten des Gottessohnes floß die Wahrheit. Der Segen von der Ewigkeit durchdrang die ~~Welt~~ ganze Erde, eine neue Welt entstand; es gebar sie mitten in den Schmerzen seines eigenen Unterganges das weltbeherrschende <u>Rom</u>. Der Lebensodem, welchen Gott dem aus Staub geschaffenen Menschen eingehaucht hatte, ward zugleich auch der Hauch der ewigen Wahrheit, die ihm <u>von Anfang her</u> inwohnte, aber jetzt erst ~~ihre~~ ihre Kräfte erlangte. Bei den Griechen war sie bloße Ahnung; den Christen wurde sie des Herzens unantastbares Besitzthum. Die ewige Wahrheit floh die sinnliche Welt, verließ die Materie,

und

und stieg in ihr eigentliches Heiligthum, nemlich in die verbor-
genen Tiefen des Herzens hinab, wo sie in der Harmonie des
Glaubens, der Hoffnung und der Liebe erklang. In den Son-
nenstrahlen der Religion gedieh kräftig auch die Philosophie ~~durch~~
~~tief und ihr~~ deren größter Ruhm ~~besteht~~ gegenwärtig ~~darin~~ besteht, daß
sie eine christliche ist. Denn sobald du nicht den Himmel mit
der Erde verwechselst, mußt du offen bekennen, daß un-
sere heutige Philosophie nie diesen Grad von Vollkommen-
heit erlangt haben würde, hätte sie nicht die Kraft der
Religionswahrheiten erwärmt und erleuchtet, wenn auch
der Gewinn, der uns durch die Gnade und durch die Offenba-
rung geworden ist, von den Grundsätzen des bloßen Verstan-
desmenschen ganz verschieden ist. So wie die in ihrer Schön-
heit üppig duftende Blume doch etwas ganz Anderes
ist, als der Himmel, der ihr seinen Thau schenkt, so könnte
doch gleichwohl die Frucht dieser Blume ohne den Himmel nicht
bestehen. Wenn deshalb die schönen Künste für die Griechen
die einzige und höchste Form, die Wahrheit, auszudrücken,
und ~~das~~ eigentliche Element ihres ganzen Wesens waren, so
haben wir, die wir die schönen Künste auch pflegen, ungleich
höhere Formen von der Religion und Philosophie. Wundere
dich daher nicht, daß für uns die schönen Künste ~~der~~ nicht
mehr das sind, was sie für die Griechen waren. Jenen war
die Kunst eine Geliebte, für uns ist sie eine Freundin.
Der von der majestätischen Schönheitsfülle des Phidiassi-
schen Zeus entzückte Grieche fiel vor ihm auf seine Kniee
nieder; uns aber vermag nicht die Schönheit des Gemäldes
oder der Bildsäule, sondern nur die große und heilige Bedeu-

tung

tung zu erschüttern, die das Kunstwerk für uns haben soll. Stehst du auch vor einem Kunstwerke, etwa vor einem Bau, einer Statue, einem Bilde, fällt auch ein Strom von Musik und Poesie auf dich hernieder, so wird doch mitten in dieser Gefühlserregung und dem daraus hervorgehenden Vergnügen, dein Verstand und deine Vernunft die Oberhand behalten, du wirst deine Geistesgegenwart nicht verlieren, sondern wirst über das Gemälde, oder über die Komposition oder über das vorliegende Gedicht ein Urtheil fällen. Dieses Urtheilen über die Werke der schönen Kunst aber ist der Hauptcharakter unserer Zeit, ist ihr größtes Unrecht.

Unsere Künstler dürfen deshalb auch nicht mehr die Meinung des Publikums geringschätzen; denn sie schaffen nicht für sich, noch für einen kleinen Kennerkreis, weil die Künste aufgehört haben, ein geheimnißvolles Hieroglyph zu sein. deshalb ist es auch nothwendig, daß die Künstler auf das Urtheil, ich möchte sagen, auf das [illegible] des Publikums achten, für welches sie arbeiten. Und wiewohl die Madonnen Raphaels, der Laokoon, das Mozartsche Requiem und Hamlet den Geist einer ewigen Unsterblichkeit athmen, und zu allen Zeiten ein Muster und ein Leitstern für alle Nationen, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung bleiben werden, so besteht ~~[illegible]~~ ein Grundtheil das ganze Geheimniß ~~des~~ eines heutigen Genius, z. B. ~~eines~~ Vernet darin, daß er den eigentlichen Typus ~~seines Volkes trafft~~. Frankreichs getreu [illegible]. –

Wenn du nun auch aus ähnlichen Beweggründen die Gallerien Italiens, Deutschland und Frankreichs betrachtest:

tet hast, so wirst du darnach mit Wohlgefallen vor dem mit bewundernswerther Wahrheit dargestellten Gemälde von Wohlgemuth[6] verweilen, und dich an den kernigen Figuren der Kirchenväter trotz der Masse von Mängeln erfreuen, die man mit Recht (an) diesem Meister rügt.

Indem ich Alles, was ich bis dahin geschrieben habe, überblicke, gewahre ich, daß ich wenn auch oberflächlich, fast alle Hauptpunkte, die den Inhalt meiner Briefe bilden sollen, berührt habe. Ich bekenne, daß die größere Zahl dieser Behauptungen ohne ihre unmittelbar nachfolgende Beweise nicht bestehen kann. Mag jedoch das, was ich hingeschrieben, einstweilen auf den Beweis warten; es kann ja nicht schaden, wenn wir uns auch nur oberflächlich in Rücksicht auf das Wesen unseres Gegenstandes schon beim Eingange verständigen.

Dritter Brief.

Es ist eine alte und ~~häufig wiederholte Wahrheit~~ so oft gesungenes Lied, daß der Mensch sich zwischen zwei einander stracks widerstreitenden Welten befinde, und daß sein Leben ein fortwährender Kampf zweier mit einander ringenden ~~Gebräuche~~ Gegensätze sei. In den Tiefen der Seele nämlich wohnt eine gedoppelte ~~Macht~~ Kraft, die gleich der Magnetnadel nach zwei ~~sich~~ einander entgegengesetzten Seiten strebt. Manchmal, wenn des Lebens Wendungen und Stürme den Geist durchdringen, und unser Wesen bis auf den Grund erschüttern, zersplittert jene Nadel, oscillirt, verändert ihre Lage; aber kaum sind die Gewitter vorüber, und wieder steht sie unbeweglich da, mit dem einen Pole gleichsam auf den kalten Norden der Schlüsse und der Verstandesverhältnisse hinweisend, den andern auf den Süden warmen Herzens gestützt ~~gerichtet~~ sehnend. Der Mensch steht ewig auf einer Doppelwage, und zwei einander feindliche Kugeln drücken ihn schon wanken die Wage an zwei verschiedenen Lebenspfade. Wohl dem, der es versteht, diese beiden Gegensätze zu versöhnen, o. sie zu einer Harmonie zu verschmelzen.

Diese Gedoppeltheit unseres Wesens ~~an~~ bekundet sich aber nicht blos dann, wenn es sich um den Werth des Lebens, um unsere moralische Würde handelt, sondern sie breitet, in die Tiefe unseres ganzen innern Gehaltes sich senkend, alle unsere Bestrebungen, Wünsche und Handlungen. Es giebt kein Ding, kein Ziel unserer Wünsche und Gedanken, das sich nicht nach der ~~Vernunft~~ Zukunft hinneigte, die in uns eben das Übergewicht hat. Die Welt verändert sich in unseren Augen,

je nachdem unsere Seele innerlich disponirt ist. Am häu-
figsten jedoch sehen wir die Welt in ihren eigenen Farben,
doch wir übertünchen dieselben mit dem ~~Anstrich~~ Colorit unserer
~~individuellen Subjectivität~~ Begriffsweise. Das Ziel, welches sowohl der Ein-
zelmensch wie das ganze Menschengeschlecht zu erreichen
strebt, ist: Wahrheit. Hier sind aufgehoben die Gränze
des Aussens, und die Wahrheit an und für sich ist die gegen-
seitige Ausgleichung jenes Gegensatzes.

Auch das Leben der Geschichte ist ein fortwährendes Schwan-
ken aus einem Extrem ins andere; denn eben jener Kampf
entgegengesetzter Elemente bildet die Seele der Welt~~geschichte~~ geschichte.
Die sich entgegengesetzten Elemente aber sind die den Fort-
schritt der Arbeit des Menschengeschlechts am mächtigsten
fördernden Triebfedern, und die nothwendige Bedingung
seiner Veredelung. Forsche in der Geschichte eines jeden Volkes,
das nicht in dem ~~Wir...~~ gemeinen Gedränge minder bedeutender Herrschaf-
ten untersank, sondern sich über dem Niveau des Stromes
der Geschichte erhalten hat, und du wirst wahrnehmen, daß
die Grundlage seiner Größe der vorangegangene Kampf
sich widerstreitender Kräfte gewesen ist. Jede Wissenschaft,
jede Lehre, jede Wahrheit hat eine um so größere Auto-
rität, je gewaltiger und schwerer der Kampf gewesen ist,
durch den sie ~~siegt~~ errungen wurde. Die höchsten Gipfel ~~menschlicher
Erkenntniß~~ menschlicher Erfahrung, so wie die tiefsten Schlünde ~~der Unwissen-
heit~~ sind die Zeugen jener Gedoppeltheit.

Wundere dich daher nicht, daß auch die schönen Künste
je nach der Verschiedenheit des Standpunktes, von dem aus

man

man sie betrachtete, verschieden beurtheilt wurde. Auf
allen Punkten, und auf allen Stufen, die sie erklommen ha-
ben, findest du nur Begegnungen einander entgegengesetzter Mei-
nungen, die ich dir, wenn auch nur flüchtig, namhaft ma-
chen muß. Gleich von vornherein treffen wir eine Mei-
nungsverschiedenheit rücksichtlich des zur Schönheit führen-
den Weges. Denn wenn du auf der einen Seite die gewich-
tigsten Stimmen hörst, daß bestimmte und unumstößliche
Prinzipien die wesentlichste Bedingung des Wiederaufblü-
hens der schönen Künste, daß sie ihr zuverlässigstes Heil
sind, so erheben sich von der andern Seite solche Ansichten, die
alle Prinzipien verwerfen, indem sie behaupten, man kön-
ne die Schönheit nicht mit dem Zirkel messen, daß dem
Verstande kein Recht zustehe, sich in den Bereich des guten
Geschmackes einzustehlen, und daß unter dem kalten Hauche
des Urtheils die schönsten Blüthen unserer Gefühle verwel-
ken und erfrieren.

Über diese beiden erwähnten Ansichten haben die Schaaren
der Ästhetiker in zwei einander befeindende Parteien ge-
theilt. Gleichwol sind aber die schönen Künste als Ausfluß des
menschlichen Geistes auch dessen Werk, dessen Eigenthum, und
unterliegen daher seinem Urtheile. Denn wenn der Geist Wer-
ke der Schönheit schafft, so wird ihm doch wol auch das Recht
eingeräumt werden müssen, diesen seinen Werken Gesetze
zu schreiben. Und diese Gesetzesschranken werden seinen
Erzeugnissen weder schädlich noch nachtheilig sein, weil sie
aus derselben Quelle entspringen, weil sie sich der Geist
selber giebt. Im Gegentheile wirst du aber auch zugeben,

daß

daß gerade dann, wenn es auf der Welt wüst und öde wird,
wenn das Gefühl der Gedanken und Empfindungen beraubt
ist, wenn nur finstere Nüchternheit das Herz befüllt, Re-
geln entstehen, Normen und Prinzipien geschrieben werden,
daß sich die Wissenschaft auf die Werke einer bessern Ver-
gangenheit wirft, und in ihnen das Geheimniß der Geburt
aller jener Zaubereien zu ergründen sucht, die sie zwar
noch zu bewundern, aber nicht mehr zu schaffen vermag. Was
vergangene Jahrhunderte hinterlassen haben, das zergliedert
sie jetzt, um daraus Gesetze herzuleiten, die bei der Beur-
theilung der schönen Künste zur Hand dienen sollen.

Die anatomische Sektion des Körpers erfolgt nach dem
Tod. Ähnlich verhält es sich auch mit den Werken der schö-
nen Kunst, ähnlich mit jeder geistigen Beschäftigung. So lange
Rom ein frisches, inneres und fruchtbares Leben athmete,
so lange bedurfte es auch keiner ~~Codices~~ Gesetzbücher. Die Kraft der
Gewohnheit, die gleichsam unter den Augen des Volkes wach-
senden Gesetze ~~schafften~~ erhielten ebenso, wie das Blut, ~~jene~~ ihr Leben die-
ses Volkes. Daher, da sich dasselbe ausgelebt hatte, ließ es
sich gleichsam hinter sich, vergaß auf sich, und verwischte so-
gar die Kenntniß seiner eigenen Gesetze. Damals mußte,
Tausend Jahre nach jenem ersten ~~Codex~~ Gesetzesmonumente der zwölf Tafeln, aus
den Fragmenten desselben, aus dem Moder der Vergangen-
heit Justinian ~~einen~~ neues verfassen, jenes Corpus Ju-
ris, eine geflickte Arbeit, ein anatomisches Präparat, wo-
rin das alte Rom wie in Spiritus conservirt werden
sollte, obgleich auch selbst darin der Genius jenes mäch-
tigen, kriegerischen Volkes zu sehen ist. Aus diesem wen-

ge-

seligen Unterworfenen, aus diesen Bruchstücken brachte doch noch der Geist des alten Roms, und die Arbeit längst verschollener Rechtsschöpfer bot den Stoff zu jenem Werke, das, nachdem es fertig war, schon mußte, wie Rom endlich gezwungen[illegible] te und verschwand. Und doch bis auf den heutigen Tag [illegible] steigen aus Corpus Juris der Römer die [illegible] Gesetzgebung, obwohl dasselbe bereits anderthalb Tausend Jahren der Gegenstand ihrer Forschung ist.

Ähnlich geschieht es, daß in den für die Litteratur unergiebigen Zeiten [illegible] Arbeiten, Bibliographen [illegible] einem Verstorbenen ein Inventarium des ganzen wissenschaftlichen Vermächtniß aufzeichnen, daß sie keine Schmerzen unbeschäftigt lassen, um den [illegible] Wellen nur Beute zu entreißen. Nach dem Tode großer Feldherren und Welteroberer erscheinen zumeist strategische Werke, Karten, Pläne. Und so folgt auf die Praxis regelmäßig die Theorie.

Du selbst hast ja genug Gelegenheit zu beobachten, daß alte Wüstlinge, wenn sie ihre Lebenskräfte vergeudet haben, und auf Entbehrung reducirt sind, das größte Glück noch darin finden, daß sie sich in Bilder eines Paul Kock unterhalten. Schwache und unbeholfene Köpfe pflegen der Ordnung halber, sich die Stunden eines jeden Tages durch Linien zu markiren, und ihr Leben nebst allen Beschäftigungen in Rubriken einzutheilen, um nicht in dem großen Gedränge der Geschäfte erdrückt zu werden. Wer aber wahre Geistesgegenwart und Ordnung im Kopfe hat, der braucht keine solche Rubriken und Schirmblätter; er erfüllt auch ohne sie sein Tagewerk, entspricht mit Bewußtsein seinem Berufe und trägt die Schuld seines Lebens ab.

A.V.

Als Äschylos, Sophokles, Aristophanes, Pindar, und alle ge-
stirne ~~Lichter~~ der griechischen Poesie von dem Himmel Hellas' ver-
schwunden, und eine Nacht auf Griechenland sich senken woll-
te, da vertiefte sich Aristoteles mit mächtigen Gedanken
in die reichen ~~Schätze~~ Schatzkammern der Klassiker, und holte aus ihnen glän-
zendes gediegenes Gold, die Gesetze für künftige Dichter her-
auf. Und als Rom Griechenland erschlagen, nachdem es
mit schwerer und ungeschickter Hand ihm die kostbarsten
Kunstschätze geraubt hatte, und nach Erlernung griechischer
Sprache griechisch zu denken sich einbildete, wollte es ebenfalls
eigene Philosophen und eine eigene ~~Philosophie~~ Theorie haben. Damals
begann, einmal mit zitternder Feder und entschuldigender
Einleitung, Cicero die Lehre der Wissenschaften und der
Philosophie der Römer vorzuführen, und die Theorien
des Rechts und der Beredsamkeit zu entwickeln, indem er
den Stoff dazu aus griechischen Büchern entnahm. Die Pflich-
ten der bürgerlichen Tugend hatte er in einem eigenen Werke
niedergeschrieben; aber die bürgerlichen Tugenden waren
schon längst aus dem Leben geschwunden, und die Römer, die-
ses praktischste Volk, traten, da sie keine eigene Poesie
besaßen, in die Fußstapfen der Griechen. Damals dichte-
te Horaz, der seine rohen Mitbürger mit den Schönhei-
ten der Kunst vertraut machen wollte, ein Lehrwerk über
die Dichtkunst zusammen, und es war dies gerade zu ei-
ner Zeit, in welcher Vitruv, gleichsam den Ruin der Tem-
pel und Heiligthümer Griechenlands ahnend, seine Bücher
über Architektonik und Ordnungen schrieb.

Sieh', was einige Jahrhunderte später in Frankreich ge-
schieht. Hier waren schon im sechzehnten Jahrhundert die Zei-

ten

ten des Mittelalters längst vorüber. Bayard, dieser letzte Ritter, starb in seinem Blute, nachdem er zu seinem in Kreuzesform gearbeiteten Schwertgriff gebetet hatte. Franz der Erste erkannte bei Pavia, daß Rittergeist(?) nichts mehr galt, und büßte dafür seinen Irrthum in der Madrider Gefangenschaft. An die Stelle der alten Bauart gothischer Dome(?) trat der Renaissancestyl und die kühnen Entwürfe eines Michael Angelo [illegible] ausgeschweiften [illegible] seiner Nachfolger [illegible] schwülstigen [illegible] Rokkokogeschmack. Wundere dich daher nicht, daß auch die romantische Poesie verstummte.

Schon Clement Marot, sich nach der Hofetikette streng des Besten kleidend, pries schöne und kluge Damen, besang mit Glück die Diana von Poitiers und die Königin Margarethe von Navarra, streute ihnen die duftenden Kerzen(?) seiner Lieder, war aber trotz seiner [illegible] Dichtung kein Romantiker mehr. Denn, wenn er auch als ein geistiger(?) und leichter Schmetterling die Blumen der Poesie und die Damen am Hofe seines Königs umflatterte, so glänzten doch in seinen Flügeln die Kleinodien und das Gold griechischer und römischer Dichter. Er war ein Klassiker in seiner ganzen Rüstung. Obwohl damals nach dem Vorbild des Alterthums die Poesie manchmal noch einen größeren Lohn als blos zahlreiche Stellungen und Schlösser verschaffte, obwohl Jeder so gut, als er nur immer konnte, statt der Lyra klimperte, ja sogar jener finstere und schreckliche Kardinal Richelieu, wie berichtet wird, Verse machte, und vielleicht selbst einen Racine(?) nicht gescheut haben würde, hätte ihm dieser die Athalie als Eigenthum abge-

tre-

tenten, so verlor doch die Litteratur allmählig ihr eigenthüm-
liches Leben, indem sie nach fremden, längst verschollenen
Jahrhunderten angehörigen Mustern griff, und damit den
Flug ihres individuellen Geistes in die Schranke schlug, der in
ihr hätte bleibend leben und wirken sollen. In Schranken-
stellung nachahmischen Prachtbau wurde Alles nur leere Form,
und deshalb stellte sich eine entschiedene Nothwendigkeit her-
aus, Normen und Gesetze zu schaffen.

Da trat Boileau mit Regeln und Vorschriften auf. Bei
ihm ist noch vielseitige Kraft und Korrektheit des Ausdrucks
sichtbar, aber er liefert zugleich auch das Muster eines angst-
gesetzten und beengten Stiles. Man sieht förmlich, wie
er zittert, um sich nicht durch irgend einen freieren Gedan-
ken gegen die Konvenienz zu versündigen. Statt von Kopf
zu Fuß schmucke Gedanken sehen wir ein Leibschneidern
nicht. Die Kunst hatte ihre Natürlichkeit verloren, und veraltete;
denn, entzogen dem Safte des eigenen Landes, verlor
sie nach und nach ihren Inhalt, und wurde zur Form — zur
Hülse ohne Kern. Die dramatische Poesie mußte sich in höfische
Kunst verwandeln, und die Litteratur, ihres eige-
nen Lebensfunkens beraubt, starrte mit gläsernen Augen
das Volk an, dem bereits ein tiefer Geist abging. Sie offen-
barte sich nicht durch die Begeisterung heiliges Geheimniß,
sondern wurde in den Küchen ausgebrütet, weshalb denn
alle Erzeugnisse jener Litteratur den unverkennbaren
Stempel der Dressirung an sich tragen.

Wenn man darauf achtet, wie die damaligen Tragödi-
endichter jeden Akt, jede Scene, jeden Effekt berechneten, wie

man.

vorsichtig sich die Schwierigkeiten lösten, wie sie kombi-
nirten, wie sie Strophen und Antistrophen formten, so
könnte es scheinen, als sehe man einen ausgerichteten Mei-
ster mit einem ~~alten Manne~~ verbrauchten Schach spielen. In jener Epoche
der französischen Litteratur giebt es unleugbar viel Ver-
stand und viel Gesetze, aber fast gar keinen begeisterten
Aufschwung.

Und so könnte ich hier eine Unzahl von Beispielen anfüh-
ren, die den klaren Beweis liefern, daß die Zeit der Prin-
zipien fast immer, oder doch wenigstens häufig wenn sie in
Bezug auf Künste und Wissenschaften, und daß alle Regeln
den bereits todten Geist zu beleben nicht vermögen.

Aber wozu sollen wir die Beweise hierfür bei Fremden su-
chen? Haben wir sie doch den schlagendsten bei der Hand, der
unserer Litteratur angehört. Ja in einer für dieselbe so unfrucht-
baren Epoche, wie die Epoche des ~~Pseudoklassiker~~ Herzogthums Warschau
war, geschah es, daß im Jahre 1812 auf den Antrag des
~~Geistlichen~~ Staszyc[2] die Warschauer Gesellschaft der Freunde
der Wissenschaften es für gut befand, wenn ein für allemal
die Prinzipien für alle Gattungen der Poesie niedergeschrie-
ben würden, „um (ich schreibe wörtlich ab) den guten Geschmack
zu fixiren, und eine gesunde Kritik zu begründen." Dieses
Buch sollte nichts Neues enthalten, sondern nur die bereits
anerkannten Grundsätze in klarer Ordnung darstellen,
„unumstößliche Kunstvorschriften liefern." Dieser in der
That allgemeine Gedanke sagte zu; denn was konnte es
bequemeres geben, als ein solches Rezeptbuch bei der Hand
zu haben, worin man zu finden pflegen, zur Anfertigung
guter Hymnen und schauerlichster Tragödien Vorschriften
und Mittel, wie zu Mehlspeisen, Blamangen und Konfitü-

ren

von finden konnte! Man ging daher frisch ans Werk. Die an
der Spitze Gestellten findenden Mitglieder theilten sich in die
verschiedenen Gattungen derselben. Ihre Arbeiten sollten
gleichsam das vorbereitende Material für das künftige Wör-
buch sein. Auf Franz W.[3] fiel das Loos die Gesetze der Tragö-
die zu schreiben. Sehr merkwürdig ist daher auch das Ur-
theil, dessen Verfasser ich mit Sicherheit anzugeben nicht im
Stande bin, und welches die Gesellschaft der Freunde der
Wissenschaft über diese Arbeit des Franz W. gefällt
hat. Ich habe das betreffende Aktenstück, welches mir durch
die Gefälligkeit des W. zugekommen, und vom 2ten Mai
1814 datirt ist, vor mir. Es ist in der That eine beachtungswer-
the Geschichtsquelle zur Würdigung der damaligen Begrif-
fe über das Wesen der ~~[illegible]~~ dramatischen Poesie, die uns hier gleichsam
aus erster Hand fließen. Das Ganze sollte, wie gesagt,
eine vollendete und ewig dauernde Statue werden, de-
ren einzelne Theile verschiedene Künstler, jeder in seiner
Art, nach seiner Auffassung der Dinge, und nach seinem Ge-
schmacke vorher ausmeißeln, diese Theile aber erst später
dann zu einer ganzen Bildsäule zusammengefügt werden
sollten. Ich werde mich indessen keineswegs über den ganzen
Inhalt jener Antwort der Warschauer Gesellschaft ver-
breiten, – genug, die Arbeit des Franz W. wurde verwor-
fen, und zwar aus fünf Beweggründen, von denen ich die
blos drei namhaft machen will, weil sie, wie ich glaube,
hinreichen werden. Zunächst: Erster Beweggrund: „weil
„der Autor bei Behandlung der dramatischen Poesie einzig
„nur die Tragödie und Komödie berührt, die andere
„Gattungen aber, und namentlich die Oper, übergangen

ha-

„habe." <u>Zweiter Bewegungsgrund</u>: „weil dem Autor, wie es schei-
„ne, mehr die englischen Schriftsteller und namentlich Shak-
„speare zu Mustern gedient hätten, man aber von jenen zu der
„Jugend nicht sagen könne: haec vos exemplaria nocturna
„versate manu, versate diurna." 4) <u>Dritter Bewegungsgrund</u>:
„weil der Autor zu sehr erlaube, gegen bereits allgemein an-
„erkannte Prinzipien anzukämpfen, wozu zum Nachtheil des
„guten Geschmackes die deutschen Schriftsteller schon ein wei-
„tes und verlockendes Feld geöffnet hätten." — Bekenne,
daß wenn heute irgend ein Verfasser mit einer solchen An-
sicht aufträte, Niemand zweifeln würde, er wolle die Leu-
te zum besten haben. Und es ist klar, daß dieser Tadel das
schönste Lob ist, welches die Gesellschaft der Freunde der
Wissenschaft für die Abhandlung des Franz W. nur er-
denken konnte.

Wer sollte in dieser Antwort dieselbe Gesellschaft erken-
nen, die einige Jahre später so tief ihren Beruf erfassend,
sich so große Verdienste um unsere Litteratur erworben
hat, mit dem Kranze so großer Namen erglänzt, und die
Zierde ihrer Zeit geworden ist!

Doch ich bemerke, daß ich wieder zu weit abgeirrt bin,
indem ich von Regeln sprechen sollte, die man aus den Mu-
stern einer vergangenen Kunst, also aus dem, was schon
da ist, abstrahiren könne, zumal wir noch einer andern,
von der französischen total verschiedenen Gattung von
Regelschöpfern finden werden. Dieselben werden gerade
auf der entgegengesetzten Ansicht bestehen, und darum
alle vorangehenden Muster und alle aus denselben ab-
strahirbaren Regeln verwerfen. Das was die französi-

sche.

Jahrhunderte geschaffen haben, hat bei ihnen keinen Werth;
sie wollen keine berühmten Kunstwerke sehen, mit denen
die Geister der ganzen Vergangenheit die Welt ausge-
stattet haben. Sie verlangen nur das ächte Sentiment,
und bestreben sich aus den Begriffen der Abstraction
feste und unumstößliche Regeln für die schönen Künste
zu deduciren. Es leuchtet ein, daß, weil sie sich in der
Sphäre des reinen, durch die Abstraction gebotenen Sen-
timents halten, sie auch nur allgemeine Prinzipien
festzustellen im Stande sind, ohne sich je auf Einzelheiten
mit Bestimmtheit einlassen zu können. Wie kann man, bit-
te ich, aus einem allgemeinen Sentiment nachweisen, wie
viel Akte eine Tragödie haben müsse?... Warum könnte
sie nicht aus einem, warum nicht aus sechsen, oder noch
mehreren bestehen? Oder wie soll man im Stande sein, aus blo-
ßen Verstandesbegriffen die Bedingungen eines vollkomme-
nen Gemäldes oder einer ~~Bildsäule~~ Statue zusammenzusetzen?
Wenn du aber diese allgemeine Art des Sentiments
auch auf die Säulen in der Architektur anwenden willst,
wirst du dann erst ~~wissen, ob sie zu dünn oder zu dick~~ wie du es anzufangen hast, damit die
Säulen weder zu dünn, noch zu dick ausfallen?
~~sind?~~ Jenes Sentiment wird dir zwar sagen, welchen
Eindruck vielleicht die in dieser Beziehung begangenen Feh-
ler machen würden, aber es wird nicht im Stande sein, dir
in Zahlen das Verhältniß anzugeben, in welchem die Dicke
der Säulen zur Höhe derselben stehen soll; denn wie sollte
auf jenem Wege eine so genaue Angabe erzielt wer-
den?

Auf solche speziellen Erörterungen gehen unsere Theoreti-
ker gar nicht ein. Deshalb sind auch ihre Urtheile über die

Wer-

Werke der schönen Kunst ganz allgemein, und nur For-
meln und Axiome. Sie lassen sich's nicht im geringsten ange-
legen sein, die in irgend einem Kunstwerke verkörperte
Wahrheit zu enthüllen, und zu definiren, was denn eigentlich
die Wahrheit in der Kunst sein möge, da sie blos darnach
forschen, was die Wahrheit an und für sich sei. Ich will nicht
läugnen, daß ein solches Räsonnement sehr richtig sein könne,
behaupte aber auch, daß es nicht zum Ziele führt, weil ihm ~~die~~
~~[illegible]~~ abgeht.
~~Anschauung~~ fehlt. Gleichermaßen kann man ein großer Rechts-
theoretiker sein, und die Rechtsgeschichte aller civilisirten Völ-
ker kennen, das römische Recht gleich einem gewissen Savig-
ny in Berlin, ergründet haben, über Staatseinrichtungen wie
Montesquieu sprechen, ohne deshalb eine Citation aufzu-
setzen im Stande zu sein, oder in den gewöhnlichsten Fällen
sich Rath zu wissen. Gewiß würdest du ein, nach den bestim-
testen Gesetzen der Chemie und selbst nach Anweisung des
vollkommensten Kochbuches, zubereitetes Mahl nicht ein-
nehmen, wenn es ein Mensch zubereitet hätte, der nie in ei-
ner Küche gewesen ist. Man kann ein großer Theoretiker
in der Heilkunst sein, ohne zu wissen, was man an dem La-
ger eines Kranken zu machen habe. Soll es nur Jemand
wagen nach dem, in einem Buche entwickelten Theorien
zu schwimmen, zu reiten oder zu fechten, wenn er in dieser
Beziehung noch keine practische Übung erlangt hat!

Also können auch jene ästhetischen Theorien allgemei-
ne, ja sogar vortreffliche Begriffe entwickeln; sie werden
uns aber nicht desto weniger im Stiche lassen, wenn es wirk-
lich darauf ~~ihnen~~ ankommt, gewiß ein Kunstwerk zu liefern, das
Ü-

Übung und Anlage unbedingt erfordert. daß es selbst unter uns sey und die derartige Theoretiker giebt, kannst du an den oberflächlichen Urtheilen, wie der mündlichen und schriftlichen, und doch meist sogenannten Kennern bei Beurtheilung eines Gedichts oder einer Bildsäule, einer musikalischen Aufführung, eines Gemäldes, eines Dramas u. s. w. erkennen, indem solche mitunter sogar schön klingende Redensarten sehr häufig unter der sinnlos, oder die Sprache eines + ~~leeren Kopfs~~ ~~befangenen Gefühls sind~~.

+ hohlen Kopfs sind.

Wenn du Alles, was ich dir schreibe, durchgelesen haben wirst, wirst du sagen, daß dies lauter alte Dinge seien, daß die Menschen schon seit jeher wissen, zu schönen Künsten seien nicht nur Talente, sondern auch Prinzipien nothwendig, weil die einen ohne die andern sich nicht geltend machen könnten, und daß die Prinzipien sich ohne eigenen selbstständigen Gehalt ebenso wenig an bloße Muster und fremde Autorität anlehnen, als auch andernseits nur ein, ohne Erkenntniß der und in den Leistungen großer Meister F bestehendes, werthes Räsonnement sein dürften.

F gebotenen einzelnen Kunstwerke

Ich gebe zu, daß dies alte, sogar aus dem bloßen Räsonnement resultirende Normen sind, aber wie denn, wenn wir in der Wirklichkeit sehen müssen, daß sich nur äußerst Wenige dieses heilsamen Mittels bedienen, und daß wir überall und immer nur ihr diametral entgegengesetztes Verfahren finden? Ich bin überzeugt, wir hätten weniger, aus jenem Kriege der vermeinten Klassiker und kühnen Romantiker, sich erschleppender Manieren, wenn wir jene Resultate nur irgend wie beherzigten. Giebt es denn wenig Menschen, die, wenn sie kaum zugesehen, wie Andere arbeiten, schon hinlängliche Übung erlangt zu haben meinen, um sich sofort hinzusetzen und selbst zu arbeiten, und die, wenn sie kaum einen <u>Cornelius</u> malen oder einen <u>Thalberg</u> spielen hörten.

Spielenden sehen, schon glauben, daß auch sie große Maler und Virtuosen sind: Jene Menschen vergessen, daß die schönen Künste kein Handwerk sind, und daß sie noch etwas ganz Anderes als Übung und mechanische Fertigkeit, — daß sie die Weihe von oben, den Strahl vom Himmel, daß sie Begeisterung erfordern.

Aber ungleich zahlreicher ist bis auf den heutigen Tag bei uns die Gattung derjenigen, die da glauben, daß die Begeisterung, ~~n~~ namentlich in der Poesie, vollkommen hinreiche, daß man keine Muster nöthig habe, daß alle wissenschaftliche Vorbildung überflüssig sei, und daß man nur dasjenige, was im Herzen lebe und dränge, darzustellen brauche, um ein großer Künstler zu sein. ~~Wunderbar, daß~~ Dieselbe Art [illegible] ~~[illegible]~~, die da glauben, man könne auch ohne den sogenannten Schwitzen über Büchern, ohne große Gelehrsamkeit ein verständiger, genialer, und in der Welt willkommener Mensch sein. Solche Leute fürchten sich ungemein, sie möchten am Ende gar, wie sie sich ausdrücken, eruditi werden, was sich dann mit ihrem Berufe nicht vereinbaren ließe. Doch mögen sie sich getrost beruhigen: die Gelehrsamkeit sucht Niemanden, noch macht die Bildung auf Jemanden Jagd. Es ist daher für jene Menschen keine Gefahr vorhanden; denn die Musen sind stolze [illegible] ~~Jungfrauen~~, die gar sehr ihre Näslein rümpfen. Gar sehr muß man sich um sie bewerben, sollen sie Jemandem gewogen sein, welches Glück nicht den ersten Besten trifft.

Gleichwohl aber haben jene Ansichten Legionen von Anhängern; denn was ist angenehmer, als nicht zu arbeiten, und die Jugend wie ein Lazzaroni in dolce far niente ~~niente~~ auf den Trümmern einer großen Vergangenheit ausruhend hinzubringen, den Lenz seines Lebens im Geräusch der Welt zu verschwelgen ~~genießen~~, oder hinter dem väterlichen Ofen zu gähnen, vor allem Andern aber, von

~~der~~

far niente

„von den langweiligen und unnöthigen Latein" befreit zu sein.
Solche Menschen genießen und verzehren die Tage und Jahre ih-
res Lebens gleich der Raupe, welche die Blätter und Zweige des-
selben Baumes frisst, der sie beschützt.
Wenn der künftige Dichter nicht rückwärts blickt, und sein Au-
ge nicht im Kreise der Gegenwart übt, die ihm einen Zauber-
kranz windet, wenn er unempfänglich ist für die Erhaben-
heit vergangener Jahrhunderte, die unter unerhörten Schmer-
zen und in blutigem Schweiß gebaut, auf ihren Schultern
das Gebälk zu dem mächtigen Unterbau herbeischleppten,
auf welchem unser Zeitalter steht, wenn die durch so viel Mü-
he und durch solchen Kampf von Millionen Menschen er-
kaufte Weisheit der Jahrtausende für ihn eine hohle und
ungenießbare Hülse ist, wenn er nicht in Abgeschlossen-
heit die stillen Nächte nur mit Gott und den Büchern ver-
bracht hat, wenn nicht der Segen des Geistes einer andern,
höhern Welt auf die Arbeit des Jünglings geküßt, dann
freilich nützen ihm weder Fähigkeit noch Phantasie, die
ihm vielleicht angeboren sind. Denn wenn es in der See-
le leer und öde ist, wenn der im Grunde hülflose Verstand
nicht durch sich selbst zur Kraft gelangt, dann kann es auch
für ihn keine Begeisterung, sondern nur überspannte Auf-
geblasenheit geben; die Anlagen nehmen eine schiefe Rich-
tung, weil sie sich selbst zu beherrschen unfähig sind, und
ihre wahre Kraft nicht manifestiren können, weil aus
einem inhaltlosen Geiste keine Schöpfung entspringen
kann.
Eben diejenigen, die sich auf ihre Begeisterung, auf
jenes geheimnißvolle Begeistertwerden des Geistes mit Zuver-
sicht

sich stützen, und ~~nur~~ meinen, daß das, was sie ausbrüten
und drängen, nun auch schon für die Kunst reife, und daß,
wenn auch nur ein Funken Talentes in dem Innern des Men-
schen leuchte, dieser schon den ganzen Geist ausfüllen, und in
der Flamme des Genies hervorbrechen werde.

Als in dem neueren Europa die Poesie ihre alten Fesseln
zerrissen hatte, schwoll sie an, zerstörte ihre Ufer, ergoß sich
weit und breit, und übte alle mögliche Ausgelassenheit, ehe
sie wieder in das Gleis der wahren Schönheit zurückkehrte.
Bei uns ist dies etwas später eingetreten, doch was frei-
lich – diese Epoche ist bei uns noch nicht einmal heute voll-
kommen abgeschlossen. Hie und da sehen wir Machwerke
von Liedern, Poesien voll roher, ~~und~~ durch den Wirbel
des Weltdünkels von der Erde losgelösten Gefühle und
Gedanken, die, große Muster verspottend, sich gleichsam über
die Wirklichkeit erheben, und dieselbe wol für neu und für sich
~~keinen~~ Anschauung haben, sich nichts desto weniger „Adler" nen-
nen. Wahrlich solche Adler sind nur papierene, an einer
Schnur befestigte, und durch die Hand des Schulbuben in
die Luft gelassene Drachen. Je mehr Unbestimmtheit der
Gedanken, je größer der Geist des Widerspruches, um de-
sto weniger Verstand, um desto heftiger die Einbildung
und Ausgelassenheit. Viele rufen uns: est Deus in no-
bis, aber dieser Deus, diese ihnen Begeisterung verleihende
Gottheit, ist wahrlich nicht Apollo, sondern irgend ein
minderer Götze. – Ja man muß beim Lesen solcher Produk-
te sogar auf die Vermuthung geführt werden, daß solche
Dichter die castalische Quelle ~~aus der Weinflasche~~ in den Weinbergen Ungarns +
schöpfen ~~[illegible]~~, und daß ihre Begeisterung die der grie-
chischen unbekannten Bacchantinnen sei.

Man

Man wird mir vielleicht entgegnen, daß die auf Wis-
senschaft und Lectüre der Autoren verwandte Mühe sei-
ner Seele ihren eigenen Typus benehmen, und die, sie von
Andern unterscheidende Individualität, verwischen kön-
ne. Wenn aber diese Individualität des Charakters ei-
gen Werthes ist, so wird sie doch wol nicht in ihrer Leistung
versinken und verloren gehen, sondern stets ihre Eigen-
thümlichkeit bewahren. Wenn sie sich aber fremden Einflüs-
sen und der Autorität großer Muster gegenüber nicht hal-
ten kann, dann ist kein Grund vorhanden, sie zu beklagen, da
sie gewiß nicht viel gegolten haben, und der Schaden nicht
allzu groß gewesen sein kann. Wie würde man wol von
einer Dame urtheilen, die in der Welt nicht auftreten woll-
te, um, wie sie selbst geistvoll sagt, ihre Reputation nicht
zu verlieren.[2]

Eine der Hauptbedingungen des Künstlers ist eine wis-
senschaftliche Durchbildung. Je deutlicher sich der Geist in ir-
gend einer Kunst aus sich selbst entfaltet, je klarer seine
innere Wesenheit hervortritt, desto reicher muß er auch
mit Gelehrsamkeit ausgestattet sein. Nur die Musik
ist eigentlich diejenige Kunst, in welcher der Geist am
mindesten klar von sich selbst spricht. In der Musik of-
fenbart sich der Geist gleichsam durch Hieroglyphen der
Töne, er klagt wie im Nebel und wie unter einem Räth-
sel seine Gefühle, und deshalb erfordert auch die Musik-
kunst weniger Durchbildung des Geistes, als jede andere
Kunst. Aus diesem Grund kann der Musiker schon im
jungen Alter, wenn seine Verstandesfähigkeiten noch in
der Knospe verschlossen sind, einen hohen Grad von Voll-
kom-

kommenheit erreichen, und wir sehen nicht selten Leute
mit mäßigen Geistesanlagen, die sich nichts desto weniger
als Meister in der Musik bekunden.

Aber der Baukünstler, der die großen Denkmäler der
Welt studirt, und durch sie gleichsam in das Herz der Jahr-
hunderte und Völker blickt, kann ebenso wenig, wie der
Bildhauer, zu welchem die marmornen Heroen und Götter
von Schönheit reden, ohne wissenschaftliche Bildung existi-
ren. Und wenn ein Maler auch so ungewöhnliches Talent
besäße, so würde er ohne wissenschaftliche Bildung höchstens
idealisirte Kopien der Natur liefern, nie aber die höchste
Blüthe seiner Kunst, die historische und religiöse Malerei
erreichen. Doch was soll ich erst von der Poesie sagen, die
nicht durch Töne, nicht durch Marmor, nicht durch Farbe
spricht, sondern die sich des geistigsten Mittels, der Sprache
ausschließlich bedient, um das auszudrücken, was im Herzen
wallt und sprudelt.

Mag daher kein Künstler, am allerwenigsten aber der
Dichter, die aus wissenschaftlicher Beschäftigung fließende
Ausbildung des Geistes gering achten; mögen die Wissen-
schaften das erste Band für sein Genie sein; denn hat er
sich einmal mit ihnen ernstlich beschäftigt, sich in sie hin-
eingearbeitet, und sich durch sie veredelt, so werden die
Schwingen seiner Begeisterung nur um so größere Kraft
erlangen. Wenn er das Schöne, das auf der Erde und im
Himmel gefeiert wird, erkennt, wenn er sieht, was sich in
großen Ereignissen lebt und webt, wenn er jederzeit die
Stunde auf dem großen Zifferblatt der Welt erkennt, und
der Schatz seiner Gedanken sich durch den ganzen Gehalt von

Jose.

Jahrhunderten bereichert, dann wird, wenn er wirklich zum Dichter bestimmt ist, der Augenblick kommen, wo seinem Geiste gleichsam der Blitz des Herrn entfährt, und Tausende von Lichtern zur Ehr Gottes entzündet.

Vierter Brief.

Im Dezember 1841.

Schon wieder ist die Winterszeit, des Nordens alte Amme heimgekehrt, um die durch Sommergluth und Erschöpfung entkräftete Natur nach weisem Brauch in wärmliche Tücher einzuhüllen. Die Natur ist mit einem Zelte aus schwarzen Wolken überdeckt, und die Winterszeit, [streut, die erwählte sie ihr] ~~in gleißenden Wun-~~ ~~derbaren~~ [Märchen] ~~Märchen~~ Arabiens erzählend, ~~hat~~ [bestreut] die traurenden Bäume ~~mit den~~ [die] Blüthen des Dezembers, ~~mit [illegible] und~~ die silbernen Weiße des Frostreifs. ~~silbernen Weiße bestreut~~. Der Bäume Wipfel ~~hat~~ [schmückt] sie mit den ganzen Reichthum morgenländischer Kleinodien ~~ge-~~ ~~schmückt~~, ~~und~~ [ziehet] ihnen zum Hintergrund unseren dunklen Himmel gegeben, damit ihr Brillantenglanz nur ~~noch [illegible]~~ [höher] ~~[illegible]~~ Melodie mit unserer ~~frost~~ kalten Sonne [illegible]. Und um uns das Langes Scherz vorzuführen, zeichnet sie auf unseren Fensterscheiben Zweige und Büsche von wunderbarer, bezaubernder und verführerischer Gestalt, gleichsam die Schattenbäume einer amerikanischen Wüste — Geister einer andern Welt. An die Stelle des Lebenstages ist die todte Herrschaft der [illegible] und der Kampf blinder Elemente getreten, und, wenn die Nacht ihr Tuch aufschlägt, dann erst tritt der Winter in seiner ganzen Größe auf. Gleich den Traumbildern der schlummernden Natur ziehen nun über die Erde der trüben Nebel mannigfach gestaltete Schatten, — Alles träumt und schlummert;

wert; wie der Himmel erscheint in um so größerem Glanze, und blickt so freundlich, so sprechend mit seinen Sternen auf uns herab, daß man glauben könnte, dies seien die Augen großer Sterblicher aus alter Zeit, die vom Himmel auf die Erde herabschauen, und sie bewachen.

Je ruhiger es aber um uns her, je einsamer es in der Natur, in je tieferen Schlaf die physische Welt versunken ist, um so mächtiger erwacht das innere Leben des Menschen, und die Welt des Geistes, gleichsam aus sich heraus gerückt, vereinigt wie in einem ~~[illegible]~~ Brennpunkte aller Strahlen ihre Macht, bis daß sie sich selbst entzündet, und mit den Gedanken ruhigen Flammen leuchtet.

Je höher sich der Geist emporschwingt, eine um so schwächere Herrschaft übt die materielle Welt über ihn aus. Die Hitze der Leidenschaften verraucht beim Erwachen des klaren Verstandes; nur wilde Völker, Idioten und die blos durch die thierische Natur bestimmten Kinder, stehen in einem bezauberten Kreise der Sinne, und sind der Übermacht derselben ohne Rückhalt übergeben. Das Wachsthum und die Ausbildung des Geistes allein vermag jenen Zauber zu lösen, und den Menschen aus der Gewalt desselben zu befreien. Ein Naturmensch ist ebenso häßlich als ein verderbter. Jener folgt blind der natürlichen Lust, dieser verdreht die Natur, und deutet sich dieselbe zu seinen Gunsten. Der kleingeistige ~~[illegible]~~ Feuerländer, der gleichsam ein Weltverbannter den ~~nörd~~ südlichsten Kreisen Amerikas bewohnt, ist eine ebenso unangenehme und traurige Erscheinung, wie der Pariser aus der Zeit des Terrorismus. Jener erscheint gleichsam

ve[illegible]

als ein räthselhaftes Wesen in der Natur, halb Mensch und halb Thier, ist sich des hohen Werthes des Menschen noch nicht einmal bewußt, dieser hat ihn schon vergessen, verschwendet, zur Karrikatur umgewandelt.

Wirf deinen Blick auf alle Verhältnisse des Menschen, auf alle seine Geschäfte, und du wirst erkennen, daß je nach dem Maaße seiner Schwachheit, oder des Mangels an Selbststän-digkeit die Natur auf ihn Einfluß übt, und daß je mehr er der Natur Bedeutung einräumt, er um so weniger selbst im Stande ist etwas zu schaffen. Die Natur ist ihm daher die all-beherrschende Göttin; ihr dient er, weil er in ihr sein ganzes Heil erblickt.

In solchen Zeiten zeigen sich auch die schönen Künste nicht in ihrer Kraft, sondern man hält die Nachahmung der Natur, die sklavische Kopirung derselben für die höchste Stufe künstleri-scher Vollkommenheit. Von allen Seiten wirst du daher auch Stimmen vernehmen, daß die Nachahmung der Natur die Aufgabe und die Bestimmung der Kunst sei. Diese Ansicht ist selbst heute noch so festgewurzelt, daß sie sogar die Defi-nition der schönen Kunst ausmacht. Indessen ist sie in einer ganz verschiedenen Zeit entstanden; denn ehemals, als sich die Welt mit Abscheu von der, den großen, ewig wahren und erhabenen Schönheitsformen bezweckenden, Natur- und Verstandsgesetzen angethanen Gewalt, abgewandt hatte, ging sie ins entgegengesetzte Extrem über, und warf sich in die Arme der Natur, um sich ihr ganz zu überlassen. Wenn nun auch dieser Zeitpunkt längst vorüber ist, so hat sich doch nichts desto weniger jene Meinung erhalten. Sie wandert von Mund zu Mund, und kursirt unter den

Men-

Gegenstand, wie eine alte abgegriffene Münze, die, obgleich ohne inneren Werth, dennoch eine Geltung hat, weil sie selten Jemand näher ins Auge faßt.

Schon aus meinen letzten zwei Briefen erhellet, daß die Kunst, wenn sie wahrlich die schönste Blüthe des selbstständig schaffenden Geistes sein solle, aus den Tiefen unseres Wesens hervorspringen, also etwas ungleich Höheres sein müsse, als die einfache Nachahmung der Natur. Aber die letztere Ansicht, die Natur solle durch die Kunst nachgeahmt werden, hat eine so große Zahl von Anhängern, daß du mir erlauben mußt, mich über diesen Punkt etwas genauer zu verbreiten, zumal ein klares gegenseitiges Verständniß rücksichtlich der Auffassung des Verhältnisses der Kunst zur Natur, die Hauptbedingung unserer ganzen weiteren Unterhaltung ist.

Niemand läugnet, daß die schönen Künste die Lehrmeisterinnen der Völker und die Pflegerinnen erhabener Gedanken und ächt humaner Gefühle gewesen seien. Wären sie aber bloße Nachahmerinnen der Natur, dann leuchtet ein, daß die Werke der Natur ein wirksameres Mittel zu denselben Zielen sein müßten, als die Werke der Kunst. Denn wozu sollten wir mit so viel Aufopferung und Anstrengung die Kopie desjenigen schaffen, was uns schon die Natur in einer so reichen, so großen Menge zugewendet hat? Könnte es somit wol eine weniger fruchtbringende und unnöthigere Arbeit geben?

Besuche doch nur einmal unsere Lustgärten, wirf dich einmal in das Herz dieser einfachsten Naturgärten,

und

und du wirst gewiß den Gedanken aufgeben, dem zu Folge die Kunst als eine Nachahmerin der Natur auftreten solle. Verlaß die Gemeinschaft der Menschen, die Leben und Wärme im Thale athmet, laß hinter dir die Dörfer und die im reichen Segen wogenden Getreidefluren, besteige den schroffen Gipfel der Lomnitz und suche die höchste Spitze des Krapak, und durchblicke, während du immer höheren Absätze erklimmst, die immer unfruchtbarer werdenden Bergregionen, und die immer verkümmerter Vegetation. Hast du die finsteren Kiefernwälder durchwandert, und höher die Gebüsche der Zwergbirke, noch höher aber die Gränzen der höchsten Föhren erreicht, und weiter hinaufkletternd, unter dir das schwarze Kreuz des Knieholzes mit den aufgelösten Flechten, und noch höher die letzten Streifen grüner Grasplätze gelassen, — und du bist in der traurigen Heimath glatter, trockener Moose und Urgewächse angelangt, wo die grabesstille Alleinherrschaft des todten Steines beginnt. — Rings um dich herum erheben sich haufenweise die Trümmer kolossaler Granitblöcke — eines stummen Verwüstungsbild. Von allen Seiten erthürmen sich förmliche [illegible], gleichsam labyrinthische Bauten, Plätze und Mauern einer verödeten Gigantenstadt; überall aber herrscht Todesstille, wie an dem Grabe der Natur. —

Hier blüht keine Blume, hier singt kein Vogel, ausgestorben ist hier jeder Laut, er ist irgendwo in der Tiefe versunken. Von Zeit zu Zeit hörst du nur ein todtes und beinahe schauerliches Gepolter. Es ist dies ein Granitfelsen, der sich von seiner Grundlage losgerissen, und nun in furchtba-

ren

von Springen aufstauend und abprallend, immer schnel-
ler und schneller herniederrauscht, und dann aufwirbelnd in
den Abgrund stürzt: er reißt aber im Schwunge zugleich
deren Untiefe ganze Massen von Felsenstücken herab, u.
das Gebirge erbebt, sein Anstrauß ist ein hohles und ge-
dämpftes Dröhnen; dann aber wird es wieder — grabes-
still. Die Natur verstummt wieder rings umher, und es
faßt gleichsam mit des Todes kalter Hand das Herz; denn
selbst ein tiefes Schweigen ist schrecklicher wie des Donners
Stimme, wenn sie der Erde droht.

Klimme höher und höher hinauf über zackiges Geröll, und
jähabschüssige Flächen, bis daß die himmelragenden Koloß-
se, der Bergketten graue Gipfel, Söhne einer andern Natur,
mitten unter den Leiden und Geburtswehen unserer Erde,
und mitten unter der Zertrümmerung des Weltentheaters
geboren, dich umfahen. Die ~~wie aus einem schwarzen Kristall~~ ~~[illegible]~~
~~emporsteigenden~~ ~~[illegible]~~ Zackenspitzen sind mit einem Schneetuche, gleich-
sam wie mit einem Todtenhemd, bedeckt; denn hier ist
der Tod jeglichen Lebens, hier ist ewig öd und ewig kalt.
Wenn du nach langer körperlicher Anstrengung, nach
erschöpfender Ermattung der Kräfte, endlich auf der eigentlichen
Lomnitzspitze stehst, so empfängt dich eine wunderbare
und furchtbare Welt. Tief unter dir ziehen Wolken
dahin, bedecken die ganze Erde mit einem undurchblick-
baren Meere, und wenn des Windes Hauch sie d unter
sie greift, dann spielen sie, wie die Wogen, und erheben
sich wie Meereswellen. Die niedern Berggipfel
ragen aus ihnen empor, wie Inseln aus dem Schooße der
Fluth.

Fluth. Bald aber zerreißen die Winde stellenweise den Wol-
kenvorhang, und durch diese Risse siehst du wie durch Fen-
sterhöhlen in der Tiefe streifenweise die grüne reizende
Welt. Jetzt theilen sich die Wolken, der Vorhang dieser Natur-
scenen ~~fällt~~ verschwindet, und die ganze Landschaft in der Tiefe brei-
tet sich vor deinen trunkenen Blicken wie auf einer Kart
aus, überzogen mit dem silbernen Netze der Flüsse.

Fern in der Ferne, am Rande des nördlichen Horizonts, zeigt sich
unser altes Krakau; die hie und da liegenden dunklern For-
sten sind zerstreute Wälder, während die Wohnungen der
Menschen, Dörfer und Städte, wie Punkte und unförmli-
che Fleckchen aussehen. Alles ist in der Tiefe geblieben:
das Leben der Menschen, die Schwere der Wanderungen, das
~~[illegible]~~ [illegible] die Thiere und Pflanzen, die Spur der Gemse und
der Horst des karpatischen Aars, und Alles ist in die
Tiefe gesenkt, — gesenkt das Leben und der Tod, Freude und
Trauer, Heiterkeit und Schmerz. — Hier erhebt nur Gott
allein in seiner Majestät. Du aber bist der Nachbar der
Sterne geworden, und zwei Unendlichkeiten umfangen dich: dort
senkt die Erde tief unter dir sich herab, über dir wölbt
sich die reine Höhe des Himmels. Der Athem der Ewig-
keit weht dir Kühlung zu, und das Gefühl von der Unsterb-
lichkeit deines Wesens hebt sich in deiner Brust. Tau-
send bis dahin in deiner Seele schlummernde Stimmen
erwachen in dem Hymnus der Auferstehung. Das Erden-
leben entschwindet deinem Blick, und verwischt sich in ei-
ner Erinnerung. Es kommt dir vor, als wenn das,
was du im Laufe der Jahre erlebt, erfahren und gelitten
hast, nur ein Traum wäre, — ganze Ewigkeiten trennen

dich

dich von dem gestrigen Tage. Es scheint dir, als hättest du den
Augenblick deines Todes schon erlebt, als hättest du diese
schwerste und letzte Arbeit schon vollbracht, als wenn du
aus einem langen Grabesschlafe erwachtest, und als wenn du
durch die Auferweckung weiter auf dein Erdenthale
verflossenen Jahre blicktest, welche in deinem Herzen wie Tö-
ne einer fernen Musik wiederhallen. Alles Irdische ist
in der Tiefe geblieben; nur die silbernen Wolken erheben
sich gleich dem Rauch der Opferschalen über die Erde. Die
Welt sendet sie zum Himmel empor, wie Dankgebete und
Gelübde zu Gott.

Sollen wir uns in Gedanken noch auf die Schneehäupter
des ewigen Himalaja, oder auf die Hörner der riesigen
Anden und Alpen versetzen, da wo die Atmosphäre dünn,
fein, nicht mehr mit azurnem Schmelz gefärbt ist, sondern
wo sich anstatt der himmlischen Bläue schon ein schwarzer
und trüber Äther über jenen ewigen Schneeregionen la-
gert, und das Antlitz der Sonne und sämmtlicher Sterne
in rother Flamme glühet?

Und doch, und wahrlich doch, mein theurer Freund, mögen
jene Werke der Natur noch so herrlich, noch so voll von Ma-
jestät sein, so sind doch die Werke, die aus dem Geiste ent-
springen, noch viel edler. Wahrlich hoch ragen der Alpen
und der Karpathen Gipfel, aber noch höher reicht die Vor-
trefflichkeit menschlicher Werke. Die Sterne flammen
im Lobe Gottes und des Himmels, aber noch mehr verehren
Gott die Gebilde großer Sterblicher auf Erden; denn eben-
so gut wie die Werke der Natur, sind auch der Menschen

Ge-

Gebilde mit der Gottheit Gnadenbeistand geschaffen. Gott,
welcher mit dem Hauche seiner ewigen Weisheit die mate-
rielle Welt erleuchtet, entzündet sie mit dem Leben von Mil-
lionen Wesen; aber wenn er sein höchstes Werk, den menschli-
chen Geist durchdringt, dann erglänzt sein Lichtstrahl wie
die durch ein krystallenes Prisma durchgelassene Sonne
in den goldenen Farben des Regenbogens, und reflektirt
sich in der Seele des Menschen in neuer Herrlichkeit: sie leuch-
tet mit dem Glauben, der Schönheit und der Weisheit. Alles,
was der Mensch Erhabenes und Großes schafft, schafft er durch
den Segen des Himmels.

Zuallernächst aber beliebe deinen Blick auf das Wesen
der Kunst und das der Natur zu werfen, und du wirst sogleich
ihr Verhältniß zu einander und ihre Unterschiede wahrnehmen.
Wenn nämlich die schönen Künste die Früchte unseres Geistes,
wenn sie in Materie verkörperte Gedanken sind, so
ist es klar, daß die geistige Welt der Kunst nicht nur den Inhalt,
sondern auch das materielle Gewand leihen muß. Von
der Natur hat die Kunst Klänge, Steine, Marmor, Metal-
le, Farben, vor allem Andern aber die Gestalten der Natur-
wesen, ihre Erscheinungen und Formen. Die Kunst nun empfängt
diese Stoffe, und tritt mit den Werken der Architektur, der
Bildnerei, Malerei, Musik und der Poesie auf. So wahr
nun dieses auch ist, so unwahr ist es, diese Erscheinung zu dem
Grundsatze umzukehren, nach welchem die schönen Künste
die Nachahmerin der Natur sein sollte. Denn es ist
etwas ganz Anderes, eine geistige Leistung in sinnlicher
Weise darzustellen, und etwas Anderes, sich zum alleini-

gen

gen Muster die in der Natur vorhandenen Wesen zu nach-
men.

Was aber nachzuahmen ist, so kann, wenn von der Nachah-
mung der Natur bei der Kunst die Rede ist, doch wol nur die
~~Endisch~~ Bildhauerei und Malerei gemeint sein; denn nur
diese entnehmen ihre Formen aus der Natur, da sie mensch-
liche und thierische Gestalten, Landschaften, Wälder, Flüs-
se, den Himmel und die Felsen darstellen. Und doch ist nicht
nur die Bildsäule, sondern auch das Gemälde etwas ganz
Anderes, als ein bloßes Nachahmen der Natur, wie wir das
später noch näher sehen werden. Aber wie soll man erst
der Ansicht beipflichten, als ahme die Architektur und die
Musik die Natur nach? Was sollen denn unsere Bur-
gen und Dome, ihre auf gothischen Säulen gestützten Gewöl-
be sein? Sollen sie etwa, wie Einige meinen, an jene
Wildnisse und heiligen Haine, an jene ersten Wohnungen
des primitiven Europa erinnern? — Glaube nur ~~nur daß~~
der primitive Zustand Europas war in jener Zeit, wo man den
Straßburger Münster oder unsere Marienkirche[2] baute,
aus der Erinnerung der Menschen längst wie mit einem
Schwamme ausgewischt! ~~–~~

Welche Töne in der Natur soll aber die Musik nach-
ahmen? etwa das Sausen des Windes gegen Bäume,
den Gesang der Vögel, oder das Gebrüll stürmerregter
Wogen? Du weißt es selbst, wie kindisch und werthlos je-
ne Kompositionen sind, die entweder eine Schlacht mit
Kanonenschlägen, oder ein Gewitter mit Blitz, Donner, Re-
gen oder andern Zufällen durch Töne nachahmen wollen.

Was

Was aber die Poesie anbelangt, so kann man dabei noch weni-
ger von Nachahmung der Natur reden. Denn wie verhält
sich wol ein Drama, ein lyrisches Gedicht oder eine Komödie
zur physischen Welt? Sie stehen doch sicherlich mit der geistigen
Welt und mit dem übersinnlichen Wesen des Menschen in
vollkommenster Verbindung. Allerdings kann man auch
sagen, daß dieser oder jener Charakter im Roman oder im Dra-
ma mit der Natur nicht in Übereinstimmung stehe, daß
das ~~Wesen~~ Spiel dieses oder jenes dramatischen Künstlers nicht na-
türlich sei; nichts desto weniger verstehen wir unter dem Aus-
drucke Natur, natürlich die Übereinstimmung mit der
geistigen Wahrheit und nicht die mit der physischen, materiel-
len Welt, d.h. mit der physischen Natur, mit der Natur im
engern Sinne, wenn auch, wie wir später sehen werden, die
Kunst nicht im geringsten das zum Zwecke hat, daß sie
in äußerer Weise die Wirklichkeit copire, daß sie die
Menschen selbst mit Bezugnahme auf ihren geistigen Cha-
rakter aus der wirklichen Welt nehme, und in das Kunst-
werk übertrage. Doch laßt uns zur Sache zurückkehren.

Eine Gattung der Poesie und zwar die beschreibende, kann
vielleicht noch am meisten zur physischen Natur im Verhält-
niß stehen; aber auch sie hat es eigentlich mit der Beschrei-
bung der Natur zu thun, eher deshalb die Natur selbst wieder-
zu geben, d.h. sie ahmt die Natur gar nicht nach. Ich erinnere
mich daß als ich noch auf Schulen war, man uns darauf ach-
ten ließ, wie in der Beschreibung des Pferdes, die man uns
vergleichend nach Homer, Virgil und Buffon vorlas, die Wor-
te, und selbst ihr Klang und Rhythmus das Schnauben, Hüpfen,

den

den Trab, und selbst das Wiehern des Rosses nachahmten. Wir
aber kann es sein, daß des Pferdes kundiger Käufer alle
diese Dinge besser versteht, als jene sämmtlichen gekünstel-
ten Beschreibungen. 3)

Die schönen Künste, die wirklich die Gestalten der in der
Natur existirenden Wesen entlehnen, wie die Malerei und
Skulptur, müssen diese Natur auch vollkommen erkennen,
die tiefen Geheimnisse derselben begreifen, ihre Bewegungen,
ihr Leben und ihren Typus erfassen; denn wenn sich in der schönen
Kunst die Wahrheit in sinnlicher Gestalt zeigen soll, so ist es
unumgänglich nothwendig, daß sich ihre Formen nicht widersprechen, daß
sie nicht lügen, sondern deutlich Abbilder seien, wie sie sich in
der Wirklichkeit vorfinden. Wenn z. B. der Künstler, der die
Natur nachahmt, in seinem Gemälde rücksichtlich der Per-
spektive, des Kolorits, der Anatomie, der Vertheilung des
Lichts und Schattens und dergl. fehlt, so kann eine solche Nach-
bildung darum, weil sie falsch ist, der Wahrheit des Gedan-
kens nicht würdig entsprechen. Der Inhalt, oder der innere
Gedanke des Kunstwerkes, ist Wahrheit; das Kunstwerk
soll deshalb auch eine der Wahrheit würdige Form haben.
Will daher der Künstler seinen Gedanken oder die über-
sinnliche Form verkörpern, so wird er auch jederzeit in
der Natur eine entsprechende Form finden; denn Natur-
wesen und der Gedanke der Wahrheit haben einen gemein-
schaftliche Quelle, weil sie beide aus dem höchsten Verstan-
de fließen.

Wenn nun aber ein bestimmtes Jahrhundert, oder ein be-
stimmtes Volk noch nicht die Wahrheit erreicht hat, wenn
es noch kein klares und abgeschlossenes Wissen von sich besitzt,

wenn

wenn er seinen Geist noch nicht erkannt hat, daher sind sei-
ne Gedanken noch keine Wahrheit, sondern ~~Dichtung~~ Wahn, für die
es in der wirklichen Welt, in der Natur keine entsprechende
Formen giebt, und die deshalb genöthigt sind, sich in phantasti-
sche, unnatürliche Gestalten zu verkörpern. Beweis hie-
für sind jene wunderlichen Gestaltungen der indischen Gott-
heiten, jene vielhändigen und vielhäuptigen Ungeheuer,
deren es in der Natur nicht giebt, und die ebenso sehr eine
Lüge sind, als der Gedanke eine Lüge war, den sie versinn-
lichen sollten. Indem sich dagegen bei den Griechen der Ge-
danke ausgearbeitet hatte, konnte er sich auch in einer wah-
ren Form, in einer, der in der wirklichen Welt existiren-
den Wesen eigenthümlichen Gestalt, und namentlich in
der des Menschen manifestiren. Andere phantastische
Formen gehören bei den Griechen nur den ursprünglichen
Vorstellungen an, und haben blos eine symbolische Bedeu-
tung.

Wenn wir somit auch schon ein Recht hätten, die Baukunst,
Musik und Poesie zu übergehen, und nur beweisen woll-
ten, daß die Malerei und Bildhauerei etwas mehr, als
bloße Naturnachahmung seien, so geht die Unrichtig-
keit obenerwähnter Behauptung, der gemäß nämlich
die Künste eine Nachahmung der Natur sind, sogar schon
aus einem allgemeinen Zusammenhang hervor, auch
wenn wir einstweilen keinen besonderen Unterschied
zwischen den einzelnen Künsten selber machen, wiewohl
uns die Architektur und Malerei allein in Folge ihrer
Natur die schlagendsten Beweise über jene Unrichtigkeit
liefern.

P.

So wie der Mensch, als solcher gefasst, keineswegs blos
ein todtes Konglomerat von Gliedern und Körperthei-
len ist, sondern in seinem Antlitz, in seinen Augen, in der
äußeren Haltung seines Körpers das ~~Vorhandenseyn~~ Anwesenheit
des Geistes und eine durch die ganze Harmonie seines
Wesens ausgegossene Charaktereigenthümlichkeit sich
zu erkennen giebt, ebenso blickt aus den Werken der schö-
nen Kunst gleichsam durch die sinnliche Form, durch ih-
ren Körper, der Geist des Künstlers hindurch. In einem jeden
Kunstwerke sind daher zwei Elemente: ein körperliches
und ein geistiges, wie ich bereits im zweiten Briefe ge-
sagt habe.

Betrachte ein unter dem Pinsel des Salvator Rosa ent-
standenes Gemälde, und du wirst auf der Leinwand,
die kaum eine Elle breit ist, auf der ebenen Fläche die
geheimnißvollen Schönheiten der Natur in ihrer Wahr-
heit, in ihrer ganzen Erhabenheit eingeprägt finden. Au-
ßerdem aber wirst du hier noch ein Element wahrneh-
men, welches der wirklichen Natur abgeht, nehmlich:
den sich bewußten Geist des Künstlers. Diese gemalten
Berge, Felsen, Wolken, Klüfte, Büsche und Bäume ha-
ben, obgleich sie aus der Natur genommen sind, nichts
desto weniger in der Seele des großen Meisters ihre
zweite Geburt gefunden, haben sich in seinem tiefen
~~Gefühls~~ Geistesleben gebadet, haben sich idealisirt, sind mit-
ten durch seinen Gedanken gegangen, und sind vergei-
stigt ans Licht getreten. Der Künstler kopirte die Na-

tur

tur, aber er kopirte nicht die wirkliche materielle Na-
tur, wie er sie mit seinen leiblichen Augen sah, sondern
er kopirte ihr Bild, ihre Erscheinung, wie sie ihm sein Geist
gaben, und wie er sie mit seinen geistigen Augen sah.
Diese Erscheinung stand vor den Augen seiner Seele; er
fing sie in Farben auf, und verkörperte sie durch Zeich-
nung auf der Leinwand. Aber sein Werk hat eigent-
lich nur deshalb einen so hohen Werth, weil es <u>nicht</u> die Ko-
pie der Natur ist.

So malten Landschaften <u>Rubens</u>, <u>Poussin</u>, <u>Claude
Lorrain</u>, <u>Ruysdael</u>, <u>Joseph Vernet</u> und viele andere
berühmte Künstler, so malt gegenwärtig unser <u>Glo-
wacki</u>*) die Karpaten. Die Werke dieser Männer unterschei-
den sich von den, nur die treue Kopie der Natur erzielenden
Leistungen, dadurch, daß letztere blos die Ansicht der
Landschaft (vue – veduta) gewähren, jene dagegen ein
Reflex oder eine Verkörperung des dem Geiste des Künst-
lers vorschwebenden Abbildes der Natur sind. Beim An-
blick der als Naturkopien gemalter Landschaftsscenen
fesselt uns nicht der Künstler, sondern die Sache selbst,
die Eigenschaft des Gegenstandes d. h. die Gegend, die das
Bild darstellt, und wir fragen sehr selten nach dem Ma-
ler. Bei jenen Leistungen großer Meister aber nimmt
der Gegenstand entweder gar nicht, oder nur selten un-
sere Aufmerksamkeit in Anspruch; denn das Gemäl-
de kann vielleicht nur einige elende Büsche, einen Berg
verlebte Bäume und zwei Kinder darstellen, während wir

der

darum nicht desto weniger den Künstler bewundern. —

Wir können die prachtvollste Ausgabe einer Natur-
geschichte mit herrlichen Bildern von Thieren, Vögeln, Blu-
men sehen, und doch werden uns diese Bilder nur in sofern
interessiren, in wiefern sie eine treue Nachahmung der
Natur sind, in wiefern uns diese Natur selbst anzieht,
und wir werden in der Leistung höchstens die Sauberkeit
und Vollkommenheit der technischen Ausführung loben.
Wenn wir aber die Thier- und Vögelabbildungen eines
Hondekoeter oder eines Snyders sehen, wenn wir die
gemalten Blumen eines Johann Breughel oder Rachel
Ruysch betrachten, so werden wir nicht mehr von dem Ge-
genstande, den uns der Künstler vor die Augen führt, nicht
mehr von dem Inhalt, sondern von der artistischen Genia-
lität angezogen. Der Grund davon ist sehr klar. Denn
wenn jene naturgeschichtlichen Bilder, und jene treuen Co-
pien der Ansichten wirklich existirender Landschaften
nur das zum Zwecke haben, die Wirklichkeit wie sie ist,
wiederzugeben, und also die Natur hier der Hauptgegen-
stand ist, der unsere Aufmerksamkeit vornehmlich
in Anspruch nimmt, so dient dagegen einem Poussin,
Claude Lorrain, Hondekoeter, die uns die Geheim-
nisse ihres eigenen Geistes enthüllen, die Natur nur
als Mittel, als Substrat. Hier handelt es sich nicht um
den Gegenstand, sondern um die sich darin manifesti-
rende Kunst des Meisters. Deshalb gehören nur die-
se Leistungen der schönen Kunst an, während jene

in

in dem Leitfaden der Naturgeschichte gemalten Bilder
nicht zu den Kunstwerken gerechnet werden können,
weil sie nur eine Hülfe für die Wissenschaft, einem nur
zu dem untergeordneten Zwecke der sinnlichen Anschau-
ung dienende, prosaische Auffassung, keineswegs aber
eine künstlerische Verklärung des Abglanzes der Wirk-
lichkeit sind.

Wer nicht begreifen kann, was eine künstlerische Auffassung
der Natur, und wie groß der Unterschied zwischen einer pro-
saischen und poetischen Anschauung einer Landschaft sei, der
braucht sich blos zu verlieben, um diesen Unterschied sofort
wirklich zu erkennen. Die Natur wird für ihn ein anderes
Bild gewinnen, sie wird sich in seinen Augen idealisiren. Ue-
berall, wo er den geliebten Gegenstand sieht, überall, wo sei-
ne Liebe wandelt, wird ihn auch die Natur, in dem Glanze und
der Farbe seiner eigenen Seele schimmernd, umfangen. Wie
werden die Bäume ihm entgegenflüstern, die Bäche ihm winken,
wie wird ihm der Himmel lauschen, und jeder Busch, jeder Baum
sich in Poesie hüllen. Die Welt um ihn herum wird sich bele-
ben mit den leichten Schaaren der Gnomen und Sylphiden, er
wird der Vögel Zwiegespräche, das Schillern der goldenen Son-
nenstrahlen in den grünen Bäumen verstehen, die phantastischen
Wolkengebilde enträthseln, den sanften Schlaf des auf den Berg-
höhen schlummernden Mondes belauschen – er wird die Gefüh-
le und die Augen eines Künstlers haben.[51] Und wer sich von al-
len diesen noch nicht überzeugt hat, der lese, ehe die Reihe an
ihn kommt, wenn er es vermag, einstweilen jene geschriebe-
nen und gedruckten Seufzer unserer jungen Dichter, von denen

der

der eine einen Blumentopf auf ihrem Fenster, der andere, in unzüge-
liger Liebe, der Vorhang an ihrem Bette, der dritte gar der bloße
Nachtstuhl auf ihrem Fußboden, oder ein Kanarienvogel in
ihrem Käfig, und Gott weiß, was sonst noch immer zu sein sich
wünscht. Ein Glück nur, daß diese Seufzer in der Regel an St.,
an Z., oder an andere, der übrigen Welt, und manchmal viel-
leicht auch der angebeteten Erscheinung selbst unbekannte Grö-
ßen gerichtet sind.

Wenn nun aber der Beruf der Kunst es unzulässig macht,
daß dieselbe nur eine Kopie der Natur sei, so folgt daraus,
daß jede Nachahmung der Natur lächerlich erscheint, ja daß
sie Widerwillen und Ekel erregt. Wenn der Mensch, unein-
gedenk seiner schwachen Kräfte, sich durch eifrige Anstren-
gung mit der Riesengewalt der Natur messen will, dann
gleicht er jenen unglücklichen Wahnsinnigen, die Hogarth
so meisterhaft auf einem seiner Gemälde darstellt, wo ein
Unglücklicher, im wachen Zustande träumend, ein altes No-
tenblatt auf dem Kopfe hat, und sich einbildet, ein großer
Komponist zu sein. Ein anderer bewundernswerther Wahn-
sinniger, im finstern Kerker eingeschlossen, nackt, vor Käl-
te zitternd, wie ein Blatt abgemagert, mit einer Kette
angeschmiedet, auf eine Handvoll faulen Strohs gekau-
ert, hält einen Stock in der Hand, hat seine geringelte Kro-
ne mit einem Papier umwunden, und so glaubt er, er sei
ein König, Kaiser, und fordert Hochachtung und Ehrenbezeu-
gungen.

Wie weit also das edle Bemühen, die Natur zu kopiren reicht,
weißt du am besten nicht nur aus Kunstwerken, sondern auch
aus anderen einzig und allein die Nachahmung der Natur

bezweckenden menschlichen Leistungen erkennen. Es genügt, wenn ich dich an jene auf ~~[illegible]~~ Schubkarren herbeigeschaffte Felsen, an jene mit Muscheln ausgeschmückte Grotten, an jene künstlichen Wasserfälle und Ruinen erinnere, mit denen man sich die Gärten zu zieren einbildete, und sie, wie man hört, hie und da noch zu zieren scheint. Ein solches Karrikiren der Natur ist stets fade, und verräth nur große Barbarei des Geschmacks. Sind übrigens solche Werke im Kleinen angelegt, so zwingen sie uns höchstens ein Lächeln ab; sind sie aber im Großen ausgeführt, so erregen sie Ekel. Ich nehme nicht einmal die den Traubedi so sehr entzückende Vogelscheuche[6] ~~[illegible]~~ aus. Mögen aber solche Werke klein, mögen sie groß sein, so fehlt ihnen eigentlich dasjenige, was ihren Reiz ausmachen soll, d. i. sie sind das Werk menschlicher Hände, und nicht das der Natur.

Was aber noch größere Beachtung verdient, ist, daß, je mehr sich das Werk des Menschen der Natur nähert, je getreuer es sie zu kopiren scheint, um so der Eindruck, den es auf unsere Sinne macht, unangenehmer wird. Daher sind auch die in vollkommenster Treue ausgeführten Gemälde und Statuen eben dieser ihrer Ähnlichkeit halber sogar widrig.

Tritt selbst in das allervorzüglichste Wachsfigurenkabinett. Du findest hier erhabene Formen, wie in den Werken der Bildhauerei, du findest Mannigfaltigkeit der Farbengebung wie in den Leistungen der Malerei. Diese beiden Künste erscheinen hier wie vereint, und dennoch scheinen sie hier nur wie Ironie des Lebens und des Todes gezeugt. Denn Wachsfiguren sind ein Possenspiel auf Todte und Lebendige. Was sie eigentlich sind, erkennst du am besten, wenn du den Eindruck beobachtest, den

sie

sie auf Kinder, und an ähnliche Erscheinungen minder gewöhnte Personen machen. Mit welcher Schüchternheit, mit welcher Beklommenheit des Herzens und des Ausdrucks blicken die Kinder auf diese berühmten erwachsenen Politiker, Feldherrn, Schriftsteller und Räuber. Auch den übrigen Zuschauern ist so zu Muthe, als wenn sie sich unter dem Einflusse des nächtlichen Alp befänden. Die Wachsfiguren scheinen gleichsam die zu einem Todtenreichstage zusammengelaufenen Geister verschiedener Nationen und Zeitalter zu sein. Nicht angenehmer ist jene Schwerbewaffneten, englische Könige, die im Korridor des Tower aufgepflanzt sind, jene wachsene Königin Elisabeth, die in einem gläsernen Schreine auf verschiedenen Orten Londons aufbewahrt wird, oder die sächsischen Kurfürsten im Dresdener Zeughause. Aber diese Figuren haben doch auch wenigstens eine geschichtliche, so wie die anatomischen Präparate eine scientifische Bedeutung, und es handelt sich bei ihnen nicht um ästhetische Schönheit, sondern um wissenschaftliche Belehrung, der sie zum Zwecke dienen.

Es giebt Menschen, denen es sonderbarer Weise nicht an Geschick und Lust fehlt Thiere nachzuahmen. So ahmen Menschen das Krähen der Hähne, das Brüllen der Rinder, das Miauen der Katzen, das Springen des Eichhörnchens und dergleichen. Hören oder sehen wir dies zum ersten Male, so werden wir darüber vielleicht lachen; später aber wird es uns unerträglich. So lange wir glauben, daß dieses Krähen von einem wirklichen Hahne herkomme, so lange wird es für uns nichts Widriges haben; sobald wir uns aber überzeugt

sie.

haben, daß ein Mensch und kein Affe kräht, wird uns diese Kunst
schnell lästig werden, und wir werden trachten, uns sobald als
möglich aus einer solchen Gesellschaft zu entfernen. Weshalb
verursacht uns der Anblick eines Affen und seines Betra-
gens einen solchen Ekel, den wir vor andern Thieren nicht füh-
len? Nur der Umstand, daß der Körper des Affen eine gewis-
se Ähnlichkeit mit dem des Menschen hat, während die Seele
des Affen im eigentlichsten Sinne des Wortes thierisch und
der Affe eine Ironie, ein Pasquill auf die menschliche Natur
ist.

Wundere dich daher nicht, daß der geniale Retzsch, als er die Um-
risse zum Macbeth Shakspeare's zeichnete, sich der Affengestal-
ten bediente, um die höllischen Mächte darin erscheinen zu lassen.
Wer eine treue Copie der Natur haben will, der kann sie durch
eine einfache, geistlose Technik erlangen: er mache einen Gypsab-
guß von einem todten, oder lebenden, sich dieser Operation fü-
genden Menschen. Vielleicht kann ihm auch die Chemie zu
Hülfe kommen: er halte nur ein Daguerreotyp der Natur
entgegen, und er wird sie lebendig auffangen, wie man
einen Fisch im Netz fängt. Du weißt sehr gut, daß es nach
Erfindung dieser so erfolgreichen Manipulation Leute
gab, die, nachdem sie die mikroskopische Vollkommenheit
der daguerreotypischen Produkte erkannt, sich freuten, der
Malerei ein nahes Ende zu verkündigen, und sie zu Grabe
tragen zu können, weil sie nicht begriffen, daß jene Er-
findung nur die Copisten, ~~und~~ nicht aber die wahren Künstler in der
Malerei zu beseitigen im Stande war; denn die Erfindung

der

der Buchdruckerkunst auch nur die Abschreiber, nicht aber die
selbstständigen Schriftsteller aus dem Wege geräumt hat.
Das getreueste Gemälde eines Menschen, mag es mit der
größten Sorgfalt und Mühe hingezeichnet sein, mag es selbst
die feinsten Gesichtsrunzeln, jedes Härchen wiedergeben, hat
einen unendlich minderen Werth, als zwei mit Kohle auf
die Wand von einem großen Meister gezogene Striche,
oder die geistreichen Skizzen eines Peter Michalowski! 7)
Vor Kurzem habe ich eine vortreffliche Sammlung von
Zeichnungen Raphaels gesehen. Die Entwürfe sind wie
unwillkührlich nur mit Feder und Tusche angedeutet;
dennoch aber erblickt man darin die Inspirationen ei-
nes mit göttlichem Feuer flammenden Geistes. Nament-
lich haben mich einige, auf einen halben Bogen hingeworf-
ne Gedanken zum Bilde der Madonna entzückt. Man
sieht, wie die begeisterte Seele des Meisters erwacht,
in sich erstarkt, wie ein Gedanke den folgenden, vollern,
reichern erzeugt, wie die Form immer durchsichtiger,
erhabner, vom sinnlichen Element freier wird, und
man möchte glauben, daß Sanzio, als er diese Skizzen
zeichnete, auf die Himmelsklänge lauschte, die auf den
Flügeln der Cherubim von den Sternen zur Erde nieder-
schwebten, und, als wenn diese Lieder immer kräftiger
geworden, immer näher gekommen wären, bis sie mit
der Fluth ihrer Harmonie seine Seele gehoben, und sie
zum Himmel emporgetragen hätten, wo er durch den

Zu-

hinweggezogenen Wolkenvorhang das Antlitz der Him-
melskönigin und Gottesgebärerin geschaut.

So kann man nur überall und immer erkennen, daß
die Kunst eine Tochter des Geistes ist, gezeugt in den höchsten
Momenten seines Wesens, aber kein [illegible] der ihr von
der Natur dargebotenen Form ist. In dem Denkmale des Wla-
dimir Potocki[8] in unserer Kathedrale ist mehr Schönheit
enthalten, als in den Schaaren der Menschen, die sich des Som-
mers zu Hunderten in unserer Weichsel baden. Berücksichti-
ge auch endlich den Umstand, daß, wenn es sich einzig und
allein um die Nachahmung der Natur handelt, es vollkom-
men gleich wäre, welches Naturobjekt man nachahmte, und
daß, wenn man es untreu wiedergäbe, es auch schon ein
vollkommenes Kunstwerk wäre. Aber das wird Niemand
als Wahrheit anerkennen; im Gegentheile wird Jeder verlangen,
daß der Künstler eine Auswahl treffe, und nur dasjenige
zum Muster nehme, was herrlich in der Natur ist.

In diesem Postulat sind aber zwei Dinge involvirt, auf die
ich deine Aufmerksamkeit hinlenken muß: erstens, daß
in einem solchen Falle Alles von der Auswahl des Objekts,
das doch sehr verschieden sein kann, abhänge; zweitens, daß
jenes Postulat gleichzeitig auch schon das Bekenntniß in
sich einschließt, daß nicht Alles in der Natur schön sei, und
deshalb auch nicht die gesammte Natur sich zur Nachahmung
eigne; endlich auch, daß das Urtheil über die Schönheit der

Objekte in die Sphäre des Gefühles schlagen, und daher auch der menschliche Geist in sich selbst einen Probierstein und einen Maaßstab für die Schönheit tragen müsse. Es ist daher also schon von selbst das Geständniß abgelegt, daß der Geist des Menschen in den schönen Künsten eine wichtigere Rolle spiele, als die Natur. Wenn nun aber der Mensch dasjenige für die schöne Kunst wählen soll, was in der Natur das schönste ist, so geht daraus wieder hervor, daß er zur Natur nothwendig in einem solchen Verhältnisse stehen müsse, um gerade ihre furchtbarste Seite, ihre höchste Macht, oder die ganze Frische ihres Zaubers zu erkennen. Doch ist dies dem Menschen rein unmöglich, denn gerade die reichsten Schätze der Naturschönheit sind für die Kunst entweder unerreichbar, oder den Augen der Sterblichen auf immer entzogen. Wir brauchen blos einen Blick auf die Natur zu werfen, um uns ~~in Bild~~ davon sofort zu überzeugen.

Der mit seinem Leibe aus Staube von der Erde geschaffene Mensch vermag ~~von~~ allerdings himmlischen, unendlichen, wie die Ewigkeit anfangs- und gränzenlosen ~~Bildern~~ Gedanken zu träumen, und sich dorthin zu versetzen, wo die Schaaren der Welten, Sonnen und Planeten in rothem Flammenglanze gleich göttlichen Leuchten in dem schwarzen Äther wandeln. Auf den Schwingen der Einbildungskraft vermag der Mensch dieses sinnliche Erdreich zu überschweben, und den Myriaden von Sternen zu begegnen, ja sein Geist vermag in sich schaf-

fe.

Regionen zu steigen, daß ihr unsere Erde mit ihrem Mond
nur noch als ein leuchtender Tropfen erscheint, und endlich als
Atom in dem unermeßlichen Abgrund des Weltraumes ver-
sinkt. Nicht umsonst hat schon Plato von der Musik der
Welten, von der Harmonie der Sphären geträumt! Doch
wozu uns von dem Wirbel der Imagination fortreißen
lassen? Schmückt sich denn nicht unser Planet, diese unsere
Mutter Erde so wunderbaren, zauberischen, aber auch von
der Welt und den schönen Künsten so weit entlegenen Klei-
nodien, daß dieselben nur durch einen glücklichen Zufall
von irgend Jemandem entdeckt werden könnten?

Blicken wir doch nur auf jene weiten, tropischen Urwüst-
nissen, mit denen unsere alte Erde noch heute geschmückt ist.
Die ganze durch die Macht der Feuchtigkeit und Hitze her-
vorgerufene Kraft der Vegetation ist hier so frisch, so jung-
fräulich, so kräftig und üppig, wie in dem ersten Augen-
blick nach der Schöpfung, da sie Gott aus Nichts hervorge-
rufen hatte. Vertiefe dich in jene Urwälder, und es wird
dich die erhabene Natur, wie du sie in Europa nicht fin-
dest, wie ein Tempel Gottes rings herum umschließen. Far-
renkräuter, unserem trüben und unseligen Norden nur
als schwache und vergängliche Gräser bekannt, und Gesträu-
che, dort in riesenhafter Gestalt wachsend, verwandeln sich
in Bäume, mit hoch über der Erde ausgebreiteten und
wehenden Gipfeln spielend. Dunkelblättrige Feigen,
oder schlanke, poetisch geformte Palmen steigen in dünnen

Stäm-

Kleinod ist aber sei-
nen Plänen nach-
zogen.

Stämme zur Höhe, an ihren Wipfeln eine reiche aus Kirschen-
blättern geflochtene Krone entfaltend. Mächtige Äste, schwing-
ende Zweige schlingen sich zu einem düstern Geflechte, zu einem
schattigen Obdach, das undurchdringbar dem Sonnenstrahl,
ein ewiges Dunkel über des Waldes Fußboden ausbrei-
tet, während die Baumstämme gleich leichten und kühnen
Säulen des Forstes Dach tragen. Hier giebt es kein Plätz-
chen, das der Vegetation entbehrt. Büsche, Kräuter, Blumen
und Tausende von Pflanzen schießen im dichten Gedränge
aus der Erde, und suchen sich gegenseitig an Üppigkeit zu
überbieten. Die Überfülle der Natur in der ganzen Macht
ihres Zaubers frohlockt über den Reichthum und den Drang
des jungen Lebens; denn die Vegetation ist so thätig, daß
sie von allen Seiten in Fruchtbarkeit überschwillt. Un-
zählige Schlingpflanzen ~~schwingen~~ winden sich schlangenartig
um den Leib der Bäume, klettern auf den Stämmen hin-
auf, und haben sie die höchsten Kronen derselben erreicht,
so werfen sie sich von Wipfel zu Wipfel, verbinden Baum
mit Baum wie durch dicke ~~Lianen~~ Taue und befestigen somit
den Wald, auf daß er den Orkanen, die hier ihre Heimath
haben, trotze.

Das dunkle Zelt des Urwaldes erglänzt in tausend-
fachen Blumenfarben, und auf jedem Baume giebt es
der Blüthen eine Unzahl von mannigfaltiger Gestalt und
Farbe; denn die von Natur verschiedenen Schlingpflanzen
blühen jede nach ihrer Art, einen sich in den luftigen Hö-

hen

her, verbinden sich zu Sträußen und bilden scheinbar, wie
durch einen Zauber über die Erde gehobene Gärten. Der Reiz
dieser Scene wird aber auch noch durch die Schwärme der Be-
völkerung ihrer lebenden Einwohner erhöht; denn die Geschlech-
ter schreiender Vögel, namentlich der plaudernden Papa-
geien, wiegen sich auf den Zweigen, und die Farben ihrer
Flügel und ihres übrigen Gefieders sind so hell, so herrlich,
als hätten sie sich in dem goldenen Lichtglanze der Sonne
gebadet. Leichtsinnige Schwärme verschiedenartiger Af-
fen necken und bergen sich unter dem düstern Dache der
Bäume, oder auf aufgehangenen Schnüren der hoch sich
hinauf windenden Schlingpflanzen sich schaukelnd, bli-
cken sie zornig auf den menschlichen Ankömmling, flet-
schen ihm die Zähne, oder bewillkommnen ihn durch Her-
abschleudern von Ästen und Kokosnüssen. Weit in der
Ferne tönt gleich dem Paukengewirbel ~~[illegible]~~ der Riesenfrosch.

Ein reicher Lebensstrom ist über diese Natur aus-
gegossen, und dieselbe ist so fröhlich, so jung, als ob sie ge-
stern aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen
wäre. Hier ist das Leben eine ewige Hochzeitsfeier der
Natur. Wenn aber die Stürme wild zu rasen beginnen, wenn
der donnernde Orkan durch den Urwald ~~die Lüfte~~ brüllt, wenn sich der
Himmel in das Blitzes Feuer hüllt, und in Schwefelgluthen er-
glänzt, dann wächst die Wildniß von des Sturmes Arm um-
fangen, mit ihm zugleich, zürnt und ringt sich mit ihm hin und

her

her, und die schweren, schwarzen Wolken brechen mit Getöse
über der Erde, und, wie ein Strom, stürzt sich die Wassermasse
auf den Wald. Man hört ein dumpfes Brausen,
dem des Katarakts. Im sturmgeneigten Walde – ist es
noch trocken; noch ist kein Tropfen durch das dichte Gewölbe der
Eichenblätter gedrungen; wenn aber hin und da der Orkan
einen uralten Baum entwurzelt, und dem Platzregen das
Fenster öffnet, dann schlägt das Wasser aus dem Wolkenbrun-
se gleich einer schweren, dichten Säule herunter. Schrecken be-
fällt die Bewohner des Waldes, sie bergen sich schweigend
unter die Zweige, oder flüchten sich zitternd in ihre Schlupf-
winkel. Die Noth ist allgemein; denn das Leben fürchtet
die Wuth der Elemente, wenn auch die wilden Kräfte der
Natur stets die Fruchtbarkeit derselben verkünden.

Hierher, an diesen reinen Quell der Schöpfung sollten die
Maler und Dichter gehen, um ihren Geist an dieser Natur zu
erfrischen, die noch so jung, so kräftig ist, die noch den ersten
Morgen ihres Lebens begrüßt. Hier hat der Hauch der Civi-
lisation noch nicht geweht, hier ist die Natur noch ihre ei-
gene Herrin und Schaffnerin, und, sich selbst überlassen,
hat sie ihre Kräfte nicht geschwächt; denn – noch zahlt sie
dem Menschen keinen Tribut für ihr Bestehen. Die ältesten
Bäume sinken endlich hin, wenn sie in friedlicher Ruhe
ganze Jahrhunderte durchlebt haben; aber mit ihren Lei-
chen häufen sie Erde für künftige Baumgenerationen auf,

indem sie von dichten und alten Moosen, von jungem Gesträu-
ge und von dicken, durch eine lange Reihe von Jahren aufge-
häuften Schichten abgefallenen Laubes, wie in ein Grab
verscharrt werden. Hier und da ragt noch aus der Erde
ein Ast, wie ein übermüthiger Arm empor, und giebt zu
verstehen, daß in dieser wilden und freien Natur auch der
Tod herrsche. [Aber der Tod verjüngt sich hier schnell] ~~Nicht [illegible] hier~~
~~und dessen Macht [illegible]~~ [das] Leben keimender von Erschei-
nungen: seiner ~~spottet~~ [ihr Wiedergeburt in] der Blumen Farbenpracht, ~~das~~ [das]
~~spottet~~ [seiner] das tönende Lied der geflügelten Sänger.

Solche Naturwunder kennen wir hier in Europa
nicht. Bei uns ist die Natur schon gealtert, kaum hat
sie die Ueberreste ihrer früheren Schönheit bewahrt. Wo
sich aber die Civilisation in jenen so eben beschriebenen
Urwäldern verbreitet haben wird, wird auch jene fri-
sche Natur dort verschwinden; denn ehe die Künste im Stan-
de sein werden, dort ihre Herrschaft zu gründen, wird zu-
erst der Landmann den Boden bearbeiten, und das Beil den
Hügel verwüsten. Die Natur flieht vor der Civilisation,
wie vor einer höheren Macht, die physische Welt beugt sich
vor der geistigen, und räumt ihr den Platz. Auch die Welt
des Geistes erzeugt ihre Blumen, aber Blumen, die nimmer
welken, und zum Kranze eines unvertilgbaren Ruhmes
geflochten, das Haupt des Menschengeschlechts schmücken.
Und diese ewig dauernde Blumen sind die Werke der schö-
nen Kunst.

S.

So lebet die, durch den, von der Hand des Menschen ge-
führten, tödtlichen Hieb getroffenen Natur, noch im Sterben
des Menschen, wie er aus den, seine eigene Brust erfüllen-
den Gegenständen, die Muster der Schönheit schöpfte, auf daß
seine Werke nicht mehr das todte Abbild der für ihn todten
Natur seien.

Ist denn die ganze Vergangenheit unserer Erde, ist denn
die Geschichte ihres Lebens nicht eine schlagende und laute
Lehre, daß die Natur in der kräftigsten Gestalt, in ihrer
größten Erhabenheit sich für den Anblick des Menschen
gleichgültig erweise, daß sie auf seine Bewunderung
nie rechne? So lange unser Planet noch sein Jugendalter
feierte, und der Gewalt wilder Kräfte zum Spiele dien-
te, so lange konnte auf ihm auch die schöne Kunst kei-
nen Schauplatz aufschlagen.

Höre, was die Geologen über jene Jahrtausende, welche
unwiederkehrbar in der Ewigkeit Schoß hinabgeschwun-
den sind, sagen. Du könntest glauben, daß sie dir Mähr-
chen erzählen, während sie dir nach festen Grundsätzen und un-
läugbaren Thatsachen die vielen Stürme und Revolutionen
auseinandersetzen, welche die Erde erlitten habe, ehe die
Welttheile als feste Erdmassen auf ihren Grundpfeilern
hätten festen Fuß fassen können. Auch die heilige Schrift
erinnert an eine die Erde bedrängende Sündfluth, und
bestätigt gleichsam mit dem Siegel der Glaubwürdig-
keit

keit, alle die tiefen Leistungen und scharfsinnigen wis-
senschaftlichen Forschungen unserer Zeit. Vertiefe dich in
die Erde, belausche ihr, dem Lichte des hellen Tages entzogenes
Innere, hebe die Felsenschichten, die wie mit einem gro-
ßen Steine die früheren Jahrtausende zudecken, empor,
und du wirst, wie in einem unterirdischen Grabe, die
alten durch Hieroglyphen verzeichneten Weltereig-
nisse finden. Wir haben die Kunst, diese Hieroglyphen
zu lesen, bereits gelernt. Wenn wir uns in die Tiefen
der Erde versenken, so sehen wir, wie die steinigen, über
einander liegenden Schichten gleich ~~den~~ wie wir mit der Historie
unserer Erde beschriebenen Chronikenblättern auf
einander geschichtet sind, wie einige oder viele von ihnen
besondere Gruppen, Abschnitte, gleichsam gesonderte Bän-
de bilden, von denen jeder einer andern großen Zeitepo-
che angehört. Das Wasser hat diese Felsenschichten in lan-
gen, sehr langen Zeiträumen abgesetzt. Sie sind nun hie
und da gehoben, haben sich geklüftet, haben sich untereinander
gesenkt oder emporgeschoben, mit einem Worte: sie ha-
ben sich zertrümmert und verschoben.

Die Ursachen dieser Umwälzungen und Lagenverschiebun-
gen sind unterirdische Feuergewalten, welche die Massen
zum Schmelzen brachten, die aus der Tiefe heraufquellend,
in feuerspeienden Strömen zur Höhe drangen, und jene
Schichten, die Werke des Gewässers, zertrümmerten, hoben,
zerrissen und bogen. Die glühenden Massen nun erkal-
te-

taten und erhärteten im Lauf der Jahrhunderte. Es ent-
standen daraus Basalt, Porphyr, Gneuse und Grani-
te, aus denen die himmelragenden Spitzen der Alpen, ~~Kor-~~ Pyre-
~~dillera~~ näen und des Riesengebirges ~~bestehen~~ unserer Erde be-

stehen, und die gleich- ...n ihre Gründungszei- t und ihre Bil- dung wahrnehmen.

So haben denn auf Gottes Geheiß das Wasser und das Feu-
er diejenigen Berggestalten gebaut, die heute unser Au-
ge in Erstaunen setzen, die aber als die Wehe der Welt-
geburt voll Schmerzen waren, indem sie mit dem Tode
der auf der ganzen Erde lebenden Wesen erkauft wur-
den. Das Feuerspeien der heutigen Vulkane, jene sogar
bis weit in den Ozean hinein vernehmbaren Erdstöße,
das bis auf den heutigen Tag vor unseren Augen lie-
gend, in der ungeheuren Ausdehnung von Kalmar bis
Tornea, sich erstreckend emporheben das Schwedenlan-
des, dies Alles ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich
mit jenen Revolutionen, wie sie einstens unser Planet
durch das Emportreiben der glühenden Felsenmassen
erlebt hat.

Jene Zertrümmerungen und Verheerungen aller
Erdlandsgestalten, jene Neuschöpfungen haben sich öf-
ters wiederholt, und diese Tragödie der Welt bestand
aus [illegible] sechs vollen Akten. Indem die Felsmassen den Bo-
den unter sich verloren, stürzten sie in Abgrund, und
der in die Höhe emporgetriebene Meeresgrund schob
das Wasser aufs trockene Land. Und so wurde denn

das

das Land zum Meeresboden, und der Meeresgrund zum
Lande, und Alles verschwand, was da lebte. Als aber die
Gewässer versickerten, und ein kaum Windhauch die Er-
de trocken legte, da schmückte sich die Erde neuerdings mit
Bäumen, dunklen Hainen, mit Gras und mit Blumen wun-
derbarer Art, und auf dieser Weltenbühne erschienen Ge-
schöpfe einer neuen und wunderbaren Gestalt, und nach
der Grabesstille sang die Natur wieder aus voller
Brust ein neues Lebenslied. Als nun aber auch auf die-
se Natur die Reihe kam, und Alles in dem Sturme der
Elemente unterging, als neuerdings jedes Leben aus-
starb, und das wilddrohende Brausen des sturmge-
peitschten Meeres den Angstruf jeglicher Geschöpfe über-
täubte, als alles Lebende versank, da blieb von allen
dem, was auf dem Trocknen gewohnt, nichts übrig.

Aber der Geist Gottes schwebte über den Gewässern,
und verschlossen wurden die Quellen der Abgründe und
die Fenster des Himmels, und gehemmt wurde der Re-
gen oben, und die Gewässer verließen die Oberfläche der
Erde, und sammelten sich in den Tiefen. Ein neuer Morgen
erglänzte über die Welt, und erweckte das todte Leben;
die Natur lud neuerdings alle Wesen zum genußreich-
sten Dasein ein. Was dies aber für eine Natur und
was für ein Leben gewesen sein muß, kannst du leicht
errathen, wenn du die Überreste betrachtest, die sich
aus jener Periode in den Tiefen der Erde erhalten haben,

was die

~~die~~ welche wie eine alte Rumpelkammer mit den Überbleibseln von Thieren und Pflanzen angefüllt ist. Viel tausend Fuß tief unter dem Meeresgrund finden wir versteinerte Knochen von Säugethieren, und andererseits auf den viele tausend Fuß hohen Alpengipfeln die Fossilien von Muscheln, Schnecken und anderen Seethieren. Als man in Holland ein fünf Fuß langes und drei hundert Pfund schweres Hirschgeweih fand, entdeckte der Berliner Professor Ehrenberg mit Hülfe der Vergrößerungsgläser, daß darin ein Gran Tripel 187 Millionen mikroskopische Thierchen enthielt, die einst gelebt haben.

So war denn die ganze Erdkugel ein heiteres und vollkräftiges Leben, mit welchem sie heute verglichen, todt und öd erscheint, auch wenn wir den Vergleich ~~auch~~ auf den üppigen Vegetations- und animalischen Reichthum jener obenbeschriebenen Urwälder ausdehnen. Wir finden nämlich sogar unter den ewigen Eistrümmern und unter den nie schmelzenden Schneemassen der erstarrten Polargegend fossile Überreste einer organischen Welt, Überreste, die einstens ganz dasselbe Geschlecht ausgemacht haben, zu welchem heute die Thiere der heißen Zone gehören, die also nur unter einer großen Temperaturwärme haben existiren können. In den kalten Ländern Europas und Asiens finden wir Knochen von Krokodilen, Elephanten, ~~Löwen~~, die doch ihre

hei-

Heimath mithin in der heißen Zone, wo es keinen Winter giebt, gewiß nicht haben konnten.

Laßt uns nicht behaupten, diese Überreste seien von den Meeresfluthen dort hingeschwemmt worden; denn die Art, wie man sie begraben findet, zeugt deutlich, daß sie auf derselben Stelle erwachsen sind, auf der sie sich befinden. Betrachte z. B. jene Palmen- und Farrenkräuterreste, die man in der Nähe des Nordpols gefunden hat, und du wirst bemerken, daß alle ihre Theile, selbst die zartesten, wie Blüthen und Früchte, unversehrt erhalten sind, was doch nicht der Fall sein könnte, wenn sie durch Meereswogen vom Aequator bis zum Pole getragen worden wären. Es ergiebt sich daraus vielmehr die Gewißheit, daß die ganze Erdkugel mit einer Gluthwärme durchdrungen war, die von dem unterirdischen Feuer herrührte, welches von unten herauf das Erdreich durchströmend, es für Thiere und Pflanzen gewissermaßen zu einem Treibhause machte, während die mit Feuchtigkeit geschwängerte Atmosphäre der neuen fruchtempfangenden Erde zum Überfluß Kraft verlieh, die lebende Welt mit überreichen Säften zu speisen. Die Natur selbst aber gefiel sich in riesenhaften Zeugungen, und brachte phantastische, regellose Bildungen hervor. Hier ist weder die Zeit, noch der Ort, um mich über jene so eigenthümliche Welt zu verbreiten; aber erlaube mir wenigstens, daß ich dir einige jener Wundergeschöpfe aus den Urweltzeiten als Beispiele vorführe. Sie werden genügen, um die Armuth der

heu-

heutigen Natur im Vergleich mit ihrem primitiven Reichthum zu beweisen. Die Geologen haben aus jenen Knochen die entsprechenden Thiere zusammengesetzt, und daraus die ganze Lebensweise und Natur derselben entwickelt.

Es gab eine Epoche für die Erde – sagen die Geologen – die reich an kriechenden Thieren war, und diese Reptilien waren, wie man aus den Skeletten sieht, riesenhaft. Sie hatten nicht selten die Länge von 100 Fuß. Soll ich dich an jenen Ichthyosaurus erinnern, der bei einer Länge von fast 30 Fuß, halb Fisch, halb Eidechse war, und der die Formationen gänzlich verschiedener Thiere an sich trug? Er hatte Wirbelbeine, wie ein Fisch, einen Eidechsenkopf, Wallfischflossen, einen starken und furchtbaren Schwanz, 180 Krokodilzähne im Rachen, menschenkopfgroße und doch so künstliche Augen, daß sie ihm zu Allem dienten. Denn so oft er sie zusammenpreßte oder aus den Höhlen schob, hatte er an ihnen vortreffliche Mikroskope, womit er die winzigsten Dinge sah; so oft er sie aber weit öffnete, verwandelten sie sich ihm zu Teleskopen, und er erspähte dann damit die entlegensten Gegenstände. Es ist dir bekannt, daß dieser Ichthyosaurus seinen ihm gleichzeitigen Wassergenossen, den Plesiosaurus, ein ihm ähnliches Wunderthier fraß, dessen Leibeslänge 12 Fuß betrug, bei dem der Rumpf und Schwanz denen eines Säugethieres, die Flossen denen eines Wallfisches, die Zähne denen eines Krokodils glichen. Es war aber dieses Monstrum

ein

ein ungewöhnlicher Taucher; denn er hatte ungemein große und starke Lungen, einen langen Schlangenhals, er hauste auf der Oberfläche des Wassers im Schilfdickicht, von wo aus er mit dem Kopfe wie schnelle Reiter hinter kleineren Thieren schoß, welches aber niemals die Kraft jenes ~~[illegible]~~ Ichthyosaurus erlangte.

Oder soll ich dir lieber jenen merkwürdigen Pterodaktylus vorführen, der halb Vogel, halb Fledermaus, aber von ungeheurer Größe war, dessen Rachen 60 Krokodilszähne enthielt, dessen Augen von ungewöhnlicher Dimension waren, und der wahrscheinlich bei Nacht gejagt haben muß, da aus seinen Flügeln 4 lange Klauen endigende Finger hervorgingen. Seine Hinterbeine waren so stark, daß, wenn er die Flügel zusammenlegte, er ganz bequem darauf stehen konnte. Zwischen den Zehen hatte er Schwimmhäute. Daher sagt denn auch der berühmte englische Geolog Buckland von ihm, daß er alle Eigenschaften des Miltonischen Satans besessen habe, ~~da~~ weil er im Stande gewesen sei, durch die Lüfte zu segeln, und aus der Höhe auf die Beute herunterzuschießen, auf dem Wasser zu schwimmen, und auf dem festen Lande bequem einherzuschreiten. Jener riesigen Schildkröten, Hyänen, Löwen, Tiger, Elephanten u.s.w., mit denen die heutigen verglichen, zusammengeschrumpfte und elende Karrikaturen sind, will ich erst gar nicht erwähnen.

Deshalb ist die primitive Natur uns nicht nur in verstei-

nen

nerten Kirchen eine Erbschaft hinterlassen, sondern sie hat
auch, indem sie ihre antidiluvianischen Fliegen und Würmer
in Bernstein hüllte, oder mit, am Fels zerschellender, Kälte
die Leiber von Ungeheuern durchfrorte, und mit den
denkwürdigen ihr Werk beschenkt. Es ist noch nicht lange
her, daß man in den, an der Mündung des sibirischen
Stromes Lena vom Nordpol hergeschwemmten Eisschol-
len die Reste eines antidiluvianischen Thieres fand, welches
drei Jahre unangetastet da lag, weil die Eisungetüme den
Zugang zu ihm versperrten, und das endlich der Häuptling
der dort wohnenden Tungusen fand. Es war aber dieses Thier
ein Mammuth in aller seiner Vollkommenheit, und hatte
Fleisch, Knochen und Haare, als wenn es erst vor wenigen
Tagen verschieden wäre. Die Tungusen glaubten dieser al-
ten Reliquie einer vergessenen Urwelt dadurch die größte
Ehre zu bezeugen, wenn sie mit dem Fleische dessen die Hunde
fütterten. Und das geschah denn auch. Auf solche Weise be-
schloß jenes Thier, sicherlich ein Zeuge der antidiluvianischen
Welt in dem Schutze ewiger Fröste durch so viele Jahrtau-
sende geborgen, seine elende Laufbahn, und erfüllte sein
Loos. Zum Glücke wurde das Skelett nebst einzelnen
Hautstücken von einem russischen Gelehrten noch zur rech-
ten Zeit gerettet, und befindet sich gegenwärtig im Pe-
tersburger Museum. Auch wozu erst an die Lena! Nah,
ganz nahe von uns könntest du ähnliche Tungusen finden.

Soll-

Sollte ich dir etwas zu viel von jenen im Erdenschooße verbor-
genen Thieren, von jenen wunderbaren Ungeheuern geschrie-
ben haben, so erinnere dich, daß ich mir auf solche Abschwei-
fungen ein Privilegium bei dir erwirkt habe. Auch habe ich
jene Ungeheuer nicht deshalb angeführt, um sie als Schö-
pfungsmuster aufzustellen; denn darauf kann weder jener
Pterodactylus, noch der Plesiosaurus, noch auch sein Ge-
fährte Anspruch erheben. Ich habe vielmehr das Ziel vor
Augen gehabt, die Üppigkeit, die Kraft und die unerschöpf-
liche Phantasie jener primitiven Natur zu beweisen. Auch
die kühnste Einbildungskraft vermag nicht einmal in schwa-
chen Gedankenumrissen sich jenes Leben vorzustellen, das
in dem Schooße der ersten Epochen unserer Welt in junger
Frische geathmet hat.

Ebenso ungewöhnlich und vielleicht noch ungewöhnlicher
und phantastischer mag das Pflanzenreich gewesen sein,
das in dem Strahle der Sonne, und erwärmt durch die von
innen herausdringende Wärme des Planeten üppigst wu-
chernd vegetirte, zumal die Überreste dieser Vegetation
zahlreicher sind, als die aus dem Thierreiche. Es beweisen
dies die Versteinerungen ganzer Urwälder, die in den Tie-
fen der Erde oder auf dem Grunde des Meeres begraben
sind; vor allem Andern aber jene ungeheuren Steinkohlen-
lager, die nichts weiter sind, als die zur anderen Natur um-
geschaffenen Überreste von Urwäldern. Zierliche, prächt-

verbindende Blumen, Wipfel und Gesträuchen gemalte Zierra-
ge schmückt, gleich Pariser Zimmertapeten, die Wände
der Steinkohlen gruben, überdecken mit verschlungenen
Kränzen von wunderbarer und herrlicher Zeichnung aus-
gestickt sind. Jene fossilen Urwälder, jene riesigen Bäu-
me und der Reichthum versteinerter Pflanzen sind der verdorr-
te Hochzeitskranz unserer alten Mutter Erde.

Wo aber war der Mensch in jener ursprünglichen Welt
zu sehen? Unter den Überresten, unter den Knochenhaufen,
die einen Friedhof in der Rinde unserer Erdkugel bergen,
hat man bis heute nirgends und nirgends Menschenkno-
chen gefunden. Soll man daraus, sagt Cuvier, annehmen,
daß der Mensch jene Naturereignisse der Urwelt nicht
geschaut habe?

Wenn ich mich auch auf keine ~~[illegible]~~ derartigen Untersu-
chungen einlasse, so ist doch klar, daß wenn die Geschichte
des Menschengeschlechts bis auf jene Urzeit nicht hinauf-
reicht, die Künste noch um so weniger hinaufreichen kön-
nen. Jene Momente, in denen der Natur Riesenkräfte
zu Gebote standen, und wo dieselbe mit aller Macht ih-
re Herrschaft entwickelte, haben sich in der Erinnerung
des Menschengeschlechts nicht erhalten. Kann demnach
also die Behauptung stichhaltig sein, daß jene Urnatur
das Vorbild für die schönen Künste hätte abgeben können? —
Diese Betrachtung des Wesens der Natur und des Ent-
wicklungsganges ihrer Werke liefert vor allem Andern

nicht

nicht nur den klaren Beweis, daß die Naturschönheiten
nicht der Gegenstand der künstlerischen Nachahmung sein
können, sondern sie verbreitet auch über einen der wesent-
lichsten Unterschiede zwischen Natur- und Kunstschönheit
Licht. Die Naturschönheit ist und bleibt, mag sie einen
ihr Würde begreifenden Geist finden oder nicht; die Kunst-
schönheit aber ist nur für die Geister da; denn sie ist die Ar-
beit des Geistes, der Ruf an alle Herzen und Empfindun-
gen. Nur durch diese wird sie verstanden und gewür-
digt. Sie ist eine stille Sprache der Geister, und indem sie
durch die Macht ihres Zaubers alle der Unsterblichkeit
theilhafte Wesen in einem großen Kreis vereinigt, ist
sie das Siegel und die Sprache aller Völker und Zeitalter.
Die Verehrung und Liebe, die man für die Kunstschönheit
hegt, ist ein der ganzen Welt gemeinschaftliches Herz.
Aus diesem Herzen strömt gleich dem Blute Wärme
und Leben auf alle vernünftigen Wesen und auf alle
Jahrhunderte. Die schönen Künste an und für sich, ohne
Mitgefühl, hätten keinen Werth; vermöge dieses Mitge-
fühles aber sind sie das gemeinsame Erb der ganzen
Welt. Denn wenn der Lyra silberne Saiten ertönen, u.
sich ein Strom der Harmonie aus ihnen ergießt, dann
erzittern auch ihre schweigenden Schwestern, und leise
flüsternd, singen sie ein ewiges Lied mit. Das Leben
der Kunst ist rein geistig, wenn auch in das Gewand
der Materie gehüllt, und auf Gegenseitigkeit beruhend.

Nur die Natur allein ist ganz materiell, und besteht auch ohne Gegenseitigkeit und Mitgefühl.

Horch – in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, schwebt der Glocken Klang durch den nächtlichen Äther, und verkündet der Welt, daß Gott selber von dem Throne seiner Majestät herabgestiegen und Mensch geworden sei. Heute ist der heilige Weihnachtsabend – und der Glocken Geläute ergießt in Wogen sich über die christliche Welt. Ein Thurm verkündet dem andern die frohe Botschaft, daß das Wort, so im Anfange bei Gott war, Fleisch geworden ist, und unter uns Wohnung genommen hat, und daß der Stern, ein göttlicher Gesandter, über der elenden Hütte des Menschen erglänzt ist. Die Welt singt den Hymnus der Erlösung, und erkennt, daß die Herrschaft der Materie ihr Ende erreicht hat, daß selbe hinfür keine Bedeutung, keinen Werth mehr haben werde, und daß der natürliche Körper nur noch das Gefäß des unsterblichen, Ewigkeiten überdauernden Geistes sei.

Fünfter Brief.

Vor Ewigkeiten wurde durch das Wort des Schöpfers die gan-ze Herrschaft aus dem Schoße des Nichts herausgerufen, um Zeugniß von Gott abzulegen. Das Staubes Atom, das in dem den Sonnenstrahl durchdringenden Lufthauch zittert und krei-set, so wie die Sternenheere, die da wandeln über den Himmels-räumen, gleichsam die Uhr der Ewigkeit, welche der Welt die Minuten und Stunden, den Verlauf ganzer Jahrhunderte und Jahrtausende ~~abmessen~~ anzeigen. — Alles ist geschaffen! Die wie im Schöpfungsgedanken in der Eichel engen Hülle verschlosse-nen Riesengröße des Eichbaumes, jedes lebende Wesen, das die Erde erzeugt, und Alles, was in der Luft, im Meere und auf Erden lebet, Jegliches ist geschaffen in seiner Art. Doch mit-ten in dem All der Wesen steht der Mensch. Er allein ist nach dem Ebenbilde des Schöpfers, des Vaters im Himmel, ge-macht, und darum vereinigt sich auch die Vollendung und Kraft aller Wesen in des Menschen Leiblichkeit, wie in einem ge-meinschaftlichen Mittelpunkte. So wie der am Baumblatte zit-ternde Thautropfen in der ganzen Pracht der Morgensonne leuchtet, ebenso leuchtet auch der Geist des Menschen als Fun-ke der göttlichen Größe und Majestät.

Nachdem Gott die Welt geschaffen und gesehen hatte, daß Alles, was er geschaffen, gut war, schuf er den Menschen; aber in das Antlitz des Menschen hauchte er seinen Odem, auf daß der Mensch diese Welt erkenne und verstehe. Hierauf führt

er

er alle Geschöpfe vor den Menschen, auf daß derselbige zusehe,
wie er sie nenne und über sie herrsche.

Das ist also die Schöpfungsgeschichte des Himmels und der Er-
de, wie sie in ihrer ganzen Erhabenheit und Größe in der heili-
gen Schrift, in jenem Buche der Bücher, welches zu allen Zei-
ten Wahrheit bleibt, enthalten ist. Auf diese einfache, aber
tiefe Weise ist also für immer das Verhältniß des Menschen
zur physischen Welt angedeutet. Das Recht der Namenerthei-
lung für die geschaffenen Dinge ist die unseren Verstand
zur Forschung befähigende Weihe, und die dem Menschen über-
tragene Herrschaft über die sinnliche Welt zeugt von dem
geistigen Übergewichte des Menschen über die Werke der
Natur. Die naturwissenschaftlichen Leistungen haben
gewiß das eine Ziel, das Wesen der Geschöpfe zu erforschen,
zu ergründen und die ganze Natur sich zu unterwerfen.
Dies ist aber eine dem Menschen im Urbeginn ertheilte,
und durch nichts ihm entwendbare Prärogative.

Man braucht demnach weder Sophismen und scharfsin-
nige Theorien, noch Stützen und demüthig sich unterwerfen-
de Commentatoren, die da sagen wollen, es sei der Mensch
nimmer im Stande, die Geheimnisse der Natur zu begreifen.
Er kann Alles begreifen, wenn er nur will — sapere aude!

Die geschaffenen Wesen sind die gleichsam mit einer Kra-
ft, mit einer todten Materie überzogenen Gedanke des Schöp-
fers. Diese Kräfte nehmen wir vermittelst der Sinne wahr.
Die Sinne sind daher die Diener des Geistes, sie führen uns die
physische Welt d.h. den in sinnliche Körper gekleideten Gegen-
stand.

ständlichen Gedanken vor; sie zeigen uns die Dinge, wie
sie sich äußerlich mit all ihren Schlacken kund geben. Der Ver-
stand nun ergründet, was diese Dinge an und für sich sind,
was ihren Inhalt, was ihr Wesen ausmacht, worin sie ein-
ander ähnlich sind, oder wodurch sie sich trotz der augenschein-
lichen Ähnlichkeit von einander unterscheiden. Er vermit-
telt ihren Zusammenhang, die Wirkungen, die sie gegensei-
tig auf einander üben; er vermittelt die Ursachen dieser
Wirkungen, er vermittelt also Alles, was den Urgrund
sämmtlicher Dinge, was, um so zu sagen, ihre Seele ausmacht,
und was, wie ein aus der Hand Gottes geschleuderter galvani-
scher Funken, durch die ganze Kette der Wesen bis zu deren
letzten Gliede hinauf, dem Menschen ursächlich, strömt. Es wird
sich aber auch die menschliche und thierische Auffassung der
Dinge von einander nothwendig unterscheiden müssen.

Das Thier nimmt die physische Welt blos durch die Sinne
wahr, und ist hierbei nur darauf bedacht, was die Dinge für
dasselbe sind; der Mensch aber faßt die Dinge darnach auf, was
sie an und für sich sind, und wie sie sich gegenseitig auf einan-
der beziehen. Deshalb kommt es auch beim Menschen auf die
größere oder mindere Schärfe der Sinne rücksichtlich der Wahr-
nehmung der Natur durchaus nicht an, ~~weil~~ zu der Mensch ~~hier-~~ steht
in vielen ~~Thieren nachsteht~~. Für den Mangel der Schärfe
seiner Sinne entschädigt er sich durch die Werkzeuge, die
er sich selbst erfindet, und durch deren Hülfe er sogar das
innerste Wesen der Dinge zu ergründen in den Stand ge-
setzt wird. Die Auffassung der Natur rücksichtlich ihrer Äu-

ßen-

ßenseite, rücksichtlich ihrer sinnlichen Form, und nicht rücksicht-
lich ihrer Bedeutung ist Götzendienst. Die Lichtverehrung, der
Sonnenkultus, die Anbetung der Thiere, der Fetischismus ist ein
Hinbeugen vor der physischen Welt, eine Hintansetzung
der geistigen.

Wenn nun schon bei der Betrachtung der Naturwerke die
bloß sinnliche Auffassung keinen Werth hat, so kann die eben-
falls bloß sinnliche Anschauung der schönen Kunst um so we-
niger Werth haben, zumal die Werke der schönen Kunst Wer-
ke des Geistes sind, die sinnliche Anschauung aber entwe-
der unhaltbar und einseitig, oder, und zwar am häufigsten,
der Beweis eines unfruchtbaren Herzens ~~und~~ oder der Rohheit
und ~~oder~~ Verdorbenheit des Gefühles ist. Nichts desto weniger aber
findest du solche Formenanbeter auf den verschiedenen Stu-
fen der menschlichen Gesellschaft, und was noch mehr ist, sie
haben zahlreiche Spuren in der Kunstgeschichte hinterlaßen.
Es giebt Menschen, für welche die schönen Künste nur in so-
fern einen Werth haben, insofern sie den Sinnen schmeicheln.
Die Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik und Poesie
sind für sie nur ein Spielzeug der Sinne. Sie verstehen sich
auf die schönen Künste ebenso, wie sich die Ziege auf Bo-
tanik versteht, wenn sie Pflanzen und Blumen benagt.
Wer da glaubt, daß die Kunst für die Sinne geschaffen ist,
der beweiset, daß er nicht alle Sinne besitzt. Giebt's ja doch,
wie bekannt, der Sinne fünf, und nur zwei davon, das Ge-
sicht und das Gehör, stehen mit den Werken der schönen Kunst
in Berührung. Denn sonst müßte Johann Maria Farina
in Köln, Tortony und Very in Paris, oder irgend ein ande-

rer

ein guter Sattler und Parfümist, ebenso schl. Künstler sein, wie Beethoven, Canova oder Overbeck und Byron. Wenn wir aber jene beiden ~~Kunst zu Kunst in Verhältniß stehende~~ Künste zum Genusse von Kunstwerken befähigende Künste betrachten, so sehen wir, daß gerade sie die edelsten von allen, daß sie rein theoretisch sind, weil sie auf die von ihnen betrachteten Gegenstände keinen vernichtenden und verheerenden Einfluß üben.

Auf die berühmtesten Werke der Baukunst, Skulptur und Malerei schauen die Völker durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, und doch hätten jene Werke durch dieses Anschauen nicht die mindeste Veränderung erfahren, wenn sie nicht von den Elementen bewegt, oder von tempelräuberischer Hand entweiht worden ~~sind~~ wären. Sie dauern zum Ruhme des Menschengeschlechts und stehen zur Bewunderung aller Jahrhunderte noch ebenso reich an Schönheit und Kraft, wie an dem ersten Tage ihrer Schöpfung. Seit Jahrhunderten umwandelt das staunende Volk das Gewölbe der Marienkirche, jenes göttliche Werk unseres Veit Stoß! Seit Jahrhunderten herrscht die Schaar der Heiligenfiguren in diesem Tempel, und der Geist derselben, der Geist einer anderen Welt, senkt sich als Andacht in das Herz aller Geschlechter, die wie Wanderer sich zu ihrer Zeit hierherdrängen, um sich auf diese Stufen hinzustrecken, und ihr Leiden vor der jungfräulichen Gottesgebärerin auszuweinen. Die süßen und geisterhebenden Harmonien eines Haydn haben schon Tausende von Herzen gerührt, und werden noch in Tausenden von Geistern der Andacht Anklang wecken, und gleichwohl werden sie deshalb nicht untergehen, und niemals werden sie ihre Kraft verlieren, so wie die Sonne, die mit jedem Morgen

mit.

Millionen von Wesen erwärmt und beleuchtet, wie ihre
Kraft verlieren kann. Und so wie seit dem Anbeginn
der Schöpfung des weiten Meeres Wirbelwogen mit Ge-
töse brausen, wie sie gleich einer mächtigen Orgel in dem
Tempel der Natur ertönen und spielen, so werden auch
die homerischen Gesänge, die aus den Saiten des al-
ten Sängers hervorquollen, noch in fernen Zeiten
mitten durch die Stürme der Jahrhunderte, und mitten durch
das Getrümmer stürzender Weltenthronen ertönen und er-
klingen.

Die vermittelst des Gehöres und des Gesichtes dem mensch-
lichen Geiste wahrnehmbaren Werke der schönen Kunst ver-
halten sich zu diesen Sinnen, wie Luft und Ätherschein. Al-
le Menschen freuen sich der Werke der schönen Kunst, und
gleichwol nehmen diese Werke dadurch nicht ab. Jeder findet
an ihnen Vergnügen, und dennoch beeinträchtigt er Niemanden
im Mitgenuß. Denn Jeder, der die Werke der schönen Kunst
genießt, genießt sie ganz und vollständig, nichts desto we-
niger läßt er auch allen Andern so viel übrig, daß auch
diese den ganzen und vollständigen Genuß haben. Dagegen
dulden aber die drei untergeordneten Sinne, wie Geschmack,
Geruch und Gefühl zu Folge ihrer Natur keine solche Gemein-
schaft des universellen Mitgenusses. Sie zerstören und ver-
nichten ihren Gegenstand. So wie der Duft die Zersetzung ei-
nes verflüchtenden Körpers in seine Atome, d. h. die Schwin-
dung, das Verflüchtigen desselben ist, ebenso muß auch der Ge-
genstand, welcher auf den Geschmack angenehm wirken soll,
zuerst zerfließen und sich in seine Theile auflösen. Und so
wie für den Geschmacksinn der Kitzel des Wechsels nicht

nig dauert, so wie für den Gefühlssinn das behaglichste und
wärmste Kaminfeuer ausbrennt und zuletzt verlischt, eben-
geht mit der Zeit selbst das vollkommenste Sitzpolster durch
den täglichen Gebrauch zu Grunde; denn die Sinne des Geschma-
cks, des Geruchs und des Gefühls sind rein egoistisch, sie ver-
nichten den ihnen dargebotenen Gegenstand, sie reiben ihn
auf, und zwar darum, weil sie mit ihm in einer unmittelbaren
Berührung treten ~~weil sie sich mit ihm assimiliren~~. Diese
drei Sinne können daher auch wegen des destruirenden
Einflusses, den sie auf den, mit ihnen in Berührung kom-
menden Gegenstand, ausüben, zu den Werken der schönen
Kunst in gar keiner Beziehung stehen.

Nun stehen die beiden edleren Sinne, wie das Gesicht und
das Gehör, mit den ihnen nahe gebrachten Kunstwerken zwar in
einer Verbindung; aber diese Verbindung ist keine unmit-
telbare, wie bei den übrigen drei untergeordneten Sin-
nen, sondern eine mittelbare. Zwischen ihnen und dem Ge-
genstande oder dem Kunstwerke liegt ein Medium, und
dieses Medium ist für das Gesicht das Licht, für das Gehör
die Atmosphäre. Die Atmosphäre, dieser reine Raum, dieser
leichte Aushauch der Erde, dient der Musik und der Rede. Die
durch den Klang erschütterte Luft setzt sich in Bewegung, und
fließt, gleich den wellenförmigen Schwingungen des Wassers,
weiter und weiter, bis sie das Gehör erreicht. Und das Licht,
jenes wunderbare, leichte Etwas, das in einem Augenbli-
cke den Himmel mit der hellen Sonne übergießt, ist der be-
fruchtende Quell der Natur, und gleichsam der Abglanz
des göttlichen Blickes. Das Licht gehört zum Theil dem Körper-

li-

lichen, zum Theil der geistigen Welt an. Deshalb ist es auch das Medium zwischen der physischen Welt und dem vorzüglichsten Sinne; denn das Auge ist des unsterblichen Geistes Antlitz, und die Sinne unserer sterblichen Hülle. Sehr trefflich sagt daher auch *Leibnitz*, das Licht sei nur für den Menschen da, nur der Mensch allein könne es schauen, Thiere aber sähen nur *beleuchtete* Gegenstände.*) Das Gesicht und das Gehör sind die Sinne der Unendlichkeit. Das Gesicht nimmt ebenso die Fernen der Sterne und das Weltall wahr, wie sich der Geist in die Tiefen seines eigenen Wesens versenkt. Und die der Musik und Melodie zugewandte Kraft des Gehörs vernimmt darin die Sprache der Unendlichkeit, erkennt darin die Seufzer schon längst verflossener Zeiten, so wie die Freuden und Schmerzen derjenigen Jahrhunderte, die erst von der Zukunft geboren werden sollen; denn die Musik ist eine auf den Gräbern der Vergangenheit wachsende Blume, die, wenn sie das, was die Herzen erfüllt, zur Blüthe treibt, der Zukunft Prophetin wird. Gehör und Gesicht sind daher die würdigen Vermittler zwischen dem Geiste des Menschen und den Werken der Kunst.

Wenn es uns blos um die sinnliche Anschaulichkeit zu thun wäre, so würden die schönen Künste ebenso nutzlos, als unnöthig sein, zumal die wirklichen Naturgegenstände kräftiger zu den Sinnen reden, als alle Werke der schönen Kunst. Ein lebhaftes, wenn auch nur mit gewöhnlichen Reizen ausgestattetes Weib wäre dann bezaubernder, als die Venus *Tizians* in der florentinischen Tribune; und selbst von einem *Franz Snyders* gemaltes Wild

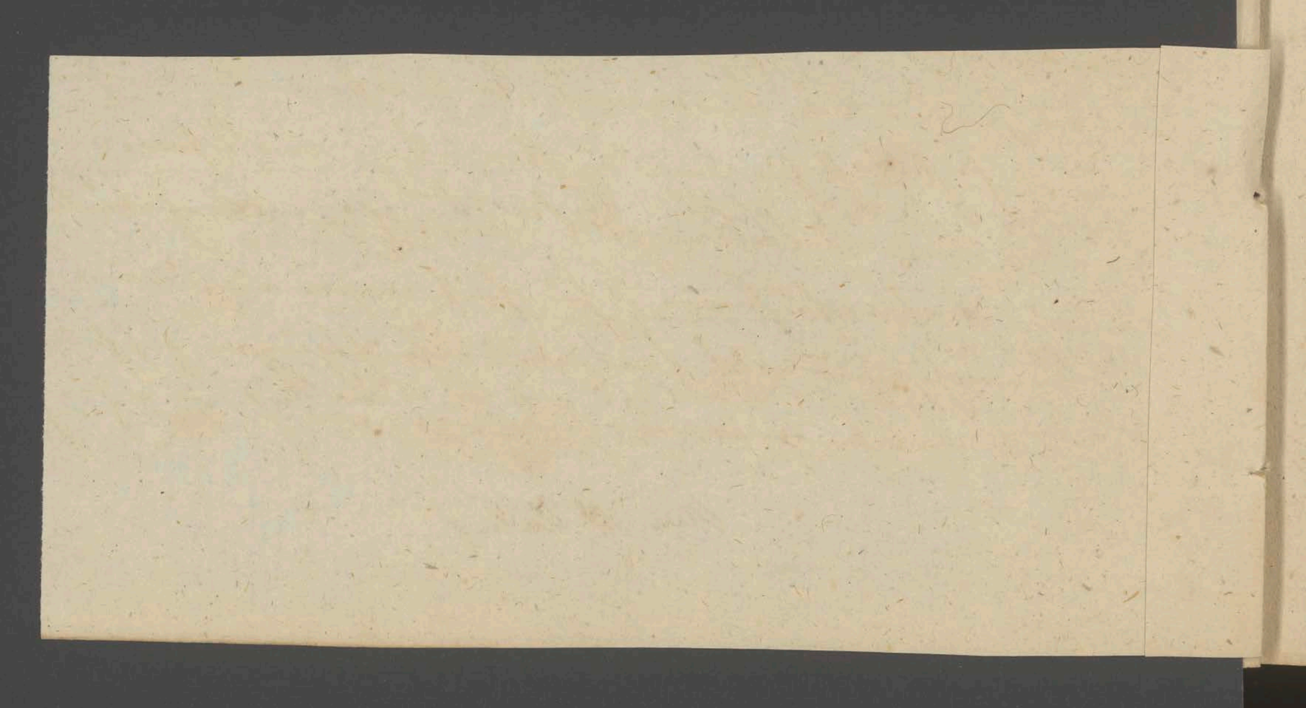
wäre

(zu S. 104.)

*) Goethe drückt denselben Gedanken folgenderma=
ßen aus:

Wäre nicht das Auge sonnenhaft
Wie könnt' es wohl das Licht erblicken?
Wohnt' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Anm. d. Uebers.



würde weniger Werth haben, als wirkliche Hasen und Reh-
böcke, daß sie auch schon zubereitet auf die Tafel kommen.
Deshalb verdienen jene Menschen alle Ehre, welche gerade
essen und ohne Scheu sich als die Verehrer des Materiellen
bekennen, und ihre Gewohnheiten nicht für das Auge unter
ästhetischen Gefühlsäußerungen zu verbergen suchen. Du
wirst Leute von diesem Schlage überall finden, wenn sie
sich auch allerdings in verschiedener Weise geben. Die ar-
men Bewohner der Polargegenden, die den Besitz des Fisch-
thranes für der Güter höchstes halten, schmieren damit
auch den Mund ihrer geschnitzten Holzgötzen ein. In unseren
wärmeren und deshalb mehr civilisirten Zonen erweist
sich Mancher die jenen geschnitzten Götterbildern darge-
brachte Huldigung, indem er alle seine Gedankenstrahlen
in seinem Küchenherde concentrirt, und einzig und allein
darauf speculirt, wie er sich am schnellsten fett
speise, weil ja doch dies eine unglaublich genialere und wür-
digere Gewohnheit sei, als jene lächerliche Sitte der schmutzi-
gen Grönländer und Samojeden.

Es ist klar, daß das ohne Sinne auch keine schönen Künste ge-
ben könnte, und daß eine stille, finstere, öde Nacht die Welt
rings herum bedecken würde. Trotz dessen aber reichen Gehör
und Gesicht nicht hin, um Kunstwerke zu verstehen, oder gar
nur an ihnen Gefallen zu finden. Eine durch diese Sinne
allein wahrnehmbare Schönheit wäre ein, in uns unbekann-
ter Sprache und mit fremden Schriftzügen geschriebenes
Buch, in welchem wir nur schwarze Striche und Zeichen zu

se-

sehen, jedoch wieder die Worte zu verstehen, noch den Gedan-
ken des Autors zu fassen im Stande wären. Es ist ferner
kein Zweifel, daß, wenn das höhere, himmlische, übersinnliche
Feuer, das uns zum Verständniß der Kunst erleuchtet, ver-
löschte, der Mensch auch schon zum rein sinnlichen Wesen
herabsinken, und sich den übrigen Thieren gleichstellen
würde. Wahrlich – nur jene höhere Natur des Menschen ve-
redelt seine sinnliche Seite. der blinde Begattungstrieb der
Thiere ist bei uns Liebesflammen und Seelensympathie.
der Thiere Gewöhnung an ihre Lagerstätten und Schlupfwin-
kel wird beim Menschen die heilige Liebe zum Vaterlande.
Jene Sorge der Weibchen für ihre Jungen, auf menschli-
che Angelegenheiten übertragen, ist Mutterliebe, die in
dem Kinde nicht ~~das~~ blos Blut ihres Blutes, sondern auch die
Hoffnung der ganzen Menschheit aufwachsen sieht. Die
Mutterliebe, die jede einzelne Mutter auf ihr Kind über-
trägt, wird von allen Müttern zusammen auf das
ganze Menschengeschlecht übertragen.

Aber auch die schönen Künste haben ihre sinnliche Seite,
und eben diese ist der sinnlichen Seite des Menschen zuge-
kehrt. der materielle Theil der Kunst ist daher eines jener
beiden nothwendig zu ihr gehörenden Elemente, er ist die
eine Hälfte ihres Wesens, während die andere Hälfte, wie
schon gesagt worden, das geistige Element ist. Wenn sich
aber die ganze Kunst auf das Materielle wirft, um den
niedrigen Leidenschaften des Menschen und seinem sinnli-
chen Wesen zu dienen, so ist sie das Anzeichen eines Verfal-

les

les der Gesellschaft, und eines Wankens der Grundstützen des Staates. Zum Glück findet man in unseren Tagen und in unseren Gegenden nur noch in ganz wenigen Schlupfwinkeln den Geschmack an unsittlichen Bildern, schlüpfrigen Versen, und unzüchtigen Erzählungen und Tänzen. Diese Dinge verstecken sich aber vor der Scheu gutgesitteter Menschen, noch auch wagen sie es je, sich öffentlich zu zeigen. Indessen verhielt es sich nicht immer so; im Gegentheile haben sich ganze Jahrhunderte und Menschen aus allen Klassen in dem Schmutze zügelloser Sinnlichkeit gewälzt. Den wichtigsten Beweis liefert hiezu die Kunst in Frankreich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts. Schon die Zeiten Ludwigs XIV. charakterisirten sich durch eine lästige Unnatürlichkeit, die wie eine bleiche, aufgedunsene, inwendig hohle und gehaltlose Wassersucht sie befiel. Der Opferdampf der Schmeichelei verhüllte den Platz, wo früher die Tugend gestanden hatte, verhüllte die geistige und materielle Noth und das Elend. Die Helden der damaligen Zeit glänzten in einer schauspielerartigen Kothurnusgröße und im blendenden Flitter eines theatralischen Anzuges. So sank denn die Kunst, nachdem man ihr die Livrea angezogen hatte, zur Dienerin der entfesselten Leidenschaft herab, und mußte die Frechheit und Hohlheit des Zeitalters mit ihrem vermeinten Schmucke und eitlem Flore zieren. Sie sank unter der Herrschaft jener wollüstigen und brünstigen Frauen immer tiefer und tiefer herab,

und

änderte endlich ganz und gar in schamlose Frechheit aus.

Schon Voltaire hauchte die Welt mit dem Gifte eines Mephistopheles an.[2] Ein Christoph Huet,[3] ein Franz Boucher, die sinnlichsten Maler der Grazien, verfertigten mit unverschämtem Pinsel Bilder, und arbeiteten sie für entnervte Cavalierwüstlinge, und ihnen half später auch Parny mit seiner Dichtkunst, sein großes Talent durch die schlüpfrigste Poesie entweihend, bis endlich beim Abschluße des Jahrhunderts und kurz vor dem Beginne des schrecklichsten Dramas der neuern Geschichte, die ganze, durch den alle Sinne abstumpfenden Genuß blinder Leidenschaften, übersättigte Gesellschaft, wie im wahnsinnigen Taumel dahinraste, und ein Gelächter über ihrem eigenen Grabe aufstieß. Sie glich jenem Gemälde von Holbein, wo herrlich geschmückte Frauen, Greise, waffenstrahlende Krieger, Jung und Alt, Reich und Arm, im Kreise einen Todtentanz halten, und wo zwischen jedem Paare ein scheußliches Skelett sich mitbewegt; denn als hätte ein Hauch vom Kirchhofe ihre Tänze angeweht, gafften an Thüren und Fenstern jenes Festsaales bleiche Todtengestalten, es drängten sich die, im letzten Decennium des verlöschenden Jahrhunderts verschiedenen Geister herein, und gegen die Schrecken langjähriger Kriege und blutgetränkter, mit erschlagenen Gebeinen gleichsam wie mit einem Todtentuche ein Viertel Jahrhundert hindurch die ganze Erde überdeckender Wahlstätten hinter sich.[4]

Ich könnte dir auch ohne große Schwierigkeit beweisen,
daß die Sittenverderbniß nothwendig eine Entwürdi-
gung der schönen Kunst zu Wege bringe; denn nur ein
reines Herz und ein unverdorbenes Zeitalter kann die
Schönheit fassen, und nie steigt dieselbe in ein durch Schand-
that entweihtes Gemüth. So sinkt auch der Mensch, wenn
er von dem Throne seiner Würde herniedersteigt, und
seine eigne Erhabenheit verläugnet, von selbst unter
die Zwangsherrschaft der Materie. Der erstgeborene
Sohn der Schöpfung, er, welcher der Herr der Natur sein
sollte, ist jetzt ihr Sklave. So wie die unansehnliche Mu-
schel, in dem Abgrunde des Meeres von dem Lichte geschie-
den, nur durch das feuchte Medium der Salzfluth hindurch
von dem matten Schein des Sonnenstrahles erleuchtet,
in ihrem Schooße Schätze kostbarer Perlen birgt, aber
ihren Werth nicht kennt, ebenso ist auch der, in dem
Kerker der Materie eingeschlossene Mensch, taub ge-
gen seine innere Stimme, die ihn an die Ewigkeit mahnet;
er weiß nicht, daß er in dem Heiligthum seines eigenen Her-
zens die Geburt ganzer Welten und des ganzen stern-
funkelnden Himmels trägt.

Aber im Geiste ist der Wahrheit Element, und der Wahr-
heit ewig lebendiges Bestehen ist so stark, so mächtig,
daß, wenn sich auch auf Augenblicke ihre Flammen
verdunkeln, sie sich doch gleichwol wieder durch sich selbst
entzündet, daß der vom langen Schlummer befangene
Geist plötzlich erwacht, und das Antlitz neuerdings

auf

auf sein ewiges Vaterland hinwendet. Mag auch Win-
tergrauen und spätes Schneegestöber die Rückkehr des
der Natur Leben spendenden Lenzes verzögern, und das
der Erde anvertraute Samenkorn unentwickelt, verwun-
det und erstorben in seinem Grabe unter der Scholle lan-
ge schlummern lassen, so wandelt nichtsdestoweniger die
Sonne unaufhaltsam ihre ewige Himmelsbahn, und ruft
früher oder später jenes Samenkorn zur Auferstehung,
auf daß es sich zu ihren Strahlen als Keim emporrichte,
und zur Zierde und zum Preise der Natur erblühe. Ähnlicher-
weise können auch ganze Generationen und Völker durch
eine lange Zeit ihres Bestehens in den Fesseln der Mate-
rie und dem Schmutze der Unsittlichkeit hinbringen, und
doch werden sie nie und nimmer vermögen, der Unsterblich-
keit Würde von sich zu schütteln; denn allmächtig ist
die Kraft, die den Menschen nach oben treibt. So wie
der in der Eischale noch unentwickelt verschlossene
Aar instinktartig seiner künftigen Flügel Kraft fühlt,
und sich über der Alpen Gipfel, ~~und~~ in ätherische Regio-
nen im voraus versetzt sieht, also träumt auch der in
die irdische Hülle gezwängte Geist von des Paradie-
ses Gärten, von den goldenen Wolken, die auf dem Him-
mel segeln, von den Hymnen der ~~Himmel~~ Engelchöre, bis daß
er der Materie schwere Fesseln zerbricht, die Schwingen
seiner Kraft ausbreitet, und zum letzten blassen Stern

der

der Schöpfung sich emporhebend, in der Heimath der ewigen
Schönheit seinen Lorbeerkranz erreicht. Dann wandelt
sich auch die Künste, es verjüngt sich die Frische ihrer Reize,
wie die Göttin der Liebe, gezeugt in den hellschimmern-
den Fluthen des Meeres.

Die schönen Künste, diese Himmelsbotinnen, bewachen
gleich jungfräulichen Vestalinnen, das heilige Feuer
der Gefühle, welches in hellen Flammen leuchtend, den Men-
schen mit Wärme durchglüht, damit das Menschengeschlecht
nie seiner selbst vergesse. Und wenn Sittenverderbniß
gleich der Pest die Erde heimsucht, wenn Sittlichkeit schwin-
det, Sitte und Ehrbarkeit unter den Menschen ausstirbt,
und eine kalte Nacht sich über die Welt der Gedanken
und Gefühle lagert, dann klagt noch die Poesie, gleich ei-
ner an die Mauer befestigten, und von dem Windhau-
che besserer Welten berührte Äolsharfe in Trauerlie-
de, und weint in den Tönen einer rührenden Harmo-
nie über den Fall des Menschen, und ihre Töne schweben
und schwimmen immer weiter und weiter, immer hö-
her und höher bis an Gottes Thron, wo sie Erbarmung fin-
den.

Doch hat der Mensch noch eine andere Seite seines
Wesens: in ihm ist auch ein materielles Element, er ist ein
irdisches Geschöpf. Der Sinne lebendige Macht arbeitet und
braust in ihm, und schnell fliegt ihm der Traum des Le-
bens. Lust und Freude lächeln ihn an, umschwärmen
ihn gleich der verlockenden Schaar reizender Sirenen, fri-

ert:

erhellen erst aus des Paradieses Heimath der Frohsinn
herab zur Erde, und erschließt sich alle Herzen, so wie
der Blumen Knospen durch der Wonne Mitgenuß. Die
Blumen breiten ihr Blüthen wie Liebeszelte aus, und
in jeder Blume wiegt sich träumend ein kleiner Genius,
und in jedem Herzen schlummern schwärmerische die Ge-
fühle, gleich geflügelter Gottheiten Bräuten.

Der Strom des Vergnügens gießt sich über die ganze
Welt aus, und bereitet ein kühlendes Bad für Millio-
nen erschöpfter Wesen. Der Gottheit fürsorgende Güte
hat uns eine einladende Herberge auf Erden bereitet,
und neben den Dornen des Lebens einen zweiten Eden-
garten gepflanzt, worin der Glückseligkeit goldene Früch-
te wachsen, und duftige Rosen die Mühseligkeiten um-
kleiden. Die Hitze und Last, die Anstrengungen jegli-
chen Tages enden mit der Ruhe des Abends, der mit sei-
nem Kusse des Erdenpilgers glühende Stirne kühlt. Von
den Himmelshöhen steigen auf des Mondes Strahlen
Engelschaaren hernieder, die auf des Menschen Ruhe-
stätte der Träume goldenen Zauber wie Blumen streuen,
und ihm leise ein beseligendes Lied des Trostes singen; und
ihr Gesang ist so süß, wie Nachtigallentöne.

Gott schuf das Leben und die Welt so schön, so herrlich
wie einen Frühlingstag, und goß in das Herz des Men-
schen die Liebe zu irdischen Freuden. Indem er aber dem
unsterblichen Geiste einen Leib und Sinne schenkte, ver-

mählt.

weihte er ihn zeitlich mit dieser Welt und mit der Natur,
auf daß die den Menschen vielgestaltig umgebenden
Freuden, zu seinem Herzen Eingang und in seiner Seele
Anklang finden ~~fänden~~, auf daß jeder ihrer Töne in des Men-
schen innern Welt durch harmonische Melodie erwie-
dert werde.

Weiche nicht die Freuden dieser Welt, die dir die Na-
tur in vollem und überströmendem Kelche reicht. Ein Ge-
webe von tausend goldenen Fäden bindet den Menschen
an die Welt und an die Gegenwart. Deshalb ist auch
die Abschiedsstunde mit diesem Leben, mit dieser so schö-
nen, so herrlichen Welt so hart und bang, deshalb ist auch
das Sterben die größte Arbeit des Menschen. Höre auf
die Worte derer, welche an dem Sterbebette ihrer Freun-
de stehend, von dem Tode Weisheit lernten, und den letzten
Abschiedsgesang des entfliehenden Lebens in räthsel-
haften Bruchstücken hörten, und die in den Antlitzumris-
sen des mit dem Tode Ringenden die Ewigkeit lasen.
Auf den Wink des bleichen Todesengels entfalten sich
nur zur Ansicht die Bilder des ganzen vergangenen Le-
bens: Lebende und längst dahingeschiedene, die frische
Jetztzeit und die alte Vergangenheit verflechten
sich zu Einem Kranze, und wenn das Licht im Auge
und in der Seele erlischt, wenn der Sterbende das Schluch-
zen der umstehenden Freunde nicht mehr hört, wenn
Alles verstummt, wenn die Flamme der Todtenkerze
nur noch in einen rothen Punkt zusammenfließend,
das Todtenbette nicht mehr beleuchtet, wenn das Le-

ben

ben ins Jenseits hinübergleitet, dann erstarren auch die
Sinne, und die furchtbarsten Formen der, sich mit dem,
zur Freiheit wandernden Pilger, jagenden Natur
breiten sich vor dem fremd Augen aus. Es scheint, als
ob des Oceans Unendlichkeit dem Todten ein Loblied
mit der Donnerstimme ihrer Wogen sänge, als ob seine
Seele des Sturmes Flügel im Triumph durch die boden-
und- und anfangslosen Räume trügen, als ob die Ster-
ne und die Sonne ihn im Kreise umschwärmten, und ihn,
den Bräutigam der Freiheit, im frohen Hochzeits-
zuge in seine neue Heimath begleiteten.

Verachte nicht die Freuden dieser Welt, noch auch schä-
tze die materielle Seite des Menschen zu gering; denn
zu ihr gehört das körperliche Element der Werke der
schönen Kunst. Die Macht der Sinne ist der eigentliche
Grundstein unserer Gefühle; sobald er diesen zerbrö-
ckelt, schwindet auch der Gefühle Kraft, und der Mensch
geht seinem moralischen Alter entgegen, er tritt
unter die Herrschaft des kalten Verstandes und der
grauen Vernunft.

Es gibt ein französisches Sprichwort: „Wenn die
Jugend wüßte, wenn das Alter könnte,“[5] aber am schlim-
sten ist es dann, wenn die Jugend ohne Blüthen und der
Herbst des Lebens ohne Früchte ist. Wenn die Kraft
von vielen Lebensjahren in einem Jahre verschwendet
wird, wenn die Sinnlichkeit gleich einer Lampe ver-
löscht, und nichts als die Schale von ihr zurückläßt,

wenn im Rausche des Genusses die Jugendzeit durchschwärmt
ist, dann reducirt die Natur den jungen Bankrottirer
auf seinen Gnadengehalt — er heirathet. Ist es aber
dann zu verwundern, daß statt jugendlicher Lebensgenüs-
se er nur Übersättigung und Abgestumpftheit findet,
daß er nicht weiß, was Liebesreize sind, daß Alles für
ihn todt ist, da er der Jugend Zauber nie gekannt hat?
Dem elend verlebten Lebenslenze solcher Menschen folgt
auf dem Fuß ein kraftloses Alter; die Welt ist für sie
ringsumher ergraut, sie hat ihre Farben und ihre Wür-
ze verloren.* ~~Und gar nicht ihre Nachkommenschaft!
Grad aus ihnen geht am häufigsten jene andere Klas-
se von Menschen hervor, die, einmal noch jung, durchaus
zur Arbeit unfähig sind und der Gesellschaft zur Last
fallen,~~ die, wie man zu sagen pflegt, sich weder zum
Tanze noch zum Rosenkranze eignen.⁶) Höchstens et-
wa Geldsucht weckt wie ein galvanischer Funken
ihre Seele zu automatischer Bewegung. Diese ver-
faulten Schläfer wissen nicht, was Aufopferung,
was Liebe, nicht einmal was Haß sei. Unfähig
zu Verbrechen, unfähig zur Tugend schleppen solche
erbärmliche Egoisten ihr Pflanzenleben spurlos
dahin. Sie sind weder etwas Gutes, noch etwas Bö-
ses auf Erden zu stiften im Stande.

Dante sagt, daß, als er einst die Hölle besuchte,
er jenes Geschmeiß gleich am Eingange in das Reich
der Unterwelt angetroffen habe. Verstoßen habe
sie

* Mit ihnen geistesver-
wandt, und gerade aus
ihnen am häufigsten
hervorgehend, ist je-
ne andere Klasse
von Menschen, die, ein-
mal noch jung, doch
schon weder der Arbeit,
noch des Genusses fä-
hig sind, und

sie der Himmel, verwehrt die Hölle, denn sie seien we-
der der Erbarmung, noch des Gerichtes würdig. Sie stöh-
ten schrecklich, und lechzten nach Veränderung ihres Le-
bens; doch hätten sie den Tod nicht zu hoffen, und seien bei
jenem ihrem blinden Leben belassen, angefüllt mit
gemeiner Eitelkeit. Selbst den Teufeln ekle es vor
ihnen, sie wollten sie nicht einmal martern; nur häß-
liches Klingen und Brausen, und schreckliches Gesumme
werde sich an ihnen —

„Doch still von ihnen — schau und geh vorüber!" 7)

Der Mangel an Sinn für irdische Freuden zeigt sich aber
auch in einer anderen, ganz und gar verschiedenen Art.
Manchmal, wenn auch seltener, sehnt sich die, der Welt
fremde, aus dem Paradiese, ehe daß sie die Frucht der
Erkenntniß irdischer Freuden berührt hätte, entflohene
Seele, nach himmlischen Genüssen. Die Welt und der hei-
tere Kreis ihrer Wesen hat für sie keinen Reiz. Am häu-
figsten treffen wir eine solche Stimmung bei dem schönen
Geschlechte an. Das Antlitz, gleich einem aus Marmor
geschnittenen Bilde, verändert sich nie, immer ist es ein
und dasselbe, sei es auf dem Balle, sei es in der Kirche,
sei es im Abendzirkel, sei es am Beichtstuhle. Die gan-
ze Welt, alle ihre Freuden und Leiden, alle trüben
und frohen Tage sind über dieses Antlitz gegangen,
ohne darauf die geringste Spur ihres Daseins zurückge-
lassen zu haben; der Blick ist aber nach irgend einer unbe-

kan-

kannten Weite der Unendlichkeit gerichtet. Manchmal kommt es vor, daß deren Lebensverhältnisse die Gedanken eines solchen Wesens wieder zur Erde zurückführen, daß die Gefühle der Gattin, — der Mutter, sich der thatsächlichen Wirklichkeit nähern; manchmal bleibt ein solches ätherisches ~~Geschöpf~~ wesen der Welt ewig fremd, bleibt bis zum Tode ein Gast auf Erden; für dasselbe giebt es vollends keine schönen Künste — sein Leben ist ein langes Sterben.

Wenn ich die frühere Zeitperioden aus der Geschichte versuchte, wo das sinnliche Element in der Kunst das Übergewicht hatte, so fehlt es dagegen nicht an Zeiträumen, in denen wiederum die geistige Seite der Kunst zu sehr die Oberhand nahm, und somit den wahren Zweck der Schönheit verfehlte. Verfolge die frühesten Spuren der christlichen Kunst, einer Kunst, die in den Zeiten der Grausamkeit und des Schreckens geübt wurde. Rom stirbt mitten unter seinen goldenen, auf den Thränen und dem Blute der ganzen damaligen Welt erbauten Palästen den Tod eines Missethäters. Gleich scharfen Vorwürfen eines, den Mord so vieler rings herum gelegenen Völker und Herrschergewalten rächenden Gewissens, quälten es die Erinnerungen einer zügellosen Kriegerschaar, quälten es Verschwörungsgreuel, wahnsinnige Erfindungen schändlicher Cäsaren, entfesselte Leidenschaften, thierische Geilheit und Wollustsucht, Ver-

sein

sinn und Grausamkeit. Und was heut zutage die Kri-
minalakten einzelner Verbrecher beweisen, das zeigen
jene blutigen Annalen Roms offen und im Großen, daß
unheimlich blutdürstige Grausamkeit stets mit der raffi-
nirtesten Sinnenlust und mit thierischen Verlangen nach
deren Befriedigung gepaart ist. Doch mehr als alles
Privat- und öffentliche Unglück, mehr als alle öffent-
lich geübten schrecklichen Schandthaten, war jene furcht-
bare Leere, jene Öde, die sich in Aller Herzen eingenistet
hatte. Man legte kein Vertrauen, weder auf das Leben,
noch die Welt, noch auf Menschen, noch auch auf die
Götter — Alles war todt und öde. Der Mensch verlor
den Glauben an sich selbst, und ein frostiger, verzeh-
render Skepticismus fraß sich, wie ein Krebsschaden,
in das Leben des Staates ein. Im Herzen gab es keine
Götter mehr, deshalb waren auch ihre Bildsäulen in
den Tempeln nur ein gehaltloser Schmuck, nur leere
Form. Im Pantheon, jenem Allgotttempel, standen
im bunten Kreise griechische, ägyptische, römische, asia-
tische — alle Gottheiten hingewürgter Nationen; aber
sie waren eitel und nichtssagend, da Niemand an sie
glaubte — sie waren Leichen todter Völker, aus de-
nen der Geist entflohen war. Allgemeine kalte
Verzweiflung ergoß sich durch die Herzen; der Altar
war ausgestorben, denn die Brust war ein leerer
Altar mit ausgebrannten Lichtern eines Heilig-
thumes.

Die

Die Vergangenheit war in ewige Vergessenheit gesun-
ken, die Zukunft war ohne Bedeutung; denn sie bot keine
Hoffnung dar. Jeder Tag war nur für sich besondere Ein-
heit – das Gestern und das Morgen waren unbekannte
Dinge. Die Würde des Menschen ging aber schon in der
Sprache verloren, wie sie moralisch längst vergessen
war. Es schien, als ob die Sonne, das fürsehende Auge
der Natur erloschen wäre, und als ob schwere Alpe
sich wie zur Mitternachtszeit auf die Erde herunter-
gelassen hätten, um die Sterblichen zu quälen. Nur
dann und wann erleuchtete ein seltener Mensch diese
gräßliche Finsterniß wie mit einem Phosphorglanze,
wie mit einem matten Flämmchen über dem Grabe al-
les Lebens und der ganzen Vergangenheit, um dann
wieder ungesehen wie das matte Flämmchen zu ver-
löschen. – Aber mitten durch die eingestürzten Welt-
trümmer bahnte sich ein schmaler, der Welt unbekann-
ter Weg seine Richtung, und grub die Grundsteine für
künftige Geschlechter und für künftige Zeiten auf.
Die Erbauer einer neuen Welt, die kleine Schaar der
Christusbekenner wandte ihre Augen von dem Erden-
jammer und der Weltschmach ab, und hob ihren Blick
aufwärts, wo in Wolkenhöhe das Zeichen des Kreu-
zes strahlte, und der Geist des Trostes als Himmels-
bote den Grundbau der neuen Geschichte befestigte.
Damals entfaltete sich der durch sein geistiges Wesen
gehobene, seine Leiblichkeit ignorirende, und sein [illegible]

auf

auf dieser Welt suchende Mensch vor Allem, was mate-
riell, was sinnlich war, er entäußerte sich der Sinnlichkeit,
und verachtete die Schönheitsformen. Die schönen Kunstge-
bilde durften sich, weil sie verdammt waren, nicht aus
Tageslicht zeigen. Das war die ganze Kunst jener Zei-
ten, daß sogar des Erlösers Bild unschön dargestellt
wurde, weil man fürchtete, es möchte seine sinnliche Schönheit
Christi Heiligkeit entweihen. Darum vernachlässigte
man absichtlich auch den eigenen Leib, weil es sich nicht
um die äußere Hülle, sondern um die Seele innerer Be-
deutung handelte. Nur der Gedanke, nur der Kern, nur
die Seele der Dinge allein hatten Werth. Man entklei-
dete den Gedanken jeden Gewandes, und deshalb wur-
de die Kunst eine symbolische. Ein Kreuz, ein Lamm,
ein Anker, die Siegespalme, die Taube, ~~Weintrauben~~ Ährenbusch,
der Weinstock, die sieben Leuchter traten an die Stel-
le der Kunst. Erst später versinnlichte sich diese Sym-
bolik etwas mehr: der Erlöser trat in der Gestalt des
guten Hirten in einer mehr sinnlichen Form auf.

Dieser ursprüngliche Charakter der christlichen Kunst
erhielt sich auch später in der byzantinischen. ~~Kunst~~
Der Typus der letzteren Kunst ist architektonische Symme-
trie, welcher gemäß die eine Seite des Bildes der an-
dern entspricht, so sogar jeder Faltenwurf, jeder Bug,
jedes, der das Kleid zierenden Sternchen, jeder Strahl
um das Haupt, sein Korrelat auf der anderen Seite

des

des Gemäldes hatte, so daß dasselbe aus zwei sich vollkom-
men ähnlichen Hälften besteht, wie dies an dem Mut-
tergottesbilde zu Czenstochau sieht.[8] Auf diesen ural-
ten Gemälde, und an den Tempelbildern der griechischen
Christen sieht man deutlich, daß die sinnliche Natur von
der geistigen Welt zusammengedrängt ist, daß sie
sich gar nicht selbst frei geben können, sondern daß
sie zusammengedrängt und bewältigt erscheint, inso-
fern es ~~sich~~ dem Künstler nicht um Schönheit, sondern um
die innere Bedeutung selbst zu thun war. Darum erscheint
in urchristlicher Kunst die äußere, materielle Seite vernach-
lässigt.

Ähnlicherweise hat auch die primitive christliche Ar-
chitektur, wieder gehalten von der finsteren Anschau-
ungsweise ihrer Zeit, Alles verworfen, was nur irgend
wie an die vollendete Form, und das geschmackvolle
Aussehen der heidnischen Tempel erinnern konnte. Die-
sen Typus kannst du wieder in dem byzantinischen
Baustile finden. Hier sieht man, wie der christliche
Gedanke ehrfurchtsgebietende Formen wählte, die
auf das Herz einwirken, und an das Reich im Himmel
erinnern sollten. Derselbe Gedanke ist auch in der da-
maligen Schnitzerkunst ausgeprägt, was man na-
mentlich an den, die Hauptthüren der Kirchen schmü-
ckenden Ornamenten, sehen kann. Man findet da-
rauf Figuren, welche Scenen aus dem Leben der Jung-

frau

frau Maria, des Erlösers und seines Leidens vorstellen, u.
die mit einem wunderbaren Gewebe von phantastischen Thierge-
stalten und mit, wie in der Hölle ausgebrüteten Ungethü-
men durchflochten sind, das Ganze labyrinthisch verworren er-
scheint, darnach aber nach seinem Totaleindrucke betrachtet,
nur ein harmonisches Ganze ausmacht. Nichtsdestoweniger
hatte diese Schnitzkunst eine ihr entsprechende Poesie. Die-
se floß aus der inneren Quelle des Herzens, nicht achtend
auf die äußere Form. Es waren dies lange Verse, ohne be-
stimmtes Metrum, und ohne Reim. Die Hintansetzung
aller äußeren Form, die Hintansetzung alles Vers-
baues, dieser sinnlichen Seite der Poesie, ist der Charakter
des damaligen Liedes. Eine nähere Betrachtung jenes
Zeitalters, und der darin geübten Kunst werde ich mir
jedoch für einen späteren Brief vorbehalten, obwohl
auch dieser oberflächliche Überblick hinreicht, um zu erken-
nen, daß damals der innere geistige Gehalt Alles war,
und daß das geistige Element über die physische Seite die
Oberhand hatte.

Das Übergewicht des geistigen, des Verstandeselements
zeigt sich aber auch noch in einer anderen Weise, nament-
lich in der Art, wie man Kunstwerke beurtheilt. Menschen,
die für das Materielle abgestorben sind, betrachten die
Kunstwerke, an die sie herantreten, als bloße Erzeug-
nisse des reinen Verstandes. Der Verstand aber ist eine
nur messende geistige Potenz, eine gesetzgebende Kraft.
Die verständige Anschauungsweise, die Art der Verstan-
desauffassung erscheint den Objekten gegenüber als eine
alle-

allgemeine, und die Art, wie sich eigentlich der Verstand
kund giebt, ist die Sprache, die Rede, mittelbar sinnliche Form,
die etwas ganz Besonderes, ein bestimmtes Wesen begrif-
fendes ist.

Wer daher eine rein vernünftige Auffassung, eine Ver-
standesanschauung in die Kunst hineinbringt, der zwingt
die Kunst in eine ihr ganz fremde Form, und das Resultat
eines solchen Verfahrens wird, streng genommen, weder Kunst-
noch Verstandesformen geben, sondern wird eine Allegorie
sein. Da sieht bald in der Bildnerei, bald auf Medaillen,
bald auf Gemälden Figuren, welche die Gerechtigkeit, den
Muth, die Weisheit, die Rache u. dergl. ausdrücken sollen,
oder auch Figuren, welche die Bedeutung irgend eines Lan-
des z.B. Frankreich, England, Bavaria und dergl. ha-
ben: Alles dies ist eine allgemeine Auffassung. Haben
ja doch sogar die Dichter des vorigen Jahrhunderts perso-
nificirte Leidenschaften in ihren Leistungen auftreten
lassen, und sie als die den Gang der Dichtung leitenden
und bestimmenden Triebfeder hingestellt. So hat z.B.
Voltaire, der damals der Tonangeber für ganz Euro-
pa war, in seiner Poesie bald den Neid, bald die ~~Hydra~~
der Zwietracht, bald andere begriffs personificationen
eingeführt. Nach seinem Beispiele richteten sich viele
Andere, und führte dies selbst in unsere Litteratur bele-
gt finden kann. Doch sind solche Personificationen stets
etwas nur zu sehr Allgemeines, und daher an und für
sich schal, fad, kalt, weder den Verstand, noch das Gefühl
ansprechend. Bei Statuen und Medaillen wird es
schwer sein zu errathen, was sie bedeuten sollen, wodurch

sich

sich die Figur Frankreichs von derjenigen unterscheiden sol-
le, die England vorstellt, welche Gesichtszüge jeder von beiden
zugetheilt werden müßten. Aus dieser Verlegenheit hilft
man sich durch symbolische Zeichen, als da sind: Waage, Schwert,
verbundene Augen, Anker, Schiff, das Füllhorn u. s. f., wie-
wohl selbst diese Attribute unzulänglich sind, und man
darunter wie unter Kinderzeichnungen erst ~~darunter~~ schrei-
ben müßte, was sie zu bedeuten haben.

Ganz derselbe Unterschied findet auch zwischen der wah-
ren Poesie und der Allegorie statt. So wie die Allegorie
vom Allgemeinen oder von dem Verstandesgedanken aus-
geht, und sich für denselben eine entsprechende, specielle Form
sucht, so schafft im Gegentheile die wahre Poesie wirkliche
Gestalten, aus denen man, wenn sie vollendet dastehen,
den universellen Gedanken herauslesen kann. Betrach-
te einmal Figuren, wie Macbeth und Lady Macbeth,
Romeo und Julie, Hamlet — es sind dies wirkliche
Menschen, in sich voll Wahrheit, Blut und Leben. Es scheint,
als sehe oder lese man den Gang wirklicher Begebenheiten,
die sich thatsächlich zugetragen; und gleichwol kann man
aus ihnen ~~eine~~ [illegible] Weisheit deduciren, volle Ge-
danken, welche in die Tiefen des menschlichen Herzens bli-
cken lassen, und mit lebendigen Farben nicht blos die
Geheimnisse der Seele Macbeths, Hamlets, Juliens, son-
dern überhaupt die Geheimnisse aller menschlichen Seelen
malen. Als Shakspeare im Geiste diese Figuren schuf,
hat er an ihre allgemeine und philosophische Bedeutung
vielleicht gar nicht gedacht. Er zeichnete jedenfalls nur

den

den Macbeth, die Julie, den Hamlet; aber dabei floß, ohne
sein Vorwissen, aus seinem Geiste eine tiefe Weisheit, es
strömten allgemeine Gedanken hervor, die der Wahrheit
bleiben durch alle Zeiten hindurch. Und deshalb ist auch Shak-
speare nicht ausschließlich englischer Dichter, sondern er gehört
dem ganzen Erdkreise an, er ist die Zierde aller Völker
und Jahrhunderte. – Betrachte ferner das Abendmahl von
Leonardo da Vinci, wie es Morghen erfaßt, und in ei-
ner dreijährigen Arbeit seines Lebens ausgeführt hat.
die Gruppirung der Figuren, die Lage ihrer Hände, der
Ausdruck eines jeden Gesichtes könnte den Inhalt zu einem
ganzen philosophischen Buche abgeben; denn es giebt darin
viele nicht blos aus der Psychologie, sondern auch aus der
Geschichte der Menschen genommene Wahrheiten. Die vom
Leonardo geschaffenen, und vom Morghen nachgestochenen
Figuren sind lebendige Menschen; denn aus ihnen fließen
allgemeine Gedanken und Begriffe, die sich auf das ge-
sammte Menschengeschlecht, auf das ganze innere Le-
ben des Herzens übertragen lassen. Gepriesen seien
solche Maler, solche Dichter!

Daß ~~Verstandes~~ Wahrheit begriffe und allgemeine Gedanken keine
Kunstobjekte sein können, zeigt am schlagendsten der Ge-
schmack ganzer Völker. Siehe, weder Juden noch Türken
haben Bilder. Der Grund davon ist ganz einfach: der Gott,
an den sie glauben, hat sich ihnen niemals in körperlicher
Gestalt geoffenbaret, er ist ein unkörperlicher, unsicht-
barer Gott, er ist ein allgemeiner Begriff, ein reiner
Verstandesgedanke, der in der Kunst eigenthümli-

ihrer sinnlichen Gestalt nicht wiedergegeben werden kann.[10])

Wer einzig nur mit der reinen ~~Verstande~~ Vernunft die Dinge aufzufassen und auf Begriffe und [illegible] zu übertragen vermag, der studire Mathematik. Mögen in der algebraischen Rechnung die alphabetischen Zeichen welche Größen immer bedeuten, so wird doch nichts desto weniger ihr spezieller Inhalt vollkommen gleichgültig bleiben, und als Resultat immer ein und dieselbe Formel herauskommen. Hier ist die Sache und die Anschauung derselben vollkommen geistig. Auch streite ich nicht, daß Hülfskenntnisse, wie die Bekanntschaft mit der Perspektive, der Meßkunst, der Optik, der Anatomie, der angewandten Mechanik, der archäologischen Wissenschaften, ~~der~~ die Bekanntschaft mit der Individualität der Künstler, mit ihrem Leben, mit ihrer Zeit, mit der Kunstgeschichte, daß, sage ich, diese Hülfskenntnisse nicht sehr wesentlich sein sollten; ja ich behaupte, daß sie sogar die erste Grundbedingung bei Beurtheilung des Werthes irgend eines Kunstwerkes sind. Bei Allem dem aber reichen sie vollends gar nicht hin.

Wer mit einem kalten, zergliedernden Verstande an die Werke der Kunst herantritt, und ihren edlen höheren Beruf die höchsten Erzeugnisse des Geistes wie eine Leiche anatomirt, wer anstatt eines glühenden Herzens nur die kalte Vernunft mitbringt, der gleicht einem Menschen, der beim Anblicke der weiblichen Schönheit sich die Reize derselben anatomisch und chemisch zersetzt. Wenn du, hingerissen von der Macht der vol-

len

niedlichen Harmonie eines solchen Leibes schafft, wenn die
„das Schneeweiß der Schultern und den Schwanenhals" be-
trachtet, oder in die Augen schaut, die sich „in dunkler
Gluth" bewegen") so wird die Frau sagen, daß die herrliche
Fülle von der normalen Bildung des Fettes und des
Zellgewebes herrühre, daß diese Knochen, wie bei jedem
anderen Menschen aus 33,17 Knorpelstoff, aus 53,14 phos-
phorsaurem Kalk bestehen, welchen Substanzen etwas Thon-
erde, Salz und Wasser beigemischt sei. der schöne Körper aber
sei nichts weiter als eine Masse von Muskelfasern, Eiweiß,
Gallertstoff u. s. f., und seine Weiße und Zartheit der
Haut rühre einfach daher, daß die Muskeln von blasserer
Farbe wären, daß sie etwas mehr Eiweiß enthalten, daß sich
darin statt 100 Theilen nur etwas über 50 Theile Was-
ser vorfinden, die anderen 50 Theile aber durch andere
Substanzen, die wir hier auf das gewissenhafteste hergezählt,
vertreten werden; daß ferner das Blut, welches wie
ein Hauch des Geistes auf dem Antlitze erblühet, und von
den geheimen Regungen des Herzens spricht, gerade so be-
schaffen sei, wie das Blut bei uns Männern, nur mit dem
Unterschiede, daß bei den Frauen auf 100 Theile 2 Theile
mehr Wasser, also 2 Theile weniger Blutkügelchen kämen;
jene reichen Haarflechten aber, mit denen „die Lüfte
spielen," bestünden aus Schwefel, Mangan, Schwefel-
saurem Kalk, Kieselerde, — und, ob diese Haare blond,
braun, oder dunkel seien, rühre einzig und allein nur von
der größeren oder geringeren Menge des Schwefels.

Und

Und so wird er dir wie in einer Retorte, alle Teile, die dich entzücken, zersetzen; er wird dir die ganze Schönheit in ihre Bestandtheile zerschmelzen und analysiren, nur wird er leider nicht im Stande sein, sie wiederzusammenzuschmelzen.

Wer mit kaltem und chemisch zersetzendem Sinne an das Verständniß der Schönheit in den Werken der Kunst geht, der wird die Schönheit nicht erschauen. Sie wird vor seinem tempelschänderischen Blick in andere Regionen entfliehen, wo man sie würdiger zu weihen und zu lieben versteht.

Die Seele, Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, des Regentes Tochter, leuchtet in ihrer überirdischen Schönheit; aber die Welt versteht nur, der Himmlischen Preis darzubringen, und keiner der Sterblichen wagt es, ihr mit ernster Liebe zu huldigen. Und traurig und freudenlos fliessen die Stunden der einsamen Psyche; nur Amor, der irdischen Liebe und heißester Triebe Gott, erbrennt in Liebesgluth für sie. Er erfleht von dem Beherrscher des Olympus Unsterblichkeit für die Auserkorene, und der ganze Olymp steigt herab zur Erde und bekränzt den Bund der <u>himmlischen und irdischen Liebe</u>. Die Kunst ist die Geschichte der Liebe des Amor und der Psyche, die Verschmelzung der sinnlichen und geistigen Welt.

Sechster Brief.

Als Dante zum Donnerklang seiner Lyra ein mächtiges Lied von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel, von Engeln und Teufeln anstimmte, erwachten, wie auf den Ruf des letzten Gerichts, die bis dahin im Schlafe der Barbarei versunkenen Italiener, und erblickten, ihre Augen plötzlich öffnend, den Purpurmorgen ihrer Kunst in Giotto's Gemälden. Das Morgenroth des neuen Lebens ergoß sich über die Fluren und Haine Welschlands. Damals fiel auch ein Strahl des Morgensternes auf ein bescheidenes Häuschen zu Arezzo, worin der junge Spinello erwachte. Seine Seele erglühte und entzündete die Leidenschaft: — Spinello war ein Italiener im vollen Sinne des Wortes. Der innere Brand seines Herzens wuchs mit dunkler Flamme, und brach hervor, sich gleichsam in der Seele Spiegel, in kühnen und schauderhaften Schöpfungen seines Pinsels reflektirend.

Bald verbreitete sich der Ruf des jungen Malers. Alt und Jung, Männer und Frauen erzählten sich von seinen Werken, und bewunderten seine kühnen und herrlichen Leistungen. Eine wunderbare Macht lebte in diesen seinen Gestalten, und Wundergeschichten erzählte man sich von ihnen. Hatte sich der Maler nach Dante's Spur an die Schwelle des Tartarus gewagt, den Beherrscher der Hölle belauscht, und sich die Form für seine Schöpfungen genommen? — oder war

Sein

seine, wie ihn wollte; auf jeden Fall war in ihm eine ge-
heimnißvolle Kraft thätig, die ihn zur Eile antrieb. Wenn
sein Pinsel auch mit der bewunderungswürdigsten Schnelle
seinen meisterhaften Gedanken und Gefühle verfolgte, so
konnte er sie doch weder erreichen, noch dem gewaltigen
Fortschritte seiner Seele gleichkommen. Und wenn auch
mit gleicher Schnelligkeit unter der Hand Spinello's die
Gestalten von Mönchen, weltlichen Frauen, von Heiligen,
Kaisern, Fürsten hervorgingen, und wenn auch Alles zum
Bilde wurde, woran der Künstler kaum gedacht hatte, so
flogen doch aus den unerschöpflichen Tiefen seiner feuri-
gen Einbildungskraft immer wieder neue Gestalten her-
auf. Begonnene, halb vollendete Arbeiten warf er bei
Seite, und ergriff neue; denn er hatte keine Ruhe, es brann-
te, wie man zu sagen ~~pflegt~~ pflegte, etwas in ihm.

Endlich aber beschloß Spinello in seiner Vaterstadt eine
Spur von seinem Leben zurückzulassen, und er begann ein
großes Werk in der Kirche S. Maria degli Angioli.
Der Fall und die Verdammung der übermüthigen Engel
sollte der Inhalt dieses Werkes sein. – Du kannst dir
kaum die Schaar der bösen Geister vorstellen, die aus
seinem Pinsel hervorgegangen ist. Aber die Hauptfi-
gur des Bildes war, wie billig, der Satan selbst, welcher
gleichsam den Höllenhauptmann machen sollte. Gegen die-
sen Verführer unseres Geschlechtes aber hatte sich Spinello
auf's möglichste gerüstet, und kleidete ihn in eine so ent-
setzliche Häßlichkeit, wie er ihrer nur würdig ist. Und,

er:

gelang es ihm auch? – Nun, du wirst ja sehen, daß es ihm
zu seinem eigenen Schaden nur zu gut gelang. Höre
nur geduldig weiter.

Haufenweise strömte die junge Umgegend herbei,
um jene berühmte Häßlichkeit zu betrachten. Schrecken
ergriff Jeden, der sie sah. Man glaubte sogar in Gegen-
wart dieses Gemäldes nicht einmal laut sprechen zu
dürfen, um den Teufel nicht zu ~~[illegible]~~ reizen. Jeder, der ihn
betrachtete, bebte, und alle Frauen behaupteten, sie
hätten niemals gedacht, daß der Verführer bis zu die-
sem Grad abscheulich sein könnte. Vielleicht hat sich auch
Mancher und Manche mit dem Gedanken getröstet,
der Teufel sei doch am Ende gewiß nicht so ~~häßlich~~ schwarz,
wie man ihn male.[1] Die ganze Geschichte hätte vielleicht
damit geendigt, daß man sich nach und nach auch an
diesen Satan gewöhnt hätte. Höchstens der Entschluß
dazu wäre schwer gewesen, das Übrige würde sich
schon von selbst gefunden haben, zumal es eine alte
Wahrheit ist, daß aller Anfang schwer sei.[2]

Aber was geschah? Man ~~[illegible]~~ erzählte sich so viel von jenem
Teufel, ~~redete~~ schwatzte, flüsterte, daß die Kunde von dem Ge-
mälde Spinellos durch irgend eine ~~Mittheilung~~ Klatscherei bis
in die Hölle gedrungen sein und den betheiligten Satan
in die äußerste Wuth gebracht haben muß. Es ist un-
bekannt, ob derselbe in seinem Alter noch irgendwie
Anspruch auf ein gefälligeres Äußere zu haben
vermeinte, oder ob er ein unabwendbares Falli-
ment seines Kredits befürchtete, indem er ihn ganz
ma-

natürlich einleuchten mußte, daß ein Verführer, wenn ihn Alle wüßten, er sei häßlich, sein Handwerk nicht mehr mit Erfolg würde fortsetzen können. Frage auch nicht darnach; ich kann ja dies weder wissen, noch mag ich es wissen, und liebe es auch nicht, mich in solche Dinge zu mischen. Das Ende vom Liede war, daß alles Ungemach den armen Spinello traf. Hier.

In einer Nacht, als der Mond, der seit Ewigkeiten unveränderte Geliebte und Begleiter unserer Erde, dieselbe nach seiner Weise im Kreise umschwärmte, und durch diesen seiner Herrin geleisteten Dienst bewies, ~~daß die~~ echte Liebe ~~selbst im Alter nicht~~ nicht rostet, und als in seinem poetischen Glanze die Erde Italiens sich in den silbernen Wogen der beiden Meere badete, die gleich zwei dienenden Töchtern ihr von beiden Seiten mit dem Spiele ihrer Wellen Verehrung darbrachten, und sie, ewig jung, ewig reizend, geschmückt mit dem Kranze ihrer blumigen Haine, ihren Duft den Sternen entgegenhauchte, dem Himmel wiedergebend, was sie vom Himmel erhalten, während dies Alles geschah, schlief Spinello den Schlaf eines Gerechten, und dachte an nichts Böses. Aber plötzlich stand vor seinem Lager der leibhafte Teufel, vom Kopf bis zu Fuß ganz derselbe, wie ihn Spinello in der Kirche degli Angioli gemalt hatte. Wie ein Tropfen dem andern gleicht, so glich auch der Ausdruck im Gesichte

des

das Costume, selbst die Geberde, die Haltung ganz jenem
Bilde, mit einem Worte: er glich, wie man zu sagen pflegt,
bis aufs Haar jener seiner Copie. Und nun begann
er auch zu lamentiren, zu toben, dem Maler Vorwür-
fe zu machen, wo er ihn denn so häßlich gesehen, warum
er ihn so skandalös gemalt, ob er ihm wol je was ge-
than, ob er ihm etwas Übles zugefügt habe, ~~durch~~ warum er ihm
die Reputation verderben und dergl., worauf er mit
der Drohung verschwand, sich mit Spinello im Kurzen
wiederzusehen zu wollen. Spinello erwachte, in Todes-
schweiß gebadet, sein Kopf schwirrte, seine Stirne war
kalt, und glühend sein Hirn – Wahnsinn befiel ihn,
er starb kurz darauf, und so endigte die Sache.

Du siehst also, mein theurer Bruder, daß das, was für
jenen armen Maler der Teufel war, für uns gewöhnli-
che Menschen am häufigsten unsere eigenen Herzens
Neigungen sind. Wer nicht auf seiner Hut ist, wer der
Gewalt der Herzensneigungen erlaubt, sich zu vermeh-
ren, wer sie blindlings in sich aufnimmt, wer sie nicht
im Keime erstickt, der wird an ihnen auch seine ei-
genen Verführer finden, der wird ihr Opfer, der wird
von ihnen getödtet, oder doch wenigstens des Verstan-
des beraubt werden.

Und in der That, es ist ein wunderliches Ding mit den
Gefühlen und mit dem so allgemeinen Sichberufen auf
dieselben. In der Regel beruft man sich auf das Zeugniß

der

der Gefühle bei Dingen, die man mit dem Gefühle nicht im mindesten in Verbindung bringen sollte. Dort aber, wo es darauf ankommt, in sein eigenes Herz zu blicken, und sich mit der Stimme des Gefühles allein zu berathen, läßt man am häufigsten die kalte ~~Vernunft~~ Verstand walten. Man verdreht aber diesen ~~Vernunft~~ Verstand und verwechselt die Heiligkeit der Gefühle.

Weil man nun bei den Werken der schönen Kunst vielfach und häufig auf die Gefühle zu sprechen kommt, so wollen wir das Wesen der letzteren etwas genauer zergliedern, dabei aber nicht vergessen, daß wir hier von jenen Gefühlen handeln, wie sie an und für sich sind, und nicht von denen, die unter dem Einflusse höherer Potenzen und des durchgebildeten Willens stehen. Zur Vermeidung aller Mißverständnisse muß ich gleich von vorn herein darauf aufmerksam machen, was ich am Schlusse dieses Briefes beweisen will, daß, so wie der Mensch, welcher aller Gefühle baar ist, nur eine hohle, werthlose Hülse in der moralischen Welt ist, also auch die Gefühle ein Hauptmoment in der ästhetischen Welt sind. Denn wer kein Gefühl, der ist auch kein Künstler, kein Beurtheiler der Kunstwerke, überhaupt keiner Kunst.

Bekennen, daß es schwer ist, etwas so Kaltes, etwas so ~~Feindes~~ Selbstständiges zu finden, als es die Gefühle und Empfindungen allein sind, wenn

sie

sie sich nicht vor den Richterstuhl der ~~[illegible]~~ Vernunft stellen,
und den Satzungen der Weisheit unterwerfen. Sie ent-
stehen in uns fortwährend, und fortwährend verschwin-
den sie sich. Sie kommen plötzlich, ungerufen, treten un-
erwartet aus dem Herzen, wie Geister und Gespenster
aus den Laden der Zauberbücher; sie legen sich aber
auch ganz von selbst, ohne das geringste Zuthun von un-
serer Seite. Nur ein Moment ist dazu bedingend. Man-
cher, der am Morgen ruhig aufgestanden ist, legt sich
Abends hin, entweder Haß, oder Sorge, oder Liebe im
Herzen, und, was noch schlimmer, er betrachtet durch
dieses Medium, das sich in seinem Herzen gelagert hat,
die Welt wie durch gelbe, düstere oder rosenfarbige
Gläser. Die Gefühle gehören uns also ebenso wenig an,
wie die Frische auf dem Gesichte, wie das Feuer im Au-
ge, wie der Schauer des Schmerzes, wie die Farbe des
Haupthaares, wie der Schlaf oder der Traum der Nacht,
wie der schwächere oder stärkere Schlag des Pulses; „denn
das Herz ist kein Kloster."

Ob Jemand mit einem weicheren oder unempfänglich-
teren Herzen geboren wird, das ist weder sein Verdienst,
noch seine Schuld. Es handelt sich auch nicht darum, als
was Jemand geboren wird, sondern was aus ihm durch
sein eigenes Zuthun wird. Es giebt keine erbärmliche-
ren Menschen, als diejenigen, deren ganzes Lob darin be-
steht.

steht, daß sie ein gutes Herz haben; denn am häufigsten
findet sich dieses gute Herz auch bei Menschen, die keinen
Charakter, keine Ehre haben, bei schwachen Anlagen, bei
Nachlässigkeit und schlechter Gesittung. Menschen mit dem
sogenannten guten Herzen haben keine Herrschaft für
ihre Handlungsweise, und werden wol schlecht auch an
dem Wesen des Verderbens. Der beste Beweis von dem
Werthe des Menschen ist der Kampf mit den seinem Her-
zen angebornen Fehlern, und das ernste Streben, um
die Welle schwankender Gefühle seinen festen Charakter walten zu lassen.
Schwache Menschen entschuldigen wir meistens dadurch,
weil sie erkannten und fromm, was sie verübten, dar-
um ein gutes Herz haben. Gleichermaßen sind auch
durch und durch sentimentale Menschen unfähig,
irgend etwas Entschiedenes und Großes zu wir-
ken. Ihre Seele, die gleich dem verborgenen Veilchen
duftet, verhaucht mit diesem Dufte auch ihr ungekan-
ntes, stilles und schlaffes Leben. Es ist ein großer Un-
terschied zwischen einem ausgezeichneten Menschen u.
einem Menschen, von dem man sagen kann, er habe
Empfindung.

Die unserer Brust inwohnenden Gefühle sind die
Folge und das Ergebniß von unzähligen Einflüs-
sen. Unser ganzes früheres Leben, der Umgang mit An-
dern, die Art unserer Erziehung, der Ort, wo unsere
Wiege stand, die auf den Wänden unserer Elternwoh-

nung

mung zeigenden Bilder, die trüben und heiteren Augen-
blicke unserer Kindheit und unserer ganzen Jugend klin-
gen in einem lang anhaltenden Tone bis in die letzten
Jahre unseres Lebens hinein. Sogar die schnellere oder
langsamere Cirkulation unseres Blutes, die Mannig-
faltigkeit des Temperaments, Alles, zu dessen Kennt-
niß wir selbst gelangten, oder was uns die Welt ge-
lehrt hat, mit einem Worte: die Summe einer sehr gro-
ßen Zahl von Zufälligkeiten, die wenigstens von uns
nicht abhingen, hat diese Gefühle geweckt, die unsere
Brust erfüllen. Es müssen daher die Gefühle ebenso gut
zufällig sein, als es die Umstände waren, durch die
sie ins Leben gerufen wurden. Und weil zufällige
Ereignisse dieser Art in jedem einzelnen Menschen von
besonderer Natur sind, deshalb hat auch jeder Mensch
andere Gefühle, und eine andere Stimmung des Her-
zens. Aber was noch mehr ist, die Gefühle und Empfindungen ändern sich
sogar in einem und demselben Menschen, und geben
sich immer wieder anders kund.

Blick in die dunklen Tiefen deines eigenen Her-
zens, in diese wunderbare, unergründliche Welt, in
dieses Dickicht bunter Träume und räthselhafter Ge-
walten! Aus dem Herzen erheben sich wie aus einem
nebligen Ocean in vielgestaltigen, phantastischen
Formen die, wie durch eines Zauberers Wort her-
aufbeschworenen ~~Gefühle~~ Gebilde, Schwärme mannig-

fal-

faltig ordnender, mannigfaltig aussprechender Gefühle, u.
jedes dieser Gefühle spricht im Namen einer andern Ei-
genschaft, jedes bringt einen andern Streit vor ~~den~~ [das
Tribunal der Vernunft] ~~Richterstuhl des Verstandes~~, jedes bedingt verschie-
ner Weise unser Leben, und ~~der Verstand~~ [die Vernunft] überhört mit-
ten unter diesem brausenden Lärm manchmal gä-
gar die Stimme der Billigkeit. Bedenke, daß sich nie-
mals ein einzelnes Gefühl in uns kund giebt; im Gegen-
theil, wenn ein Gefühl in unserem Herzen erklingt,
dann erschallt der ganze Akkord ihm verwandter Gefüh-
le, so wie wenn eine Saite des musikalischen Instru-
ments berührt wird, ~~die~~ [ihr] Klang auch die andere Sai-
ten weckt, und man die Terz, Quinte und Oktave des
angeschlagenen Tones vernimmt.

Ohne Unterlaß wirkt, rührt sich, spricht etwas in unse-
rem Herzen, und ein geringfügiger Umstand, ein unbe-
deutendes Ereigniß kann auf uns einwirken. Ein an
herbstlicher Abend, ein abfallendes Blatt, eine sterben-
de Blume, der Anblick schöner Augen, der heitere Him-
mel, der glänzende Sonnenschein oder ein trüber Tag,
ein Lied aus alter Zeit, ein vor Zeiten besuchter und be-
liebter Platz, der gestirnte Himmel, das aus der Fer-
ne von der Kindheit her gekannte Geläute der Heimaths-
glocken — und tausend unvorhergesehene, kleine u.
greifbare Ereignisse sind im Stande unsere Seele in
einem einzigen Augenblicke umzustimmen.

Selbst

Selbst die Verschiedenheit unseres Alters, der Wechsel
der Tag- und Jahreszeiten, die Vergangenheit, Zukunft, und
die Momente der Gegenwart stellen sich den Augen unse-
rer Seele in verschiedenen Farben dar, und wecken ver-
schiedene Gefühle in uns. Die Jahre, die noch in der Zukunft
Schooße schlummern, gleichen der Jugend und dem Frühlings-
morgen, wenn der purpurne Sonnenaufgang schwim-
men Wolken vergoldet, und in jedem Thautropfen den Him-
mel sich abspiegelt, uns gleißen mit tausendfacher Hoff-
nung entgegenlauschend. Die Vergangenheit wieder ist
der Herbstabend, das Greisenalter unseres Jahrhunderts.
Alles wirft dämmernde Schatten auf das Bild der
Welt; traurige, trübe Nebel bedecken das irdische Leben,
und wenn der Mond mit der Fluth seines zitternden
Lichtes die Thäler überschwemmt, dann verlieren die
Bäume, Berge, Sträuche, Felsen ihre Farben, und ste-
hen wie Truggestalten ihrer selbst da. Der Mittag des
Lebens, von der Höhe mit seinen Strahlen herunter-
schiessend, trifft frisch den Bewohner dieser Erde. Der
Mensch in der Kraft des Mannesalters ringt mit
den Augenblicken der Gegenwart, kämpft und ar-
beitet, uneingedenk des Ausgangs seines Lebens,
und wird häufig gar nicht einmal gewahr, daß sich
~~die scheidende~~ seine Lebenssonne bereits ~~zur Rüste~~ zum Untergang neigt. Und
so nehmen unsere Gefühle immer neue Gestalten an,

und

und das Herz gleicht fortwährend einem Kaleidoskop, der uns nach jeder Bewegung immer wieder andere Formen zeigt.

Hiermit glaube ich dich überzeugt zu haben, daß du mir Recht giebst, wenn ich behaupte, die Gefühle, die ohne unseren Willen und ohne unser Zuthun in uns entstehen u. vergehen, seien in jedem Menschen andere, und sogar in jedem Einzelmenschen je nach Verschiedenheit des Moments und der zufälligen Umstände verschieden. Daraus müssen wir nun folgern, daß diese Gefühle mannigfaltig sein dürfen, schlechte und gute, herrliche und niedere, daß sie uns ebenso gut zur Vollbringung großer und rühmlicher Thaten führen, als die Ursache unserer Verbrechen und unserer Schmach werden können. Freundschaft, Liebe, Aufopferung für die Wahrheit, Gottesfurcht, Ehrbarkeit haben ebenso gut ihre Heimath im Herzen, und rühren ebenso gut vom Gefühle her, wie Verrath, Haß, Mord, Ehebruch, Diebstahl, Neid, Blutschande und jede Art von Unzucht, was auch die heilige Schrift bezeugt. Betritt nur die Zuchthäuser und Gefängnisse, wo Verbrechen und Verzweiflung wohnen, und du wirst finden, daß die Ursache des verschuldeten Übels jener finstere Engel, der den Menschen von der Wiege an vom Wege des gerechten Wandels zum Bösen verlockt, unbewachte Gefühle des Herzens gewesen sind.

Die Gefühle sind jene Hexen, welche auf öden und wüsten Heiden mitten im Sturme und in Kämpfe Macbeth begegnen, und die sein durch Stolz über den

de-

hervorgetragenen Sinn verändertes Herz durch einschmei-
chelnde und trügliche Prophezeihung wie mit Gift be-
träufeln, und in demselben Herrschsucht und das Verlan-
gen nach der Krone schleudern.[3] Den Weg zum Throne
sucht der Macbeth durch Mord und Verrath. Ein Gedan-
kendolch leitet ihn in der Nacht in das Schlafgemach Dun-
cans, und der Mörder fragt sich selbst, ob denn das blu-
tige Werkzeug des Mordes der Hölle Schreckgeräth oder
ein Wahngebilde der Phantasie seiner fieberhaft entzündeten Sinnes-
~~thätigkeit~~ sei.[2] Shakespeare ist ein Meister, wenn es gilt,
die den Menschen zum Verderben reißenden Gefühle zu ma-
len. Für ~~den~~ Othello wird der Neid des Herzens in
der Gestalt des Jago zum Satan. Denn die im Herzen
schwärmenden Gefühle nehmen bald diese, bald jene
Gestalt auf sich, versuchen und verführen zur Sünde.
Das weiß Hamlet. Sein Herz ist wüste, er verzweifelt
an der Menschheit, an sich selbst, an dem Jenseits, er
sieht auf die Welt wie auf ein großes Grab, und
auf sein eigenes Herz, wie auf einen Kirchhof, wo
er seine Liebe, seine Hoffnung, seine Freuden und sei-
nen Glauben begraben. Er verliert sich selbst, weil er
sogar an seiner eigenen Mutter zweifelt. In dieser
Seelenstimmung erscheint ihm der blasse Geist seines
Vaters; aber Hamlet traut auch diesem nicht, und
sagt zu sich selbst, daß dieser Geist der Hölle verführe-
rischer Bote sein könne, ~~geschickt~~ gesendet um ihn mit Täuschung
zu bestricken, und ins Verderben zu führen.

Wen

Wenn du daher nicht läugnen kannst, dass die Gefühle etwas Schwankendes, Zufälliges und häufig der Anlass zum Bösen sind, so begreifst du auch, dass sie unsere Grundlagen nicht bilden können, sondern dass sie vielmehr selber unter [der deutlichen Erkenntniss der Vernunft?] stehen müssen. Und so, wie es gefährlich ist, ihren [Eingebungen?] blindlings zu folgen, ebenso ist es auch [unwürdig?] der Menschenwürde, das für [wahr?] zu halten, was uns, wie die Gefühle, plötzlich und unerwartet befällt.[F]

[F] Will der Mensch seine geistige Würde nicht verlieren, dann ist es nothwendig, dass er nur das für Wahrheit halte, dessen Elemente er kennt und bei dessen Aufbau gegenwärtig war.

Ich kann daher auch nicht begreifen, mit welchem Rechte man bei wunderbar drohenden und der vollsten Beachtung würdigen Dingen, bei Angelegenheiten, die für alle Menschen von der grössten Bedeutung sind, sich auf sein Gefühl berufen will. Nichtsdestoweniger aber pflegt dies zu geschehen. Wenn es sich um historische Ereignisse, um grosse Persönlichkeiten im Leben des Menschengeschlechtes, oder um Rechte, um Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, um die schönen Künste oder ähnliche Dinge handelt, dann sehen wir sehr häufig, dass die Menschen ihr eigenes Gefühl sprechen lassen, und sich diesem Gefühle gemäss ihre individuelle Meinung bilden. Es ist aber klar,

dass

daß eine solche Meinung nur für den Einzelnen, der sie eben hat, nie aber auch für alle Andern Geltung haben kann. Hier nützt es nichts, daß der Einzelne die Hand aufs Herz legt, und mit sentimentalem Pathos ausruft: „So fühle ich's!" Denn gesetzt, daß er dadurch auch einen Effekt hervorbringt, so wird er doch Niemanden dadurch überzeugen. Interjektionen der Art sind viel leichter, als auf Verstandessetzungen gestützte Beweise.

Derjenige Mensch, welcher seine Meinung blos auf sein eigenes Gefühl basirt, stützt sich nur auf ganz individuelle Beweggründe, welche Andere nicht im mindesten angehen. Wenn der Mensch die Meinung nur aus sich selber, und nicht aus der Sache, über die er eben urtheilt, schöpft, so wird seine Meinung auch nur eine individuelle und nicht universell-reale Wahrheit sein; denn, indem er sein Gefühl zum höchsten Richter macht, fragt er nicht, was das beurtheilte Objekt an und für sich sei, und was es in Folge dessen für Andere sein müsse, zumal er sich schon damit begnügt, zu wissen, was es für ihn ist. Er läßt keine Diskussion, keine Beweisführung weder für, noch dagegen zu; wo aber keine Diskussion und keine Beweise sind, da ist auch kein Räsonnement. ~~Sein Gefühl~~ Das Gefühl läßt sich ~~das Gefühl~~ auf ein Räsonnement nicht ein; es ist – weil es ist. Wer blos an das Gefühl glaubt, der verlangt auch von Andern blinden Glauben, bedingungsloses Vertrauen, er prätendirt, daß das, was er sagt, dogmatisches Ansehen habe. Solche Meinungen sind aber gewi-

stisch, und haben sämmtlich den Charakter isolirter Er-
eignen, die sich nie zu einem systematischen Ganzen ver-
binden lassen, weil hiezu das Fundament eines ent-
wickelnden Zusammenhangs nothwendig wäre. Der nur
auf sein eigenes Gefühl bauende Ästhetiker sieht
von einem Stockwerke, dem der Unterbau fehlt, auf
die Welt herab, und möchte in dieser seiner Sphäre
gern ein Monopol für Meinungen und Urtheile über
Welt und Menschen errichten.

Es giebt Lebensverhältnisse, in denen Jeder sich nur
mit seinen eigenen Gefühlen zu berathen hat, in denen
nur das Herz allein den Ausschlag giebt. Hat Jemand
ein Liebesverhältniß angeknüpft, und heirathet er, so
folgt er seinen eigenen Gefühlen; denn was er thut, geht
nur ihn an, und er darf billigerweise nicht auf die Mei-
nungen und Überredungen Anderer achten. Es wäre
aber ein unerträglicher und lächerlicher Mensch, wollte
er uns zwingen, daß auch wir alle jene Vorzüge, Eigen-
schaften und Züge an seiner Geliebten wieder finden
sollten, die er an ihr bemerkt hatte. Wer wollte es El-
tern verargen, wenn sie in ihren Kindern Talent, Ver-
stand, Schönheit und ungewöhnliche Fähigkeiten finden,
die andere Menschen selbst beim besten Willen zu ent-
decken nicht im Stande sind? Für dich ist jener Fels, un-
ter dessen Schatten dein Großvater und Vater auszuruhen
pflegten, ein Buch voll unerschöpflicher Träume und theu-
rer Rückerinnerungen, — während ein fremder Mensch

in

zu Gedanken verwachsen, wie viel Stoffe man aus dieser Kiste schneiden, und wie theuer das Stück verkaufen könnte. Aus diesem Grunde pflegen wir auch die Gefühle in die stillen Räume unserer Seele zu verschließen, und sie selten Jemanden mitzutheilen, damit derselbe nicht mit kaufmännischer Hand dieses Heiligthum unserer Brust entweihe, und mit kalter Berührung dem warmen Zittern unseres Herzens schade. Wundere dich daher nicht, wenn gebrochene Liebe und Freundschaft den größten Schmerz bereiten.

In gewöhnlichen, nur uns betreffenden Angelegenheiten sind die Entscheidungen des Gefühles ganz an ihrem Platze; werden sie aber über die Sphäre des Individuums ausgedehnt, dann betreten sie schon einen fremden Boden. Nimmt nämlich irgend ein Gefühl im Menschen überhand, dann treibt und verrückt es die Vorstellungen von den Dingen, und läßt dieselben dermaßen in einander verfließen, daß dieser Zustand dann im gewissen Grade dasselbe ist, was Verrücktheit. Aus diesem Grunde führt auch das Überhandnehmen irgend eines Gefühles sehr häufig Geisteszerrüttung herbei. In einem solchen Zustande ist der Geist nur auf ein Objekt gerichtet; wir sagen, er habe eine fixe Idee; denn er vermag weder seine Begriffe zu ordnen, noch auch denselben die ihnen zukommende Stelle anzuweisen. Er verwirrt Alles unter einander, und man nennt eine solche Krankheit

mit Recht Geistesver~~wirrung~~rückung. Die Dinge sind für den in einem solchen Zustande sich befindenden Menschen nicht das, was sie in der Wirklichkeit sind, sondern das, als was sie den erkrankten Sinnen erscheinen. Das beste Heilmittel dagegen ist daher auch, daß man Sorge trage, den Menschen von jenem seinem Standpunkte, gleichsam wie aus einem verzauberten Horizonte ~~Kreise~~ herauszuführen, u. ihn an die Thätigkeit der äußeren, realen Welt anzuhalten, ihn, wie man sagt, zu zerstreuen, mit realen Gegenständen zu beschäftigen.

Es ist aber auch die äußere Welt, und namentlich die Natur, jene Probe, die immer und überall den Weg des Verstandes wandelt. Die Welt fragt nicht im mindesten darnach, als was sie diesem oder jenem Menschen erscheine, sondern ~~büßt~~ straft einen Jeden, der sich ihr nicht fügt, ~~beraubt~~, indem sie ihn ~~sucht~~ zwingt, seine individuelle Anschauung der Dinge der aus ihnen hervorgehenden, ihnen inwohnenden Wahrheit unterzuordnen, d.h. sich wahre Begriffe anzueignen. Wenn auch der Quixote de la Mancha selber Grillen hatte, so wußte er doch genau, wie man sie Andern vertreiben sollte. Als die schöne Jungfrau Altisidora in unaustilgbarer Liebe zu ihm entbrannte, durfte der ~~kühne~~ tapfere Ritter von la Mancha ihr nicht seine Dankbarkeit und seine gegenseitigen Gefühle an den Tag legen, weil er sich auf ewig der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso hingegeben hatte.

Dem

vom Mitleid gerührt aber wollte er doch wenigstens ein
sicheres Arzenei für die Herzenskrankheit der sentimen-
talen Altisidora reichen. Als er daher eines Abends, nach-
dem er von dem Fürsten sich in sein Schlafzimmer zurückge-
zogen hatte, im Schloßgarten unter seinem Fenster eine
erbärmliche Stimme ~~Weiberstimme~~ vernahm, und in demselben Augenblick
auch sogleich errieth, daß dieselbe von jenem unglückli-
chen Opfer herrührte, nahm er eine Guitarre, und sang
nach dem Zeugnisse seines Biographen mit einer etwas
heiseren, übrigens aber gar nicht üblen Stimme ein Lied,
das er für diesen Fall gedichtet hatte, wenn ich auch
nicht weiß, ob es auch genug gelenkt gegen jene Dame
gewesen sein mag. Genug, er gab ihr darin den Rath, sich
so viel als möglich zu beschäftigen, den Müssiggang zu
fliehen, die Angelegenheiten der Küche zu besorgen,
auf die Wirthschaft zu achten, und versicherte, daß Nä-
hen, Sticken, Haspeln, Stricken, Sorge für den Gemüse-
garten, überhaupt anhaltende Beschäftigung das vorzüg-
lichste Gegenmittel für eine überspannte Liebe sei.
Du wirst dich vielleicht erinnern, daß nach diesem so
klugen Rathe unser tapfrer Ritter selbst einen Kampf
mit Katzen bestand, weil er sie für bösartige Hexen-
meister hielt. Solche Ungereimtheiten aber pflegen in
der finsteren Nacht der Seele vor sich zu gehen; manch-
mal schießt ein Gedanke kräftig wie ein feuriger
Blitz durch die Seele, die dann wieder in Schlaf und wü-
stes Träumen versinkt. Du siehst am Eingange des Ir-

ren-

verschieden in unserer Stadt mit Kohle auf die Wand
von einer und derselben unglücklichen Hand Folgen-
des geschrieben: Deus est ens musicale, mleko, piekło,
papa (Milch, Hölle, Vater).

Trotz dessen, daß man seinen eigenen Gefühlen so wenig
trauen kann, ist es doch eine fast allgemein verbreitete An-
sicht, daß die Werke der schönen Kunst, wenn sie einerseits
aus dem Gefühle des Künstlers hervorgehen, anderer-
seits auch nur auf die Gefühle des Zuschauers oder Zuhörers
wirken sollen, und daß demnach ihr Hauptzweck der ist, das
Herz zu ergreifen, Gefühle zu erwecken, Lust zu entzünden,
und daß deshalb auch das Gefühl der eigentliche Richter der
Kunst ist, daß man nach seinen Aussprüchen auch den
Werth von Kunstwerken bestimmen kann. Denn wenn
die schönen Künste gleichsam für das Gefühl arbeiten, so
muß auch das Gefühl das richtigste Urtheil über sie zu fäl-
len im Stande sein. Hier könnte man schon gleich von vorn-
herein in Erwägung ziehen, daß unter allen schönen
Künsten es eigentlich nur die Musik ist, die am meisten
Gefühl hat, weil sie ~~in der That auf's Stärkste~~ unmittelbar zum Gefühle
spricht. Und dennoch, frage ich, wirst du, wenn du die
Aufführung einer musikalischen Komposition hörst, in
ihr nur das Gefühl des Komponisten suchen, und wird es
genug sein, wenn du als Zuhörer nichts weiter besitzest,
als nur Gefühl? Was soll ich aber erst über die Malerei;

Er-

Architektur, Bildnerei und Poesie seyn? Nichts ist leich-
ter als zu rufen, daß die schönen Künste uns rühren, un-
sere Gefühle erwecken, und dieselben erweitern sol-
len; doch ist diese Behauptung ebenso dunkel und unver-
ständig, wie die Gefühle selbst. Und welche Gefühle sollten
endlich auch die schönen Künste erregen? Lassen wir zu,
daß man uns z. B. antwortet, die schönen Künste müßten
religiöse Gefühle, die Liebe zur Tugend, Abscheu vor dem
Laster erwecken, sie müßten mit einem Worte unseren
moralischen ~~Gefühl~~ Sinn steigern und veredeln, so reicht ei-
ne solche Antwort, eine solche Worterklärung doch gar
nicht hin, weil sie den Zweck der Religion und Moral
mit dem Zwecke der schönen Künste verwechselt, hier aber
Alles darauf ankommt, zu beweisen, was die Kunst sei,
was sie Eigenthümliches in sich schließe, um sie sodann von
den Gefühlen der Religion und der Moral scharf unter-
scheiden zu können, während jene Definition die Künste
auf ein für sie ganz fremdes Gebiet versetzt.

Und so, wie du nicht läugnen kannst, daß Religi-
on und Moral schon an und für sich Wesenheiten sind,
und Niemandes Hülfe bedürfen, auf sich selbst beru-
hen, daß sie daher auch ohne die schönen Künste bestehen können,
ebenso wolle auch andererseits das in Erwägung ziehen, worüber
wir schon im zweiten Briefe einig geworden sind, daß die schönen
Künste Niemandes Dienerinnen sind, und keine außerhalb ihrer
liegenden Zwecke verfolgen, sondern sich vielmehr selbst Zweck
sind.

sind, und daher nicht einmal der Moral dienen können. Es giebt
kein seichteres Urtheil über die schönen Künste, als die oft bis zum
Ekel angewandte Behauptung, daß dieses oder jenes Gemälde,
diese oder jene Bildsäule, diese oder jene Dichtung, daß dieser oder
jener Roman unmoralisch, unsittlich sei. Menschen, denen es an
innern, moralischer Gefühle fähigem Gehalte mangelt, sollten sich
wahrlich nicht über die schönen Künste, als vielmehr über die Er-
ziehung beklagen, die sie empfangen haben. Die Werke der schö-
nen Kunst haben gar nicht den Beruf, den Unterricht in der Re-
ligion oder gar moralische Grundsätze zu vertreten, wenn im
Herzen weder Glaube, noch Ehre wohnt. Die Künste haben gar
nicht den Zweck, Moral in der Welt zu verbreiten, da sie
nun einmal der Moral nicht dienen. Wenn eine Erzählung
das Verbrechen daran mit grellen Farben malt, damit das-
selbe zum warnenden, abschreckenden Beispiele diene, so ver-
fehlt sie ihren Zweck, weicht von dem ihr vorgezeichneten We-
ge ab; denn ihr Beruf ist ein rein künstlerischer. Von der Ar-
chitektur, der Musik, der Bildnerei verlangt es gar Nie-
mand, daß sie einen moralischen Zweck verfolgen; nur die
Poesie allein, die mit ihren Bilderwort, tönt und malt,
soll die Verbreitung guter Sitten bewirken, wiewohl sie we-
der mehr, noch weniger Kunst ist als die Architektur oder Mu-
sik. Die für Kinder geschriebenen Erzählungen beabsichtigen
hauptsächlich die Ausbildung der jungen Herzen; deshalb ge-
hören sie aber auch nicht zur schönen Kunst, sondern zur Päda-
gogik, zur Zahl derjenigen Bücher, die der Erziehung gewidmet
sind.

sind. Es ist sogar eine komische Sache, wenn Leute des reiferen Alters sich an den Werken, die sie der Erholung halber lesen, erbauen und bessern wollen. Sie sollten schon längst mit ihrem Herzen und mit ihrem Verstande Rechnung abgeschlossen haben, und längst ihr Verhältniß zu Gott, ihrem Nächsten und zu sich selbst kennen.

Daß man von Moralität der schönen Kunst spricht, rührt von der Begriffsverwechslung verschiedener Sachen her. Sollen denn die schönen Künste Stoff abgeben zur Besprechung der Moralität, oder sollen sie am Schlusse etwa auch noch eine Morallehre enthalten, wie die Fabeln Krasicki's? 4) Und wer applicirt denn diese Lehre? – Kommt es hiebei nicht wesentlich auf die Auffassungsweise desjenigen an, der sie applicirt? Höre doch zu, was man in Gesellschaft, wenn man beim Thee über die sogenannte Moralität dieses oder jenes Romans oder Dramas spricht, sagt. Selten wirst du hier auch nur zwei vollkommen übereinstimmende Meinungen finden.

Ich will nicht läugnen, daß jedes Kunstwerk, vorausgesetzt, daß es ein vollendetes ist, auch auf die innere Seite des Menschen einen mächtigen Einfluß üben, und die Liebe dafür entzünden kann, was wahrhaft moralisch, erhaben, gerecht und heilig ist; denn die Künste sind ebenso gut Wahrheiten, und fließen ebenso sehr aus dem inneren Gehalte des Menschen, wie Moral, Tugend und Glaube. Sie können daher weder den letztgenannten Wahrheiten entgegengesetzt, noch unter einander zwiespältig sein; denn sie sind gleich-

sam

seien die Seiten eines und desselben, nur in verschiedenen Feu-
erfarben brennenden Krystallbrillanten. Etwas ganz An-
deres ist es zu behaupten, aus den schönen Künsten fließe die Moral
und Tugend, und etwas Anderes zu sagen, die schönen Künste exi-
stiren nur für die Moral und Tugend, und seien nur ein Mit-
tel, zur Moralität zu gelangen. Doch gesetzt, die schönen Kün-
ste hätten wirklich die Erweckung edler, großer und vortreff-
licher Gefühle zum Zwecke, würde wol die Moral dadurch
etwas gewinnen? Ich glaube, sie würde sehr wenig Vortheil
daraus ziehen. Denn die Moral beruht nicht auf Gefühlen,
stützt sich nicht auf bloße Begeisterung, sondern gründet
sich vielmehr auf Überzeugung, auf das klare Bewußtsein
der heiligsten Pflichten des Menschen, auf den Kampf mit sich
selbst, und, wenn es nothwendig ist, sogar auf die Unter-
drückung seiner eigenen Gefühle, damit dieselben sich dar-
nach richten, was wir in uns als wahr und gut ~~und wahr~~
erkannt haben.

Freilich wird man uns entgegnen, es sei ja doch der Ge-
schmack der höchste und competenteste Richter der Kunst-
werke. Ich aber frage, ist wol der Geschmack etwas Anderes,
als das Gefühl der Schönheit? Was ich also früher über die
Gefühle im Allgemeinen gesagt habe, paßt vollkommen
auch auf das Gefühl der Schönheit, auf den Geschmack. Was
aber noch mehr ist, so ist der Geschmack, der Sinn, das Gefühl
für Schönheit unter allen Gefühlen das unbeständigste

und

und wandelbarste. Jedes Jahrhundert, jede Menschheit ei-
nen andern Geschmack, jedes Jahr bringt viele neue Moden.
Ich bin überzeugt, unsere Damen würden sich um Alles in
der Welt nicht nach jener Mode kleiden wollen, die etwa
vor 30 Jahren als Beweis des ausgesuchtesten Geschmackes
gegolten hat. Ja man braucht nicht einmal auf 30 Jahre
zurückzugehen; es wäre ein reiner Überfluß hier Beweise
zu führen, zumal es kein abgedroschenes aber wahres
Sprichwort gibt, als jenes: De gustibus non est disputan-
tandum.

Man sagt, es sei möglich durch fleißiges Betrachten jener Kunst-
werke, welche uns von großen Meistern der Vergangenheit als
Erbschaft übermacht worden sind, Geschmack zu erlangen. – Man
ruft von allen Seiten: lies nur fleißig die durch Originali-
tät sich auszeichnenden Musterwerke, eile in die Säle der
Bildergallerie, studire vortreffliche Denkmäler der Ar-
chitektur, lerne die Zauberkraft der Musik auf Konzerten,
in Opern, in Kirchen verstehen, versenke dich in Gedanken in
die Bildsäulen, die Europas Glyptotheken schmücken, und
du wirst durch das Ansehen und Anhören dieser Kunstschä-
tze deinen Geschmack läutern, und somit auch befähigt
werden, über den Werth der Kunstwerke zu urtheilen.

Wenn nun schon das bloße Anschauen zur Erreichung
des Geschmackes hinreichen soll, so begreift man wirklich
nicht, wie es komme, daß trotz jener vielen und häufigen
Reisen man noch so viel Unkenntniß rücksichtlich der

Lr.

Beurtheilung der Kunstwerke, und sogar rücksichtlich der
gewöhnlichen Architektur an den Tag legt. Man sieht ein
Brauhaus, und ist zu glauben verleitet, es sei eine Kirche;
man betrachtet einen Schafstall, und hält ihn für ein Rath-
haus. Man findet Wirthshäuser, die mit Bildergallerien
Ähnlichkeit haben, und Schlösser, die einem Thiergarten gleichen.
Hie und da pflanzt man nur runde Bastionchen hin, bringt spitz-
bögige Thüren und Fenster an, und sagt, das sei gothischer Stil.
Und damit soll der Geschmack, der Sinn für Schönheit seine
Grenze erreicht haben? Niemandem fällt es ein zu verlan-
gen, daß Menschen, deren Thätigkeit von andern Dingen in
Anspruch genommen wird, sich auf Kunst verstehen müssten, es
handelt sich vielmehr darum, daß sie wissen sollen, was ihres Am-
tes ist. Woher rühren denn aber jene Verkehrtheiten rücksicht-
lich der Beurtheilung von Bau- und Kunstwerken? Sicherlich
daher, daß, obwol der Rath, man könne durch das Anschauen
echter Kunstwerke zu Geschmack gelangen, vieles Wahre ent-
hält, sich darin doch nur Unzulänglichkeit vorfindet. Man
muß nämlich schon vorher wissen, was schön ist, und was man
betrachten solle, wenn man sich Sinn für Schönheit aneignen
will. Wer aber weiß, was schön ist, der hat schon Sinn für
Schönheit, um dessen Erlangung es sich nach seiner Meinung
nicht handelt. Hat er ihn aber nicht, wie kann er da erkennen,
was in den Kunstwerken schön, und nicht schön ist? Und auf
welche Weise will er sich Sinn für Schönheit sonst aneignen? Etwa
mit Hülfe eines Führers, der ihm alle Schönheiten zeige? –

„Al-

„Allerdings." wird er sagen; aber wer bürgt ihm wieder dafür, daß dieser Führer wahren Sinn für Schönheit, also richtigen Geschmack habe? – Und von wem hat sich wieder der Führer diesen Geschmack angeeignet? Gewiß muß auch er seinen Führer gehabt haben, und dieser wieder den seinigen, so daß man nicht weiß, wo diese Kette von Führern anfängt. – Reicht vielleicht der Ruhm eines Raphael, Correggio, Thorwaldsen, Canova, Praxiteles hin, um zu wissen, daß ihre Werke Muster der Schönheit sind, und daß sie betrachtet zu werden verdienen? In der That, schon das wäre etwas; doch frage ich, wodurch haben jene Künstler ihren Ruhm erworben, etwa durch den Schönheitssinn ihrer Zeitgenossen und Nachkommen? Und woher haben diese wieder gehabt, und woher das Recht erhalten, den Ruhm ihrer Meister zu begründen?

Sollen wir die Statue des Erlösers in unserer Kathedrale[5] nicht deshalb bewundern, weil sie ein Werk von höchster Schönheit ist, oder sollen wir sie darum bewundern, weil sie das Werk Thorwaldsen's ist, der für einen so berühmten Bildhauer zu halten ist? Also nicht der Künstler soll durch seine Werke Ruhm erlangen, sondern die Werke durch ihn?.....

Es ist wunderbar, daß nach so viel Arbeiten, und nach den Mühen so vieler Jahrhunderte noch keine klare und deutliche Kenntniß von dem Wesen der wahren Schönheit allgemein geworden ist, während sie doch schon Plato vor zwei tausend Jahren von dem höchsten Gipfel seines Genius begriffen hat.[6] Ich will hier seine Worte abkürzen, und nur ihren Sinn citiren, der sich auf den von uns betrachteten Ge-

gen:

genießend begriffe. „Wenn sich die Seele — sagt Plato[7)] — der Schönheit auf Erden nähert, so durchrieselt sie ein geheimnißvoller Schauer; denn sie erinnert sich an die Welt ihres eigenen Lebens, die schon seit Jahrtausenden vorüber sind, als sie noch auf dem sternbesäeten Throne des Himmels wohnte, und ehe sie in das kalte Jammerthal des irdischen Lebens herabfiel. Wenn nun in diesen irdischen Thälern die Schönheit vor die Seele tritt, dann entzündet sich in der Seele die Erinnerung einer gewissen Glückseligkeit. Es entfaltet sich vor den seelischen Augen das klare Bild jenes großen Augenblicks, wo wir Alle, die Einen im Gefolge des olympischen Königs Zeus, die Andern im Chor hinter den andern Göttern einherschreitend, das Fest der höchsten Schönheit begingen, und zugleich mit den Himmlischen, dieser Allen gemeinschaftlichen Herrin, Ehrfurcht und Preis erwiesen. Die Seele zerfließt bei diesem Anblick in ein grenzenloses Freudenmeer; denn damals war sie noch ohne Makel, voll reiner Freude, unberührt von den Nöthen, die ihrer auf Erden warteten. Sie war noch nicht bekleidet mit einem Körper, der sie jetzt wie ein Schneckengehäuse drückt. Deshalb zittert auch die Seele der Schönheit in Sehnsucht entgegen, wenn sie dieselbe hier im vollen Glanze leuchtend, in der Gestalt der schönen Materie erblickt; der Schönheit klarer Reiz aber fließt durch die Augen, durch diesen klaren Sinn aus der Seele in die Seele."

„Mit der Seele kann in der That der Mensch die Schön-

heit

heit betrachten, doch die Weisheit schaut er mit den Augen nicht. Denn wenn die menschliche Seele vermittelst ihrer körperlichen Sinne die Weisheit sähe, würde sie von einer so mächtigen Liebe zu ihr entbrennen, daß sie ihrer Sehnsucht nicht mehr Herr bliebe. Deshalb ist es dem Menschen nur erlaubt, die Schönheit allein mit dem Gesichte zu schauen."

„Wer sich die Erinnerung jener ewigen, im Himmel geschauten Schönheit verloren, oder wer sich verderbt und aufgerieben hat, der begreift auch die innige Liebe für die irdische Schönheit nicht. In der Rohheit seiner Natur wird er zu ihr eine sinnliche Leidenschaft fassen, und nach groben Genüssen trachten. Wer aber in seiner Brust die Erinnerung an jene Himmelsbewohnerin ungetrübt bewahrt hat, — der wird beim Anblick der durch die Schönheit vergeistigten Materie im Busen einen innern Drang verspüren; denn das Freudenleben aus jenen Zeiten wird auf ihn als Andacht herabströmen, er wird vor der Schönheit hinfallen, er wird sie anbeten, und zu ihr, wie zu einem Gotte, oder wie zu seinem Geliebten emporblicken. Er wäre bereit, ihr Alles darzubringen und zu opfern, wie man es den höchsten Göttern thut, wenn er sich nicht fürchtete, daß ihn die Menschen für wahnsinnig halten würden. Wenn sich aber die Seele in die Anschauung der Schönheit vertieft, so wird sich eine schmelzende Sehnsucht nach ihr, gleich der Wärme über ihr ganzes Wesen ausgießen, sie wird in sich einen Schmerz verspüren. Mitten in der Wärme und dem Schmer-

ze

zu schaffen ihr himmlisches Federkleid, wie sie sie vor Zeiten gehabt, und wachsen zu Flügeln. Die Seele aber breitet, wie einst im Himmel, diese ihre Federn, diese Flügel aus, und schwingt sich in ihre wahre Heimath, zum hohen Ursprung wieder rückwärts empor." (Phädrus).

Doch, kann es wohl einen tiefern Philosophen als diesen Poeten, oder kann es wohl einen höhern Poeten, als diesen Philosophen Plato geben? Und geht wohl aus dieser seiner Auffassungsweise die Ansicht hervor, daß der Geschmack der höchste Richter der Künste sei, daß alle Künste dem Geschmacke unterzuordnen, und daß Alles als schön gelten müsse, was dem Geschmacke der Gegenwart eben zusagt?

Ich wage es zu behaupten, daß ein systematisches Ganze, eine wenn auch auf eigenthümlichen Grundsätzen errichtete Theorie unzulänglicher sei, als das bloße Stützen auf den Geschmack, auch wenn derselbe noch so vollkommen sein sollte. Denn der Geschmack wird nie eine Universaltheorie aufbauen, weil er als Gefühl eines Augenmomentes ganz unfähig ist, während die Theorie des Augenmomentes nimmermehr entbehren kann. Der Geschmack ist also nur im Stande, sich in der Form der Anzeichen, der Kritik über ein schon geschaffenes Kunstwerk zu offenbaren, und zu zeigen, was in dem Kunstwerke schön sei, oder nicht, so daß er somit einzig nur dasjenige, was sich an dem Gemälde, der Bildsäule, an dem Bauwerke, an dem Gedichte, von dem gerade die Rede ist, als schön erwei-

erwirbt, berührt; wir aber die Erklärung giebt, was die Schön-
heit an und für sich sei.(a)

---

a) Wer wollte einem Michael Grabowski[8)] Geschmack absprechen? Sind die Urtheile, die er über Bücher fällt, nicht fast alle so richtig, daß sie Jeder mit Freuden unterschreiben würde? Und dennoch bin ich der Meinung, daß seine Leistungen in dieser Hinsicht eigentlich niemals werden vollendet genannt werden können, weil er sie nur auf seinen Geschmack und auf sein Gefühl allein basirt. Deshalb entbehren seine Kritiken stets eines inneren Halts. Wenn er z. B. seine Ansichten der Warschauer Kunstausstellung mit den Worten anfängt: „Meine Meinung ist um so origineller, weil ich eigentlich kein Kenner, sondern nur ein Mensch bin, der einigermaßen Gefühl besitzt...", so kann sein weiteres Urtheil Niemanden genügen. Denn Niemand fühlt doch mit dem Herzen eines Anderen, vielmehr haben Alle gleiche Ansprüche selbstständig sowol zu fühlen, als auch zu urtheilen. Mir wenigstens scheint es, daß das Publikum über jene Kunstausstellung viel lieber ein Urtheil aufgenommen haben würde, welches aus der wissenschaftlichen Bekanntschaft mit der Sache hervorgegangen wäre, als ein Urtheil, das sich nur auf individuelles Gefühl stützt. Was Grabowski selbst beim Anblicke der eingesandten Gemälde gefühlt hat, das kann te nur von untergeordnetem Interesse für das lesende Publikum sein, zumal dasselbe Publikum mit Recht weniger auf die Originalität des Urtheils Gewicht legt, als auf dessen Gründlichkeit. – Niemand wird deshalb den trefflichen Geschmack und die große Belesenheit Grabowski's, als auch seine Gewissenhaftigkeit bei der Beurtheilung, noch, als

ich

Man sagt, daß Kunstwerke, die in einem bestimmten Zeitalter oder unter einem bestimmten Volk für vollendet gegolten haben, in einer anderen Zeit oder in einem anderen Lande nicht gefallen, vielleicht gar geschmacklos erscheinen, und daß man ~~deshalb~~ deshalb auch nichts Bestimmtes, nichts Dauerndes über die Schönheit sagen, also keine Kunsttheorie schaffen könne. Aber woher rührt denn diese Ansicht? Doch wohl nur daher, daß man sich bei den Künsten an den bloßen Geschmack allein hält, u. also zu dem Glauben geführt wird, daß auch die Schönheit et-

---

ist; deshalb aber beklage ich auch um so mehr, daß der Standpunkt, den er in seinem Werk „Litteratur und Kritik" gewählt hat, ein rein individueller ist, und sich nur auf das Gefühl stützt. Er beweist deshalb auch niemals die Richtigkeit seiner Ansicht, und kann sie auch nicht beweisen, weil er nie auf allgemein anerkannten Grundsätzen fußt. Deshalb ist auch seine ganze Arbeit kein systematisches Ganze, sondern nur ein fragmentarisches Werk, weil seine Anfangsworte nicht einen allgemeinen Überblick in der Kunst angeben können. Die in den folgenden Bänden enthaltenen Inhaltsanzeigen verschiedener Bücher werden trotz ihrer Trefflichkeit und Deutlichkeit, wie mir scheint, Niemanden zum ästhetischen Verständnisse führen. Es ist Niemandem bis dahin gelungen die Heilkunde dadurch zu erlernen, daß er dem am Krankenbette beschäftigten Arzte zusah. – Wenn nun schon in der physischen Welt, und in einer so empirischen Wissenschaft, wie die Medizin ist, Niemand ohne allgemeine Grundsätze und Theorien sich geltend machen kann, wie soll es erst da der Fall sein, wo es sich um die schönen Künste, die freien Töchter des Geistes handelt? Vielleicht wird man mir einwenden, es habe

Mi-

ewig Wandelbares, und daher jeder Kunsttheorie zuwiderlaufen-
des sei. Solch ein Raisonnement dreht sich dann im Kreise, und man
folgert, daß, weil die Werke der Kunst die Schöpfung des Geschmac-
kes seien, dem Geschmack auch ein Urtheil über sie zugestanden
werden müsse; der Geschmack aber urtheile über sie, denn sie seien
das Werk des Geschmackes u.s.w. Auch der Geschmack habe seine
Sphären, über die er seine, wenn auch wandelbare Alleinherr-
schaft übe. Ihm unterthan sei die Anordnung der Zimmer, die
Auswahl der Möbeln, ihre Aufstellung, die Verzehrung zu ei-

Michael Grabowski keineswegs beabsichtigt, eine Theorie der Lit-
teratur zu schreiben, daß eigentlich nur Kritiken und Anzeigen
sein Hauptzweck gewesen seien, und daß man ihn nicht darnach
beurtheilen dürfe, was er unserer Meinung nach hätte leisten
sollen, aber nicht geleistet habe, als vielmehr darnach, ob er den
sich vorgenommenen Zielen entsprochen. Es handelt sich aber auch
gar nicht darum, daß Grabowski keine Kunsttheorie geschrie-
ben; wir beklagen vielmehr nur, daß ~~auch jeden~~ auch seinen Anzeigen,
~~und~~ Kritiken ~~enthalt~~ und fragmentarischen Artikeln
keine allgemeine Theorie ~~zu Grunde liegt~~ [illegible], aus welcher Alles,
was er schreibt, wie aus einem gemeinschaftlichen Boden her-
ausbräche, mit einem Worte: daß man bei ihm keinen vernünfti-
gen Standpunkt sieht. Doch selbst dies könnte übersehen wer-
den, wenn nur dasjenige, was er uns giebt, ein Ganzes bildete.
Hat man aber die Richtigkeit meiner obigen Auseinanderset-
zung des Wesens des *Gefühles* anerkannt, so wird man mir
jetzt auch gewiß beipflichten, wenn ich behaupte, daß jedes län-
gere Debattiren über den Standpunkt Grabowski's überflüs-
sig ist. Nichtsdestoweniger ist kein genanntes Werk in unserer Lit-
teratur von solcher Wichtigkeit, daß ich, so oft es der Stoff erhei-

schen

nen Gastmahle, die Leitung eines Balles, die Arrangirung der Gäste; des Geschmackes Sache sei es neue Tapetenzeichnungen zu entwerfen, Umwürfe zu schaffen, neue Mantillen, Häubchen, Hütchen zu ersinnen, vergessene Trachten wieder ins Leben zu rufen und dergl.

Ich sehe, daß mein Brief ungemein lang werden wird, zumal der Gegenstand, über welchen ich mir zu handeln vorgenommen habe, bis dahin kaum zur Hälfte erschöpft ist. Es wäre vielleicht angemessen, wenn ich diesen Brief hier abschlösse, und mir die Fortsetzung desselben für ein andermal aufsparte. Indessen möchte ich wieder den einen Akt nicht gern auf zwei Briefe zertheilen, und deshalb entschuldige, wenn ich den einmal vorgenommenen Gegenstand zu Ende führe, und auch künftig dasselbe Verfahren beobachte. —

Kehren wir zu jener Behauptung, die ich oben angeführt habe. Ihr zu Folge sind die Gefühle die wesentlichsten und einzigen Grundlagen für die schönen Künste. Dies muß aber in doppelter Beziehung verstanden werden. Erstlich sollen die schönen Künste auf die Gefühle des Zuschauers oder Zuhörers wirken, zweitens muß der Künstler selbst, wenn er ein Kunstwerk schafft, seinen Gefühlen folgen. Ich habe aber früher im dritten Briefe, wenn auch nur kurz, angedeutet, daß das bloße Ge-

---

sehen wird, auf die darin enthaltenen, bald diesen bald jenen Zweig der Ästhetik behandelnden Ansichten verweisen werde.

fühl, die Begeisterung des Künstlers allein noch keineswegs
hinreiche, um ein Kunstwerk zu schaffen. Ich will hier daher
mit wenigen Worten das Übrige ergänzen.

Du wirst in diesen Briefen ziemlich oft bemerkt haben, daß
ich manche Punkte zweimal, ja auch mehrmal wiederhole.
Du wirst ein solches Verfahren sicherlich weder einer unangemes-
senen Repetition, noch auch einem falschen Entwickelungs-
gange des Gegenstandes zuschreiben können, wenn ich dir er-
kläre, daß ich dies absichtlich thue, weil ich der Meinung bin,
daß die Klarheit rücksichtlich des zu behandelnden Objekts und
das gegenseitige Verständniß nur gewinnen, wenn man die her-
vorstechenderen Momente bei den verschiedenen Veranlassun-
gen möglichst allseitig beleuchtet. Ich bitte dich, daher meine Recht-
fertigung ein für allemal im Auge zu behalten.

Wenn sich der Künstler nur von seinem Gefühle bestimmen
läßt, so wird er nicht im Stande sein, dasjenige an den Tag
zu legen, was im Innern seines Herzens vorgeht. Wir Al-
le wissen, daß in den Augenblicken, in denen das Gefühl
über uns ganz und gar die Oberhand nimmt, wir nur gewis-
ser Exclamationen fähig sind, die keine Bedeutung haben,
und keinen bestimmten Gedanken in sich einschließen. Es
sind dies leere Töne und abgerissene Klänge. Je mehr
aber dann der Geist abkühlt, je mehr er wieder seiner
selbst bewußt wird, je mehr er zu sich selbst kommt, um
so klarer fangen die Worte an, sich mit einander zu ver-
binden, um so kräftiger reihen sie sich zu einem Ganzen, und,
wenn der Gedanke wieder völlig seiner Herr wird, und

sich

sich vollkommen klar begreift, dann fließt auch wieder die
Rede aus dem Innern der Seele klar und durchsichtig, wie
ein krystallener Bach, der aus der zerspaltenen Felsenbrust
hervorquillt. Denn gewaltige Affekte betäuben gleich brau-
senden Wogen die Geistesgegenwart, so daß die Seele bei die-
sem Sturme des Herzens nicht einmal ihre eigene Stimme
vernehmen kann. Der Künstler soll sich daher in einer voll-
kommenen und ruhigen Sammlung des Gefühles befinden,
er muß befähigt sein, klar nachzudenken, wenn er das zu Ta-
ge fördern will, was sich in den Tiefen seiner Seele ausge-
biert. Der horazische Satz: si vis me flere, dolendum est pri-
mum ipsi tibi muß daher in einem ganz anderen Sinne
gefaßt werden. Denn wäre wol der Maler, Dichter, Bild-
hauer, Komponist im Stande ein Werk zu schaffen, wenn
er in dem Augenblicke, wo er schaffen wollte, von Leiden-
schaften und von der Fluth derjenigen Gefühle bewegt
würde, die er in seinem Werke versinnlichen will? Ver-
möchte wol der dramatische Künstler seine Rolle kunst-
gemäß zu spielen, wenn er selber von dem Eindrucke er-
griffen wäre, den er von der Bühne herab auf ~~die Zu-~~ das Pu-
~~hörer~~ blikum hervorbringen will? Mit nichten: – denn wo Af-
fekt ist, dort ist keine Geistesgegenwart, mithin keine Kunst.
In der Kunst kommt es hauptsächlich darauf an, daß nicht
das Gefühl den Gedanken umgarne, sondern daß im Gegen-
theile der Gedanke der Gemüthsbewegungen Herr bleibe; denn
nur so kann derselbe in einem erhabenen Fortgange sich kund
thun.

thum. Der sich bewußte mit warmem Gefühle vereinte Gedan-
ke ist jenes Pathos in der Kunst.

Wenn es eine unläugbare Wahrheit ist, daß Alles, was
im Menschen lebt, was ihn bestimmt, und was seinem Geiste
und Herzen Gehalt verleiht, auch der Gegenstand der Kunst
sein kann, so hat auch der Schriftsteller vollkommen Recht,
wenn er im Drama, im Roman, oder in was sonst für einem
andern geistigen Erzeugniße, jene ganze unentwirrbare,
dunkle und räthselhafte Welt seines Herzens entfaltet.
Aber es ist auch seine Pflicht zu zeigen, wie die den mensch-
lichen Geist determinirenden Gefühle zur That, zum Kampfe,
zum Siegen mit der Welt hinreißen, und wie der Geist
endlich von dem Sturme der eigenen Leidenschaften ergrif-
fen und gegen die Klippen der Wirklichkeit und der ge-
sellschaftlichen Ordnung geschleudert, scheitert und ver-
sinkt. Eine solche Darstellung wird ein der Kunst würdiger
Gegenstand sein; doch darf sich der Künstler selbst nicht
unter der Herrschaft des Gefühles befinden, darf dem Ge-
fühle keinen Macht einräumen; denn spezielle Gefühle
haben keine Realität, keine universelle Geltung. Der Mensch,
der die Gefühle als gediegene Universalrealität affirmirt,
begeht einen Irrthum, und er bezahlt diesen Irrthum mit dem
Verluste seiner Ruhe, mit dem Glücke seines ganzen Lebens,
er bezahlt ihn nicht selten (mit dem) ~~Tode~~ Leben selbst. Nicht das Gefühl, das in unse-
rer Brust lodert, hat Werth und Bedeutung, sondern die
Ordnung der allgemeinen Sitte, jene universelle Überzeu-
gung.

J. J.

zung, die auf ihren eigenen Fundamenten, auf dem wohlgeprüften Willen der Totalität, und auf der ewigen Wahrheit beruht. Aber eben diese ewige Wahrheit ist die Klippe, an der sich, wie ich vorhin sagte, das schwache vom Sturme der Leidenschaften gepeitschte Lebensschiff des Menschen nicht nur zertrümmert, sondern nothwendig sich zertrümmern muß, wenn das Gefühl ihm zum Steuermann dient. Denn Gefühle sind nur individuell, während die einzig und allein ein Objectives ist, die gediegene Totalität enthält, und aller individuellen Gefühle Ankampf dagegen ewig fruchtlos bleibt.

Indem sich Frau Sand in der Vorrede zur *Indiana* über den Geist dieses Buches ausspricht sagt sie: „der Erzähler hofft, daß wenige Zuhörer, wenn sie diese Erzählung bis zu Ende angehört haben werden, im Stande sein werden, die Moralität zu läugnen, welche aus den darin behandelten Fakten hervorgeht, und die in denselben ebenso wie in allen menschlichen Angelegenheiten triumphirt." Ich habe wie schon früher gesagt, daß, so wenig aus einem vollendeten Kunstwerke Immoralität fließt, ebenso wenig die Moralität als der Zweck desselben betrachtet werden kann. Wenn aber Frau Sand in ihrem Werke nichts destoweniger der Moralität Vorschub leisten will, so weicht, wie ich glaube, wiederum ihre Art, die Dinge aufzufassen, nicht ab, wenn sie sagt: „die Indiana ist jenes Weib, jenes schwache Wesen, welches bestimmt ist, die

un-

unterdrückten, oder wenn man will, durch Gesetze bekämpf-
ten Leidenschaften zu vertreten. Sie ist der Wille im Kamp-
fe mit der Nothwendigkeit, sie ist die mit ihrer blinden Stir-
ne gegen alle Hindernisse der Civilisation stoßende Liebe. –
Aber so wie die Schlange, wenn sie eine Feile zernagen will,
ihre Zähne abstumpft und zerbricht, ebenso erliegen auch
die Seelenkräfte, wenn sie gegen die Wirklichkeit des
Lebens ankämpfen."

Diese Worte sind voll Wahrheit; aber sie umfassen
nicht die ganze Wahrheit. Die Schriftstellerin hätte hinzu-
setzen müssen, daß das, was sie sagt, nicht nur geschieht, son-
dern daß es nothwendig so geschehen müsse. Man kann
gegen ein solches Weib, wie die Indiana ist, keinen Stein
werfen, das aber muß man wissen, daß das Ungemach,
welches in Folge ihrer Handlungen auf ihr Haupt her-
abstürzt, eine Nothwendigkeit ist, daß das der aus dem
Grabe erstandene Komthur in Don Juan ist, der mit
tödtlichem, marmornem Druck die Verachtung gegen
die Gesetze, und die Nichtachtung der Sitte und Ehrbarkeit
rächt.

So hat denn die Nothwendigkeit, diese Prosa des Lebens,
welche die Gefühle erstickt und tödtet, ihren guten Grund.
Sie behauptet ihr Recht; denn sie affirmirt die ewige
Gerechtigkeit, sie ist der absolute Verstand. Nicht die
Personen, sondern die Dinge gehen sie an. Wer mit der
Totalität nicht übereinstimmt, der unterschreibt selbst sein

Ur-

Urtheil. Wer es mit der Gemeinschaft bricht, mit dem bricht,
auch die Gemeinschaft. Denn auch die Sterne, jene ewigen
brennenden Lichter der Schöpfung wandeln am Himmel ihren
angebornen Weg, den ihnen Gott von Ewigkeit in den endlo-
sen Räumen vorgezeichnet hat, und keiner weicht von sei-
ner Strahlenbahn, und keiner stört die ewige Harmonie.

Anstatt langer hieher gehöriger Erörterungen wirf bloß
einen Blick auf die uns gleichzeitige französische Littera-
tur, auf den Inhalt ihrer Romane und Dramen, die sogar
auch unsern Leserkreis überfluthen. — Die französischen
Schriftsteller achten es für einen Vorzug, für eine Vollkom-
menheit, wenn sie ihre Leser vom ersten bis zum letzten Blat-
te in Spannung erhalten. Da sieht ~~[illegible]~~ schildert sie eine bis zur
Raserei in einen gemeinen ~~[illegible]~~ Burschen, in einen schändlichen
Betrüger, in einen nichtswürdigen Verbrecher verliebte
Frau, ~~welcher diese~~ der die aufopfernde Hingebung und Liebe
mit Verrath, Hunger, Mißhandlung vergolten wird, indem
ihr ruchloser Liebhaber sie endlich einem ihm gleichen Genos-
sen für Geld verkauft. Und sie? — Nun, das ist klar —
sie liebt ihn dafür treu, beständig, ja sogar noch leiden-
schaftlicher. Alles das findest du in einer blühenden Spra-
che ~~bei~~ in Leone-Leoni und bei George Sand, welche unbestrit-
ten eine der ersten schriftstellerischen Capacitäten des heuti-
gen Europa ist, ~~geschildert~~ dargestellt. Willst du gerührt werden, willst
du etwas Sentimentales genießen, lies E. Sue![10] Durch sie-
ben dicke Bände hindurch läßt er seine Heldin auf ihren

Schlüs

Pflichten, wie auf Leinen tanzen. Manchmal übt das
Herz Mathildens, um die Leserwelt zu rühren eine hel-
denmüthige That, zeichnet sich durch ein salto mortale aus,
und dies Alles — nur zur Erbauung, und zum Nutzen der Tu-
be, und — um die Leser zur Tugend anzueifern. Ist dies
derselbe Eugen Sue, der uns in einem seiner spätern Ro-
mane eine Scene vorführt, in welcher die Tochter einer al-
ten geisteskranken Mutter in der Nacht ihrem Gatten zu-
ruft: „Aber mein Gott, du weißt ja gut, daß du mit
ihr (der Mutter) nichts ausrichtest, wenn du ihr nicht mit
der [struck out] Furcht einjagst — es giebt ja kein anderes Mit-
tel um sie zur Ruhe zu bringen." 11)

Liebst du die Originalität des Gefühles, so kannst du dich
auch daran laben. Lies nur die Geschichte von jenem Mäd-
chen, oder eigentlich von jenen zwei an einander gewach-
senen Mädchen, von denen die eine allerliebste Brünette,
die andere eine herrliche Blondine ist, und die doch nur Per-
son ausmachen, oder nach Belieben auch zwei, weil man
das nicht mit Bestimmtheit wissen kann, da sie beide
dieselben, und dennoch gesonderte Gefühle haben. Am Si-
chersten sind dies zwei Mädchen in einem Mädchen, oder
ein Mädchen in zwei Mädchen, mit einem Wort ist dies
nach der Versicherung des Autors, „ein Ganzes von wunder-
barer Schönheit." — dieser Roman glänzt in den verrufen-
sten Pariser Salons neben dem Petit Courier des Dames, 12)
und verwirrt Allen die Köpfe. Die Herren sind wahrhaftig

in

andere brünette verliebt, die Andere aber in die Blond-
ine. Alles dies kannst du in der Erzählung: Un coeur pour
deux amours deutlich ausgeführt finden.
Bist du ein Freund von großer Energie, von Verbrech-
lichkeit, so kann dir auch damit gedient werden. Du fin-
dest Vatermord, Selbstschändung, Todschlag, Kindermord
und jedes Laster im Tour de Nesle von A. Dumas.[13] Hast du
Lustspiele gern, so lies das Repertorium des französischen
Theaters. du wirst finden, wie sich die Theaterdichter da-
rauf verstehen, die Sympathie des Publikums für ihre
Helden zu erregen, die doch eigentlich nichts weiter sind,
als eine Gattung von Menschen, denen, wenn sie sich in der
Wirklichkeit bei uns zeigten, kein rechtschaffener Mann
die Hand reichen, oder sie über die Schwelle seines Hauses
lassen würde.
Bist du weniger weich, und ~~weniger~~ mehr harten Herzens, nicht
leicht erregbar, so lies die Romane und Trauerspiele des
wahrhaft genialen Victor Hugo. dieser Mann mit dem Rie-
sentalente hat mehrere Werke geschrieben, die ein wahrer
Schatz der Litteratur sind, und die in der Fluth gleichzeiti-
ger litterarischer Mißgeburten nicht unter gehen werden.
Aber Victor Hugo fand die Zeit der Lüge, die Zeit der Apo-
theose des Gräßlichen, und deshalb hat auch er sich mit die-
ser seiner Zeit besudelt.[14] Er kennt die Anatomie und
Physiologie des menschlichen Herzens auswendig, jeder
Nerv, alle schmerzhaften Stellen sind ihm bekannt, er

weiß,

weiß, wann er verwunden soll. Alle Töne des Schmerzes holt er heraus, um die Seele bis aufs Lebendige zu zerfleischen und das Herz des Lesers zu rädern.

Hast du denn solche Werke gelesen, und dich selbst betrachtet, so wirst du sagen, daß deine Seele einem von einer Räuberbande geplünderten und geschändeten Heiligthume ähnlich geworden ist. Die Altäre sind ihres Schmuckes beraubt, die Leuchter der Seele umgestürzt, die heiligen Gefäße umhergeworfen, die Bilder zerrissen – Alles, was dem Herzen theuer war, ist entweder gestohlen, oder mit Füßen getreten und entweiht. Wenn man aber diesen Schriftstellern einerseits herrliche Anlagen, einen bewunderungswürdigen Stil, eine meisterhafte Darstellung nicht absprechen kann, so leuchtet doch andererseits ein, daß eine solche Litteratur im Grunde genommen, nur eine Pfütze von Blut und Koth ist, die über Europa sich ausgießend, auch zu uns schon in reicher Fluth dringt, damit unsere jungen Damen etwas haben, worin sie ihre Gefühle baden, und womit sie dieselben beflecken.

Glaube aber nicht, daß man in Frankreich gegen solche litterarische Erscheinungen nicht ankämpft, daß man auf sie nicht erbittert ist. Fast in allen Feuilletons predigt selbst Jules Janin dagegen, klagt über die Unmoralität und den Unverstand dieser Romane, und sagt sogar einmal sehr treffend, daß ein Polizeicommissär der geeignetste Mann wäre, der

Kri-

Karten derartiger Dramen und Romane zu zerstreuen, wenn er alle Helden und Heldinnen derselben einsperrte. Nur Schade, daß auch er selber nicht um ein Haar besser ist, indem das oben erwähnte Le Coeur pour deux amours sein eigenhändiges Machwerk ist. Er erinnert uns nur an den Einfall jenes Schelms, der fliehend ausruft: „Haltet den Dieb!" um somit leichter zu entwischen und sich irgendwo zu verbergen.

Doch wenden wir uns ab von jenen Büchern, und lasst uns lieber fragen, worin diese verachtungswürdige Richtung der französischen Litteratur ihren Grund habe. Indem ich sogar den Umstand übergehe, daß man in Frankreich der reinen, wenn auch kalten Majestät der älteren Litteratur überdrüssig geworden ist, so glaube ich, daß sich in der heutigen die Tendenz ausspricht, ~~durch~~ zu zeigen, der Zweck der Kunst sei der: Gefühle zu erregen, und daß also, je mehr das Gefühl erregt, je mehr das Herz zerrissen, je mehr der Gemüthsschmerz gesteigert werde, auch der Kunstzweck vollkommener erreicht, und der Künstler ein wahrer sei. Es handelt sich daher bei den französischen Schriftstellern nicht im geringsten um die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, um den Inhalt und das Sujet des Romans oder Dramas, denn Alles scheint ihnen gut, wenn es nur jenen Zweck erreichen hilft. Es ist aber auch in der That nicht so leicht, diesen Zweck in Frankreich zu er-

er:

erreichen, ja – es ist schwerer, als es scheinen möchte. Die Schriftsteller Frankreichs haben es mit einer kranken, unersättlichen Leserwelt zu thun, mit einer Leserwelt, die schon seit langer Zeit, seit einem halben Jahrhunderte, an wirkliche Gräuelscenen gewöhnt ist. Sie sieht die schaudererregendsten Auftritte auf ihren Straßen, in ihren Häusern, in ihren Gerichtshöfen; sie begnügt sich also nicht sobald durch geschriebene oder gedruckte Gräuel rühren. Keine gewöhnliche Schandthat, kein alltägliches Verbrechen bewegt sie; dasselbe muß klug berechnet, muß raffiniert sein, wenn es eine Wirkung hervorbringen soll.

Ich will mich aber nicht länger über diesen so traurigen und überdies von vielen Anderen besprochenen Zustand der heutigen französischen Litteratur verbreiten, sondern lasse mich lieber durch die Worte eines bedeutenden Publicisten, die ich aus einer französischen Zeitung mittheile, vertreten. Es heißt darin: „Der französische Charakter nutzt sogar schon das Urtheil der besseren Leute ab. Ein schamloser Merkantilismus reißt Alles nieder, verunreinigt Alles: ~~wie~~ die Politik, die Erziehung, die schönen Künste, die Litteratur und die bürgerlichen Verhältnisse. Die Sprache und der Geschmack, diese beiden Elemente unserer Macht, ~~schwinden~~ verlieren sich mit dem nationalen Charakter immer mehr ~~ab~~ auch. Geist und Anmuth verlassen die Salons, ~~verlassen~~ die Ehrbarkeit,

und

und die Belustigungen des Volkes. Die Jugend trägt den Ge-
schmack, die ~~Schauspiele und den Walzschwung~~ Vorurtheile und die Romane des Greise-
nalters zur Schau." — Und weiter heißt es: „daher
so viel Börsenschwindeleien, so viele Bankerotte und Selbst-
morde einerseits, und andererseits so viel Verschwörungen,
die moralische und politische Ordnung gefährdende Träu-
mereien. Das Vorwärtsstreben der Wissenschaft hat Alles
aufgerissen, Alles profanirt. Je mehr man dem Ideale
und dem Neuen nachjagt, desto mehr stürzt man sich ins
Leere und Monströse. Dies ist aber eine wahre Krank-
heit des Geistes; denn sie zerreißt alle hergebrachten
menschlichen Sittengesetze, und verdirbt, entstellt die
wirkliche Bedeutung der Dinge." Zuletzt spricht der Pu-
blicist eine Besorgniß aus, und bemerkt, „daß, wenn es weiter so fort-
gehen sollte, ~~die Litteratur ihre dermalige Richtung weiter verfol-
gen sollte~~, die Franzosen am Ende nur noch reine über
die Bürger, Kirche und Geschichte stehende Egoisten werden
könnten, und daß sie dann kein anderes Feld der Nach-
eiferung und des Ruhmes haben würden." 15)

Der Publicist ist als Franzose in seinem Vaterlande so gut,
wie in seinem eigenen Hause bekannt; doch behüte uns
Gott, ein ganzes Volk zu verdammen, das ein so großes
und bedeutendes Element im Leben Europa's ist. Auch
glauben wir von Herzen gern, daß in Frankreich noch
viel reines Wasser fließt 16) und sprechen hier nur von
dem Schaume, der auf der Oberfläche ~~die Litteratur~~
schwimmt,

(die welche diese Litteratur und Kunst geschaffen wird. ~~16)~~
schwimmt, und) ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ 16) Was sollen aber auch die armen Schriftstel-
ler machen, um beim Publikum dieser Art Anklang zu finden?
Sie richten sich so gut als möglich nach ihren Lesern, und da diese
wissen, daß das Publikum ein, aus durch und durch materielle
Menschen zusammengesetzter Haufe ist, der sich um Abstrakti-
onen und erhabene Gefühle wenig kümmert, so fangen sie wie ~~Ka~~ Kassenbeamte
~~[illegible]~~ fast alle ihre Schilderungen und Romane mit dem
Budget ihrer Helden und Heldinnen an. Sie weisen mit Gewis-
senhaftigkeit nach, wie viel Tausend Franks ihre Helden von
den Eltern, von ihrem Oheim geerbt haben, wie viel sie von der
Tante etwa noch erwarten könnten, wie viel sie schon ver-
loren haben, wie viele Tausend Franks jährlich ~~[illegible]~~ Renten ihnen
noch verblieben sind, wie sie diese ~~[illegible]~~ verwenden, mit
einem Worte: sie berechnen Alles auf das vollständigste. Hin-
sichtlich der Gefühle des Lesepublikums aber beobachten sie das
Verfahren eines Arztes mit einem halb todten Körper. Sie ge-
hen ordentlich systematisch zu Werke. Zuerst besprengen sie ihre
Leser mit kaltem Wasser; dann reichen sie ihnen ein Riechfläsch-
chen mit kölnischem Wasser, Äther oder Ammonium, hierauf
wenden sie Sinapis und Vesikatorien an, zuletzt zünden sie
Baumwolle in Spiritus getaucht, auf der Herzgrube an; jetzt
aber brennen sie sogar schon mit glühendem Eisen. Was etwa
noch weiter kommen dürfte, weiß ich nicht.

Du siehst also, daß man eigentlich auf die Litteratur
selbst nicht klagen kann; sie ist nicht Schuld an dem Übel. Woll-
te man sie unterdrücken, so würde das eigentliche Übel dadurch
nicht gehoben werden. Diese Romane, diese Dramen sind ein gif-
tiger Ausschlag am kranken Körper; nichts hilft es, diesen Aus-

satz

setz zu vertreiben, denn er würde wieder hervorbrechen, zu-
mal da das Übel tiefer sitzt. Nun frage ich dieselben: was hat
diese Litteratur bei uns zu schaffen, wie sagt sie uns zu? Su-
chen auch wir heftige Gemüthserschütterungen? Wie kommt
es, daß wir an dem fremden Auskehricht und Schmutz Gefal-
len finden? Vielleicht werde ich Gelegenheit haben an jene Pro-
duktionen der französischen Kunst, wie z. B. an die Gemälde
der neuen Schule, so wie an die meisterhaften Karrikaturen
eines Dantan und Philippon zu erinnern. (b) Wenn die scho-

(b) Kraszewski[17] schätzt deshalb die französischen Romanschrei-
ber so hoch, weil sie die Wahrheit getreu malen. Diese Meinung
widerlegt Grabowski (Bd II. S. 135.), wo er behauptet, die Men-
schen seien keineswegs so schlecht, wie sie von den französischen
Schriftstellern dargestellt würden. Als Beweis dessen führt er
die Aussage Napoleons, der, wie er sich sehr schön ausdrückt,
von der Klippe St. Helenas mit seinem Adlerblick die Welt
und Menschen ermaß, mit folgender Behauptung seine mit
Las Cases gehabten algebraischen Gespräche geschlossen habe: „es sei
die Mehrzahl der Menschen tugendhaft, weil, wenn dem nicht so wä-
re, keine Ordnung und keine Gesetze Bestand haben könnten." Und
doch glaube ich, daß es sich in der Kunst gar nicht darum handelt,
ob die Menschen mehr oder weniger verdorben sind, weil die
Kunst einen ganz anderen Zweck hat, und die eigenen, bei einer
anderen Gelegenheit ausgesprochenen Worte Grabowskis am
treffendsten gegen Kraszewski angewandt werden können.
Es heißt dort: „Wenn der Romanschreiber auch die kleinsten
Einzelheiten der Wahrheit klar darstellte, so würde er sei-
nem Berufe doch noch nicht entsprechen, weil er vor allem
Anderen Dichter ist." (Bd. II. S. 102.). Ich muß bekennen, daß
meiner Meinung nach die Erhebung der französischen Roma-
nen

ner Künste einzig und allein nur die Anregung unserer Ge-

---

nen Arten Kraszewski's darum, weil er in ihnen die Wahrheit ausge-
prägt findet, sich nicht vollkommen mit den Worten des Grabowski
vereinbaren läßt, wenn derselbe (Bd. II. S. 155.) sagt: „Aus den viel-
fach erschienenen Aufsätzen des Herrn Kraszewski entnehmen wir, daß
er ebenso gut wie wir, weiß, daß ein Kunstwerk nichts Anderes er-
zwecken solle, als das artistische Ziel, das Ziel der Schönheit." Wer
wollte nicht gern diese Ansicht über die wahre Art, wie man die Kunstwer-
ke betrachten solle, theilen? Gleichwol aber scheint es uns, als wenn
sich Grabowski an einer anderen Stelle (S. 138.) selbst widersprä-
che, wenn er sagt: „Eine sehr wahre und trefflich ausgedrückte An-
sicht finden wir in der Vorrede zu dem Werke: „Aus der großen Welt
des kleinen Städtchens" von Hrn. Kraszewski. „„Unser Leben —
sagt Herr Kraszewski darin — ist um so länger, je mehr Ereig-
nisse, Gefühle wir darin finden, und je häufiger sich darin Ideen
mit denen vereinen. Sobald wir aber einmal darüber einig
geworden sind, werden wir auch bekennen müssen, daß derjenige
am längsten gelebt habe, der trotz der Ereignisse und Gefühle, die
sein eigenes Herz betrafen, im Nothfalle auch verstande,
neue Imaginationen zu schaffen, oder fremde für die seinigen zu
erachten."" — So spricht Herr Kraszewski." Grabowski setzt dann
hinzu: „die Lust in unser Leben Anderer Leben zu ziehen, den In-
halt der Jahre und Jahrhunderte unseren Augenblicken und Stun-
den zu assimiliren, ist der menschlichen Seele angeboren. Diese
Lust ist ein blinder, aber allgemeiner und unaustilgbarer In-
stinkt; in ihr liegt die Quelle aller Kunstlitteraturen, der
dramatischen und epischen Poesie."

Wiewol man aus den von Grabowski oben angeführ-
ten Worten Kraszewski's schwer erkennen kann, ob er blos von
den Schriftstellern spricht, oder ob sich seine Worte auch auf
die Leser beziehen, so sehen wir doch ganz deutlich, daß die ganze Be-
trachtung auf der Ansicht beruht, die zu solchen Kunstwerken anfeu-

ern

fühle zum Zweck haben sollte, denn hätten wir ihn gar nicht

---

zu Gefühl einwirken müssten, während doch Grabowski vorher selbst gesagt hat, daß das Kunstwerk keinen andern Zweck, als den künstlerischen haben dürfe. Wäre aber endlich die Nothwendigkeit, sich fremde Ereignisse und Gefühle anzueignen, die Quelle der Kunst, so könnten ja alle Künste durch etwas Anderes repräsentirt werden. Erfüllen uns denn die Lebensbeschreibungen großer Sterblicher, die Schilderungen von Kriegen, Expeditionen, die Memoiren historischer Personen, die wirklichen Ereignisse lebender Menschen, die Schandthaten berüchtigter Bösewichter, die Reisen, u. s. w., erfüllt uns das Alles nicht mit dem Inhalte fremder Ereignisse? Und kann dies Alles nach der Meinung Grabowski's und Kraszewski's als ein Kunstwerk betrachtet werden? Wahrlich nicht; denn so müsste die Ansicht einer wirklichen Landschaft (vue, widok), oder die nach der Natur gemalten Blumen in einem botanischen Werke ja auch zur Kunst gehören, worüber ich schon in einem früheren Briefe gesprochen habe, und was wir später noch einmal genauer betrachten werden. Aber was noch mehr auf sich hat, ist, daß solche Werke weder Grabowski noch Kraszewski als zur Kunst gehörig ansehen dürfen, weil sie dann ihrer eigenen, über die Kunst ausgesprochenen Ansicht zuwider handelten, nach der sie doch beide behaupten, die Kunst könne keinen andern als nur den artistischen Zweck vor Augen haben. — Wollen wir aber den Inhalt der Jahre und Jahrhunderte unseren Kindern assimiliren, warum nehmen wir da nicht unsere Zuflucht zur Welt- und Völkergeschichte, zur Geschichte der Religion, Philosophie, zur Kunst- und Sittengeschichte?...

Damit glaube ich dir die Verirrungen dieser hier angeführten Ansichten von den meinigen mitgetheilt und nachgewiesen zu haben, in welchen Punkten sich Grabowski und Kra-

szew.

mehr nöthig, und wir brauchten auch keine Dramen und Roma-
ne. Denn Jeder fände in seinem eigenen Hause jene im Romane
beschriebene Noth, und er fände sie billiger und fühlbarer. Auch
brauchte man heftige Gemüthsbewegungen nicht in Büchern zu
suchen; man fände sie leichter in den elenden, schmutzigen, nie-
deren Hütten auf unseren Krakauer Vorstädten. Hier sieht
man moralisches und physisches Elend, Erniedrigung u. Schmach.
Jedes niedrige Stübchen könnte dir eine ganze Trauergeschich-
te voll Thränen und Schmerzen erzählen, und genügte dir selbst
das noch nicht, so brauchtest du blos die Kriminalinquisito-
riate, die Hospitäler und Kliniken besuchen!...
Wenn der Schriftsteller nur die Gefühle allein erregt,

---

szewski selbst widersprechen. Auch war es mir nur um die Wahrheit
zu thun, und ich habe meine innere Überzeugung ausgesprochen,
ohne die Werke der genannten Schriftsteller, die in der That sehr vie-
le Vorzüge haben, ganz verdammen zu wollen. Nichtsdestoweniger
kann ich mich nicht enthalten zu erklären, daß, wenn Kraszewski ü-
ber die franz. Romane anders geurtheilt hätte, er unmöglich Er-
zählungen würde haben schreiben können, als da sind: Mathes u.
Motz[18] oder Durch's ganze Leben arm, Werke, in denen er sein un-
bestrittenes Talent und seinen schriftstellerischen Ruf prosti-
tuirt hat. — darf man denn schon alle Abscheulichkeiten, wenn
sie nur wahr sind, ungestraft in die heiligen und reinen For-
men der Kunst zwängen? — Ich halte dafür, daß das Nichtnach-
ahmen und Nichtverherrlichen der französischen Romane für
Kraszewski mehr geziemend wäre, und daß es ihm mehr
Ehre brächte, wenn er anstatt solcher Arbeiten, wie die
letztgenannte, eine auf vaterländischem Boden in unse-
rer Mitte aufgewachsene Sage so beschriebe, daß man da-
rin ein nationales Gepräge, ein nationales Herz sähe. —
Auf diesem Wege würden für Kraszewski ganz andere Eh-
renkränze erblühen!

wenn er einzig und allein das Herz des Lesers als Ziel setzt,
was ist da zu verwundern, daß er eine Masse unwahrer, lügen-
hafter Charaktere schafft, die sowol im Bösen als im Guten ei-
ne Karrikatur des wirklichen Lebens, phantastische Gebilde
ohne Herz und Seele, die da Automaten sind, welche sich nach der
Laune des Schriftstellers richten, und die auf menschliche
Weise sich weder zu freuen, noch mit Standhaftigkeit zu
leiden verstehen, und somit im Leben und im Sterben der Ver-
achtung werth erscheinen. Der eigentliche Beruf der Kunst
aber ist, auf jene höhere Natur des Menschen hinzuweisen,
die nicht einmal durch die niedrigste und ungerechteste
Schmach, die sie trifft, gebeugt werden kann. Denn mag
der menschliche Geist auch noch so sehr mit dem Schmutze u.
dem Laster des Erdenlebens zu kämpfen haben, so leuchtet
er doch gleich einer hellen Flamme durch, und behauptet die
Oberhand. Aber auch die Schönheit ist des Himmels Tochter;
denn nur äußerlich können sie die Leiden des Erdenle-
bens berühren, während ihr ewiges Wesen zu verderben
sie nicht vermögen. Auch die schönen Künste weinen, aber
mitten durch den Schmerz blickt das Freudenlächeln ih-
res unsterblichen Geistes hindurch.

Laßt uns zu den Griechen in die Schule gehen, laßt uns
die Majestät der Niobe betrachten, in den Abgrund der
Leiden Laokoons blicken, den Pathos der sophokleischen Hel-
den studiren, — die Figuren unserer Romane mögen ver-
[illegible] vor den rohen römischen Gladiatoren, die mit
tödtlicher Wunde in der Brust ihren Geist auf blutgetränk-
ter Arena aushauchten, lernen, wie man sterben solle,
lernen den Tod von jenen verachteten Gladiatoren,

die

die, wenn in ihrem brechenden Auge der Himmel sich wiederspie-
gelt, und das Amphitheater mit Tausenden von Zuschauern
sich wie im Kreise stürmend um sie herumdrehte, sich erin-
nerten, daß das römische Volk auf sie herabschaute, und
die unter furchtbarer Kraftanstrengung und schmerzen-
voller Qual ihren Körper ausstreckten, ihm eine würdige,
ästhetische Lage gaben, um im Anblick desjenigen Volkes,
das den Erdkreis beherrschte, mit Anstand zu sterben. Aber
trotz dessen, daß sie so schimpflich ihr Leben endigten, glichen
sie doch einem Cäsar und Pompejus, denn auch diese stolzen
Heldenseelen des Alterthums verhüllten, in ihrem eigenen Blu-
te zusammenbrechend, ihr Antlitz mit der Toga, damit die
Welt ihre vielleicht durch den letzten Ausdruck physischen
Schmerzes entstellten Gesichtszüge nicht erblickte. Die
Römer haben im Allgemeinen nicht viel gewußt, aber auf
die Kunst zu sterben, verstanden sie sich so vortrefflich, wie
vielleicht keine andere Nation.

Wo nur immer die schöne Kunst auftritt, da veredelt
sie auch den Gegenstand, ~~mit~~ auf den sie sich verkörpert, ~~das~~ sie
giebt ~~sie~~ ihm ihre Weihe und erhebt ihn zur Höhe des Ideals. --
In unser tiefes Erdenleben, in dieses irdische Jammerthal
fällt der Strahl der ewigen Schönheit, und erleuchtet es
mit himmlischem Lichte. Unter den Händen eines großen
Künstlers nimmt sogar auch eine für die Schönheit schein-
bar widerstrebende Gestalt, einen überirdischen Zauber
auf sich. Besuche einmal, wenn du nach Krakau kommst,
die Kirche des heiligen Florian auf dem Kleparz! 19) Da
ist das sehr kostbar, und, wie es scheint, aus dem fünf-

zehnten Jahrhunderts stammendes Gemälde finden. In ihm ist die herzliche Einfachheit der altdeutschen Malerschule mit den Zauberreizen der italienischen Kunst gepaart. Auch dieses Gemälde stellt die den Moment des Märtyrthums des h. Johannes im Öl vor. Der Gedanke selbst ist fast bizarr, und das Sujet nichts weniger als ästhetisch. Aber sieh, was der Künstler daraus gemacht hat! diese grause Scene ist durch die Anordnung veredelt, idealisirt: der h. Johannes ist mit seinen Gedanken im Himmel, lauscht unter den furchtbarsten Körperqualen auf die süßen Harmonien der Himmelschöre, während eine überirdische Schönheit sich über seine ganze Gestalt ausgießt.

Ich widerspreche nicht der Ansicht, daß, so gut, wie das Licht seinen Schatten habe, auch neben der Tugend, neben dem Guten das Böse bestehen könne; in wie weit aber ~~auch~~ das Böse in der Kunst dargestellt werden darf, wird der Inhalt eines spätern Briefes sein.

Wahrlich, nicht umsonst hat Gott in unsere Seele die Macht der Gefühle gelegt, eine Macht, die mit ihrer Flamme das kalte Leben des Verstandes und der Wirklichkeit erwärmt. Das Gefühl und der Gedanke, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, das Herz und die Vernunft, sind zwei einander entgegengesetzte, mit einander im fortwährenden Kriege stehende, und häufig sogar in offenem Kampf sich begegnende Prinzipe. Sie führen einen heftigen Grenzkrieg in der Brust des Menschen, und der Sieg ist nicht immer auf Seiten der Wahrheit und des Rechts. Diese Zwietracht

und

und dieser Zwiespalt des Gefühles und der Vernunft dringt
wie ein Mißton in die Harmonie unseres Wesens, stört
den Frieden und vergällt uns das Daseyn. Daher ist auch des
Menschen höchster Zweck, das Endziel aller Erziehung: die Aus-
söhnung jener beiden Potenzen, die, gleich einem feindlichen
Zwillingspaare, mit uns geboren werden, leben und ster-
ben. Es handelt sich aber auch um die Aussöhnung und nicht
bloß um die Unterdrückung der einen oder der anderen jener Po-
tenzen; denn so wie die Geringschätzung der ~~Gefühle~~ Vernunft und
die blinde Hingabe derselben unter die Macht der Gefühle
zum Verderben führt, ebenso raubt auch die Unterdrückung
der Gefühle und die daraus resultirende Alleinherrschaft
der ~~Gefühle~~ Vernunft der Seele ihren Inhalt, dämpft die Wärme,
verwischt die Farben der Welt, und macht unser ganzes Le-
ben ähnlich jener herrlichkeitstrahlenden Natur der Polar-
gegend, einer Natur, die ewig jungfräulich und ewig todt,
einsam und öde, ohne Wärme und Schall, ohne Freude und
Leiden, ohne Gefühl und Herz in dem Schmucke ewigen Schnee-
es glänzend auf dem Throne des Todes, auf der steilen
Höhe eisigen Berges Sitz genommen hat, während ihre Um-
gebung gleich stummen Naturgespenstern über diese stummen
Schären ragt, ~~welche~~ und ewig unwandelbar, ewig dieselbe bleibt.
Nur von Zeit zu Zeit entzündet sich unter dem Polarsterne
im feurig glänzenden Kreise der Brand der Nordschein-
röthe, des ewigen Eises Tochter, die in zischenden Strahlen
eine unaussprechliche Klarheit über das Gewölbe des
Himmels verbreitet, während die, für sich frostige, wär-

me.

unlos strahlende Licht die nichtige Welt mit einem glühenden ~~[illegible]~~, durchstrahlten Schein übergießt.

Und so, wie ich mir bis daher habe angelegen sein lassen, zu beweisen, daß die Gefühle an und für sich noch keinen Künstler zu machen im Stande sind, daß wir nicht blos nach dem Gefühle allein den Zuschauer oder den Zuhörer beurtheilen dürfen, ebenso steht es fest, daß es ohne Gefühle weder einen Künstler, noch einen Beurtheiler, noch auch eine Kunst geben, und daß daher auch ein Werk, das gefühlvolle Menschenherzen nicht erwärmend durchdringt, kein Kunstwerk sein könne. Ein ~~Verstandes~~ Vernunft Mensch ohne Gefühl ist schon hier auf Erden ein todtes Geschöpf ohne Herz. So wie wir mit der materiellen Welt vermittelst der Sinne in Verbindung stehen, ebenso sind die Gefühle die ~~einzigen~~ Mittelglieder, welche unsere Gedanken mit der geistigen Welt verknüpfen. Sie liefern der ~~Verstand~~ Vernunft Stoff; dieser Stoff soll aber die ~~Verstand~~ Vernunft verarbeiten, ordnen, sichten, beurtheilen, und somit auf reine Begriffe, auf Gedanken zurückführen. Ehe große Wahrheiten zum Gedanken werden, zeigen sie sich uns zuerst in der Gestalt der Gefühle. Ehe der Gesetzgeber seine Rechtsbücher schrieb, mußte er sich ihm das Gefühl der Gerechtigkeit und des Rechtes offenbart, und zu ihm wie ein Gott im brennenden Dornbusche gesprochen haben. Ehe die Mutter in der Anmuth ihrer Jugend sich ihre Liebe zu dem Säugling nach Vernunftgründen der Ordnung der physischen und moralischen Welt erklärt, muß diese ihre Liebe zu dem Säugling sich ihr schon

ein

im nächtlichen Traume offenbart, und im Schlummer
mit des stillen Glückes Rosenröthe ihre Wangen angehaucht
haben. Ehe sich der Mensch mit seinen tiefspeculativen Ge-
danken in die Geheimnisse der Welt hat versenken, und aus
den Ursachen des Geschaffenen die göttliche Weisheit her-
auslesen können, mußte er schon mit den Sternen vom
Firmamente, und mit dem lauschenden, vom Baumblatte
herniederzeigenden Lüften ~~sich~~ von Gott gesprochen, und dessen Ge-
genwart in dem Sturmgebrülle des Oceans, und in den
Liedern der Vögel vernommen haben.

Aus den Gefühlen gebären sich die Gedanken, wie sich
aus der Blume Farbe, Duft und Früchte ausgebären. Wo
sich der Gedanke ausgebiert, erwarten die Gefühle, wo
~~aber~~ die Frucht sich zeigt, ist die Blüthe ~~[illegible]~~ bereits dahin. Was
in uns Gedanke ist, das war früher als Gefühl in uns vor-
handen. Man kann also im Wege der ~~Erfahrung~~ Vernunft unter-
suchen, in wie weit Gefühle reale Wahrheit sein können.
Wenn auch der instinktmäßige Drang des Menschen nach
dem Schutze der Gesetze aus dem Gefühle der Billigkeit her-
rührt, so kann er doch auch aus dem Wesen des Menschen
selbst erklärt werden. Auf ähnliche Weise hat die
Mutterliebe, die ein unwillkührliches Gefühl ist, ihre Wei-
se vor den Augen der Weisheit erhalten, und, mit dem Ver-
stande aufgefaßt, zeigt sie sich als der Alter freundlicher
Tugend, und als die nothwendige Bedingung für den Fort-
bestand des Einzelnlebens, der als Totalität aller Einzeln-
wesen aufgefaßt, die Grundlage der geselligen Ordnung

und

und bürgerlichen Tugenden ist. Ähnlicherweise heißt auch die im Herzen über Gott redende Stimme, der Anfang menschlicher Weisheit zur vernünftigen Erkenntniß des höchsten Wesens, welches das Alpha und das Omega der Ewigkeit und Alles dessen ist, was da ist. So verleihen die Gefühle der ~~Verstand~~ Vernunft [illegible] Stoff. Die ~~Verstand~~ Vernunft beurtheilt, zergliedert, läutert die Gefühle, und ~~[illegible]~~ eignet sich ihren Inhalt an. Deshalb beruht auch die Kraft des Menschen darauf, daß er die Gefühle zu Gedanken umschafft, daß er sich die Sprache der Gefühle in die Kunstsprache des Verstandes übersetzt, daß er sie in vernünftige Wahrheiten umwandelt, daß er sie mit der Totalität der Welt in Übereinstimmung bringt; jedes Gefühl aber für ein falsches und böses erkennt, welches im Streite mit der allgemeinen in der Welt bestehenden Harmonie, sich der ~~Verstand~~ Vernunft widersetzt.

Du wirst vielleicht einwenden, daß ~~der Verstand~~ die Vernunft Irrthümern und Täuschungen unterliege, und wirst dich auf das ~~[illegible]~~ bekannte Sprichwort berufen ~~fragen~~: „~~[illegible]~~ Viel Köpfe, viel Sinne ~~[illegible] Verstand~~"; laßt uns aber nicht um Worte streiten. Ich ~~[illegible] Verstand~~ verstehe die Vernunft hier nicht in ~~der [illegible]~~ zufälligen Bedeutung, sondern verstehe darunter die Kraft jener ewigen Wahrheit, womit Gott unseren, im Erdenkerker eingeschlossenen Geist erleuchtet hat. Diese Kraft verbindet uns mit Gott und mit der Ewigkeit. ~~Verstand~~ Vernunft ist immer eine und dieselbe, in allen Menschen, zu allen Zeiten und überall wirkende Kraft.

Ich

Ich hoffe, du wirst keinen weitläuftigen Beweis für die Wahrheit dieser meiner Aufstellung fordern; wenigstens ein solcher Beweis in ein philosophisches System, nicht aber in den engen Raum dieses Briefes passen. Wahrlich — Niemand, der überzeugt von dem Werth der menschlichen Natur glaubt, der da weiß, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, und ihm ~~den Verstand~~ Vernunft verliehen hat, damit er seine Werke erkenne, und sich in ihnen von der Allmacht, von der ewigen Weisheit und von dem Adel seiner eigenen menschlichen Natur überzeuge, Niemand, sag' ich, wird daß läugnen wollen, daß der Verstand das Mittel sei, das zur Erkenntniß der Wahrheit führt.

Dasselbe ist aber auch ~~der Verstand~~ die Vernunft die erste Bedingung des Glaubens. Kinder, Geistesarme und Thiere haben keinen Glauben, denn sie haben keine ~~Verstand~~ Vernunft. Was unsere Ansicht über die Dinge trübt, ist nicht ~~Verstand~~ Vernunft, das sind Gefühle, das sind Sinne, oder andere Potenzen, die uns mit Täuschung umstricken. Die Gefühle wirken auf unser Herz, und ehe ~~der Verstand~~ die Vernunft sein klares Bewußtsein äußern, was vorgeht, gelangt, hat das gefühlsprudelnde Herz vorläufig schon ein Urtheil gefällt. Aber dieses Urtheil ist individuell, es ist — Gefühl. Wie kommt es, daß die Mathematik ~~ist~~ allgemeine, und darnach für Alle als Wahrheiten geltende Wahrheiten enthält? — Die Antwort darauf ist leicht: denn die Zahlen, Linien und Körper wirken weder auf ~~das Herz~~ die Sinne noch auf das Gefühl.

Hier

Hier ist nur die Vernunft allein thätig, und weil sie dieselbe auch ohne Zuziehung der Sinne und des Gefühles über die Wahrheit urtheilt, deshalb ist auch ihr Urtheil ein untrügliches.

So wie wir nun zugestehen genöthigt sind, daß sich die Gefühle der Mensch der Vernunft fügen müssen, ebenso ist es auch erwiesen, daß es ohne Gefühle keine wahre Tugend geben könnte. Denn wenn der Mensch auf sein Herz achtet, wenn sich die Gefühle gewöhnen, auf dem Wege des Verstandes zu wandeln, wenn der Mensch jene Vollkommenheit erlangt hat, daß seine Gefühle niemals mit der Vernunft in Zwiespalt gerathen, und wenn im Gegentheil Alles, was Wahrheit ist, von der Vernunft als solche affirmirt wird, dann wird auch der Mensch mit sich selbst zufrieden sein, er wird sich bei seinen Handlungen, ja selbst bei seinen Wünschen ungescheut mit den Gefühlen berathen können, und ehe ihm die Vernunft durch Zergliederung, Nachdenken und Überlegung den Weg zeigt und sein Verfahren regelt, werden ihm die Gefühle diesen Weg bereits ohne Zögern, ohne langes Nachdenken gezeigt, und den Instinkt als Wegführer mitgegeben haben. Sie werden ihn zugleich aber auch belehren, was in moralischer Hinsicht recht, was ehrbar, was rücksichtlich der Kunst schön und wahrhaft ästhetisch sei. Der Mensch wird in dieser Sphäre eine ebenso große Fertigkeit erlangen, wie er sie in jeder andern Hinsicht durch anhaltende Übung erlangt. Wer ein geübter Pianist ist, der spielt, ohne an den Fingersatz ängstlich zu denken, und ohne mit dem Au-

ge:

gen die Tasten zu suchen. Seine Finger folgen unwillkürlich sei-
nem Willen; was er anschlägt, das schlägt er gewiß richtig
an, und bildet keinen Mißton hervor. Wer also auch gelernt
hat, das wahrhaft Schöne zu erkennen, wer seine Gefühle
mit der richtigen Auffassung der Dinge in Übereinstimmung
gebracht hat, der wird auch, wenn er sich mit seinen Gefüh-
len berathet, die Schönheit sofort erblicken, und wird dieses
Verfahren ~~auch~~ durch allgemeine Kunstprinzipien recht-
fertigen, und auch Andere überzeugen können. Mag daher
das Urtheil eines solchen Verfahrens auch aus den Ge-
fühlen resultiren, so wird es sich von jenen früher ange-
deuteten, aus den ungeordneten, heißsprudelnden Gefüh-
len hervorgehenden Urtheilen dadurch unterscheiden, daß
letztere keinen allgemeinen, vernünftigen Werth haben,
und eben darum Niemanden von der Wahrheit überzeu-
gen können.

Aus der Verschmelzung ~~des Verstandes~~ der Vernunft und der Gefühle in
eine Einheit, aus dieser Verschönung der realen Welt und
des Herzens, gebiert sich der höchste Gedanke, nämlich die Glück-
seligkeit des Menschen. Je edler die Gefühle sind, desto mehr
entfernen sie sich von der Individualität, desto mehr tre-
ten sie aus dem engen Bereiche des Einzelnherzens heraus,
und umfassen den großen Kreis der Wesen. Und so ist
denn der Gipfel aller Gefühle die Liebe, die allgemeine,
gemeinschaftliche Liebe gleicht der Weisheit; denn so wie
sich in Anderen sich selbst sieht, so ergießt sie sich auch über
die ganze Welt. Diese allgemeine Liebe ist nicht die Toch-

ter

der Erde, sie ist die Botin anderer Welten, sie steigt in die Herzen aller Jahrhunderte und Völker. – Höre die Lieder voller Weisheit, die aus der Windsbraut aus dem fernen Morgenlande gleich einem Wohlgeruche gebraust hat:

„Denn die Lieb' von der Mücke, wenn sie verliebt in der Flammen=
hellen Schein, dass sie fliegt, träumend sich Leben verliert."

Und an einer andern Stelle:

„Ich will sagen dir, wie der Mensch wird' aus Erde geboren:
Gott blies liebend der Erd' ein seinen geistigen Hauch.

Ich will dir sagen, warum in ewigen Kreisen die Himmel
kreisen: der göttliche Strom füllet sie liebend mit Glanz.

Ich will dir sagen, wohin des Morgens Zephyre säuseln:
In dem Garten der Lieb' erweckend die Knospen der Ros'.

Ich will dir sagen, warum die Nacht mit dem Schleier die Welt deckt:
Sie verhüllet die Welt – weil sie zum Brautzelt der Lieb'.

Lösen will ich dir gleich die Räthsel sämmtlicher Wesen:
durch die Liebe allein jedes Räthsel sich löst."

Oder folgende Stelle:

Ein

"Ein Ende schließlich macht der Tod des Lebens Mühen;
Gleichviel erfaßt uns Angst, soll'n wir von Erden schei-
den:
Es macht das Herz so bang der Liebe heißes Glühen,
Für Liebe bebt das Herz, der Tod heißt es sie meiden.

Denn wenn die Liebe nur in deinem Herz erwacht,
Stirbt Selbstsucht in dir ab, die deine Seele beugt;
Dich läßt sie sterben nur, wenn sich gesenkt die Nacht:
Du erstehst freier dann, wenn sich das Frühroth zeigt!" 20)

Siebenter Brief.

Charfreitag den 25. März 1842.

Verstummt sind Stadtkirchs Glocken, — die ganze Stadt hat eine feierliche ernste Gestalt angenommen. Ruhig und still ist es auf den Straßen, wenn auch das ganze Volk, gleichsam aus der Umarmung des Winters losgerissen, in die freie Natur hinauseilt, um frische Luft zu schöpfen, und dann in unseren Tempel wallt, um nach uraltem Brauche Gott, der im Grabe ruht, Ehre darzubringen. Die Sonne ist erwacht, ihr Glanz zerfließt am Himmel, und weckt die Erde aus tiefem Schlafe, während sie der Menschen Herzen mit der Hoffnung Strahl durchdringt.

Gott ist ~~gestorben~~ todt — und die Macht der Natur ruht wie im Sarge; aber bald wird ein weißgekleideter Engel den Stein vom Grabe wälzen, und das Lied der Lerche in den Lüften wird gleich des Morgenglöckleins Töne der Natur den Ostermorgen verkünden.

Gott ist ~~gestorben~~ todt — und unser unsterblicher Geist sehnt sich aus diesem Erdenleben hinaus; denn die Zeitlichkeit drückt ihn mehr, denn ~~der~~ schwerer Stein über dem Grabe. Finster und kalt ist es ihm in der Leiblichkeit der Welt-bis daß auch seine Erlösungsstunde schlägt, wenn auch ihm ein weißgekleideter Engel den Kerker aufschließt, und er hinter sich läßt die Leiden dieser Erde, und ihr

Drang.

Drangsale und ihre Thränen, die aufgesammelt bei Seite ge-
setzt werden (bleiben) zum Vergißblumen in der großen Auferstehungs-
nacht.

Große und heilige Jahresfeste besuchen wie theure Gäste
aus alten Zeiten jedes Jahr unseres Lebens, und klopfen
im Namen der Gottheit an die Pforte unseres Herzens,
um in demselben die traurigen Bilder der ~~[illegible]~~ verronnenen
Jugend zu wecken, und unsere Gedanken in die Tiefen un-
seres eigenen Wesens zu lenken. Diese Feste sind die Mei-
lensteine auf der irdischen Pilgerfahrt des Menschen; sie
fordern ihn auf, damit er Rechnung mit dem Leben, mit der
Welt und mit sich selbst abschließe, damit er ermesse, wie
viel Blumen ihm wieder auf dem traurigen Lebenspfa-
de erstorben, wie viel Hoffnungen im Herzen verwelkt,
und wie viel goldene Täuschungen erloschen sind. — Je ein-
samer, je trauriger und stiller es in der Seele wird, um
so mehr verliert auch die Zeitlichkeit an Werth, desto hel-
ler dringt das Licht der Ewigkeit in das Innere des
Menschen, und erleuchtet es mit seinen Strahlen. Dann
fließt ein seliger Friede gleich der himmlischen Har-
monie in der Brust geheimste Falten, es schweigt der
Erde Zank, es verstummen ~~[illegible]~~ Lüste und Leiden. Nur
im Herzen ist's so feierlich, so recht, und, wie auf ei-
nem Opferaltare, entzündet sich in ihm die Flamme
der unendlichen Liebe, und wie der Orgel Ton ertönet
in der Seele die stille Andacht. — In solchen Augenbli-
cken

ten entfliehen die materielle Welt und ihre Freuden und Leiden, und alle die Schrecken unserer Zeitlichkeit gleich ~~alten~~ jenen Vogelscheuen, während die irdischen Gefühle erst dem sinnlichen Theile des Menschen sich zu Grabe legen. Wie auch des göttlichen Geistes Geheiß erleuchtet ein Seherblick den Gedanken, und deshalb ist auch schon wieder die Welt, auch ihr buntes Gewimmel, auch die Geschichte des Menschengeschlechtes ein Geheimniß für uns – alle Räthsel sind gelöst! In solchen Augenblicken steigt der Geist aus dem Grabe der Leiblichkeit, er aufersteht, wächst durch sich, erhebt sich zur Riesengröße, umfaßt die Unendlichkeit mit seiner Umarmung, weiß, daß die Ewigkeit ohne Grenzen, ohne Zeit und Raum, daß sie sein väterliches Erbe, und die Unsterblichkeit sein ~~[illegible]~~ Naturgesetz ist.

Dieses unsterbliche und ewige Wesen, das Gott bei der Schöpfung des Menschen ~~dessen~~ in Brust eingehaucht hatte, ist eigentlich die Kraft, die sich wie ein goldener Faden nicht nur durch das Gewebe der Geschichte des Menschengeschlechtes, sondern auch durch alle Verhältnisse und Handlungen des Einzelmenschen zieht, und, wenn auch selten sichtbar, doch überall sich durchschlängelnd und unzerreißbar ist, ja sogar dann noch dauernd bleibt, wenn jenes ganze irdische Gewebe fällt, und wenn alle anderen Fäden darin vermodern. Er bleibt allein unangetastet, und tritt mit seinem Goldglanze leuchtend an den Tag.

Betrachte alle Angelegenheiten des Menschen von der

Wie-

Wiege bis zum Grabe, betrachte des Menschen ganze Arbeit,
seine Träume, seine Einbildungen, Leiden und Freuden,
und du wirst überall wahrnehmen, daß die Kraft, die ihn,
ohne daß er es oft merkt, drängt und vorwärts treibt,
die Tochter der Unsterblichkeit seines Geistes ist.

Wirf deinen Blick auf den Kampf der ganzen Geschich-
te des Menschengeschlechtes, von jenem großen Momente
an, wo [es] den Genuß der Frucht der Erkenntniß mit dem Ver-
luste der Unschuld büßte, bis jetzt; betrachte das heimliche
Wirken der Jahrhunderte, die wie Pulsschläge der Welt die,
~~ihr~~ in die Ewigkeit hinüberschwindenden Stunden andeu-
ten, und überall wirst du den zufälligen und leichten
Vorhang lüften können, hinter welchem die Gestalten gro-
ßer Geschichtsereignisse in der Form des unsterblichen
menschlichen Wesens wandeln. Ohne ~~sie~~ [Unsterblichkeit] würde das Men-
schengeschlecht keine Thaten vollführen, noch Fortschritte
machen können; es bliebe immer ein und dasselbe, gehör-
te zu den untergeordneten Gattungen der Thiere, seine
Werke würden – der Naturgeschichte anheimfallen. So
wie die Figuren der magischen Laterne in vielfar-
bigen Massen zum Vorschein kommen, und immer eine
der andern auf der unbeweglichen Wand dahinziehen,
beleuchtet von dem Scheine der Lampe, die ungesehen
in der finsteren Kammer brennt, ebenso ziehen auch
Jahrtausende und Völker und volle historische Namen
auf dem unbeweglichen Grunde der Ewigkeit. Doch
die Lampe, die ihnen leuchtet, ist stets ein und dieselbe,

ist

ist die Flamme des unsterblichen Geistes, welche ewig brennt, wenn auch umgeben von der Finsterniß des Erdenlebens, und unsichtbar den körperlichen Augen des Menschen.

Diese unendliche Wahrheit, mit welcher Gott den Menschen ausgestattet hat, damit derselbe eine würdige Dienerin und Gefährtin seiner Unsterblichkeit habe, ist jene große Triebfeder, die das Menschengeschlecht in Bewegung erhält, und zum Handeln antreibt. Sie ist der Sonnenstrahl, der wie aus Blumenknospen große Herzen und große Thaten in der Geschichte hervorruft, von dem Alles ausgeht, dem Alles sein Daseyn verdankt, was im Leben der Menschen zu Tage tritt, was den Inhalt des Menschenlebens bildet. Diese unendliche Wahrheit durchdringt die Seele bei Tag und Nacht, sie steigt aus dem Gebete des Kindes, so wie aus den Hymnen der Völker empor. Sie ist es, die den Ehrenmann ins Leben ruft, sie ist's, die den Mann hinaussendet, um auf dem Schlachtfelde zu fallen. Sie offenbart dem Menschen den Lauf der Gestirne und die Geheimnisse seines eigenen Geistes. Sie deckt ihm neue Welten auf, und beleuchtet den geheimnißvollen Schoß der Erde. Sie zeigt der Sonnen und Planeten Sphären, sie schlägt das Buch der Zukunft auf und weissagt mit prophetischem Munde.

Der Mensch ist ein unsterbliches und unendliches, er

ist.

ist ein vernünftiges Wesen. Hier entspringt die Quelle der Hauptwahrheiten, hier die Quelle der Religion, der Philosophie und der schönen Künste. Die schönen Künste fließen aus der Unendlichkeit des menschlichen Geistes. Daher frage nicht weiter, woher sie stammen. Der Mensch hat mit der Unendlichkeit zugleich auch die schönen Künste und die Wahrheiten der Religion empfangen. Daher beklage dich niemals über die Eitelkeit alles Irdischen. Ist ja doch sogar Gott selbst, der Wahrheit selber, die in alle Ewigkeit nicht verloren geht, gestorben, muß sich ja doch die Raupe zuerst in ihr Grab verpuppen, ehe sie in der Gestalt des bunten Schmetterlings sich auf goldschillernden Flügeln erhebt. Der Beweis unserer Unendlichkeit aber geht aus der Betrachtung der Endlichkeit hervor. Denn sieh nur: tausendjährige Eichen verschwinden ebenso, wie ihr Laub, und Granitfelsen zerfliegen ebenso gut in der Luft, wie die durchsichtigen über den Himmel dahinfahrenden Wolken. So wie in den fortwährend schäumenden Meereswogen auf Augenblicke der Sonnenstrahl gleich einem flüchtigen Funken erglänzt, ebenso strömt der ungeheure Ocean, in den sich so oft das helle Auge der Vorsehung darauf herniederschaut, funkenartig Millionen von Wesen entzünden und in jeder neuen Woge immer wieder neue Wesen auftauchen und versinken, aufflackern und verlöschen. Noch

auch

mehr Arbeit weist dir Eitelkeit und Vergänglichkeit der
irdischen Dinge nach, sobald du dich an jenem riesigen
Strom der Geschichte des Menschengeschlechtes, der aus
unbekannten Welten einer nebligen Vergangen-
heit fließet, hinstellst. Es rollt aber dieser Strom
ganze Jahrhunderte, ganze Jahrtausende mit sich fort,
und mit seiner Fluth, die gleichsam die Ruinen al-
ter Tempel, die Bruchstücke zertrümmerter Denkmä-
ler und die Namen von Königreichen und weltbe-
zwingenden Herrschaften gleich dem Laube der an
seinen Ufern stehenden Gebüsche forträgt, und die
zerbrochenen Speere blutbefleckter Welterstür-
mer bringt, kommen auch die Blätter unbekann-
ter, vorweltlicher Thiere angeschwommen. Auf dem
Wasserspiegel dieses Stromes schwimmen hie und
da, gleich Wasserblumen, uralte Gesänge, Trüm-
mer einer zerschmetterten Lyra und Lorbeerkrän-
ze. Zu beiden Seiten dieses Stromes und weit von
seinen Ufern, waren sicherlich zahlreiche Völkerschaf-
ten, gleich dem Sande der Wüste verbreitet. Gewiß
haben hie und da mächtige Städte und Throne gestan-
den; aber die Geschichte schweigt von ihnen, sie hat
uns nicht einmal ihre Namen überbracht. Ver-
sunken sind jene Nationen und Reiche in den ewi-
gen Abgrund der Vergessenheit, so wie das Schiff,

wenn

wenn es auf Strome, woran er gescheitert hat, versinkt, und nur die Wogen seinen Untergang sehen, und nur Gott allein das letzte Angstgeschrei des Schiffbrüchigen vernimmt. Wohin aber fließt jener Strom, und über welche unbekannte Gebiete wälzen seine Wogen, um späteren Jahrtausenden eine dunkle Kunde von den Arbeiten und Mühen unserer Jahrhunderte zu bringen? Wo ist die Mündung dieses Stromes? Wo ist der ewige Ocean, der ihn wie in seine Umarmung aufnimmt?

Wenn nun schon die sinnlich wahrnehmbaren Dinge, wenn die Thaten der Geschichte ein Bild der Vergänglichkeit sind, um so mehr muß es der Charakter unseres innern Wesens das fortwährende Entstehen und Vergehen der Gefühle und Gedanken sein, wie wir uns darüber schon an einem früheren Orte ausgesprochen haben. Laßt uns aber nicht klagen über die Endlichkeit der irdischen Dinge, zumal wir nur durch das Verständniß der Endlichkeit die Unendlichkeit unseres Wesens begreifen können. Denn sprich, wäre es möglich, daß wir uns über die Vergänglichkeit Alles dessen, was zeitlich ist, beklagen könnten, wenn wir bereits eine Vorstellung von unserer Unendlichkeit erlangt hätten? Woher flöße uns denn die Erkenntniß von der Vergänglichkeit dessen, was uns umgibt, wenn wir nicht vorher über irgend ein Existenz nachgedacht hätten, welche niemals vergeht? Woher würde denn beim Anblicke der Vergänglichkeit alles Irdischen uns jene Traurigkeit beschleichen, wenn sich unseren Gedanken nicht ein Leben zeigte, welches ewig dauert? So oft wir auch über die Vergänglichkeit nachdenken mögen, — jedesmal stellt sich dem Geiste die Unvergänglichkeit dar. — Diese beiden entgegengesetzten Begriffe

sind

sind ~~aber~~ ewig von einander ungetrennlich. So wie derje-
nige den Verlust des Augenlichtes zu berechnen nicht im Stan-
de ist, dessen Auge niemals den hellen Tag geschaut, so wie
derjenige, welcher weiß, was eine krumme Linie ist, auch
wissen muß, was eine gerade Linie sei, ebenso bringt die Er-
fassung des Begriffes Vergänglichkeit nothwendig die Erklä-
rung des Begriffes Unvergänglichkeit mit sich; die Unver-
gänglichkeit umwohnt also unseren Gedanken. – Diese Wah-
heit ist die Mutter aller Wahrheiten; denn aber der Umstand,
daß der Mensch über die Unendlichkeit nachdenken kann, lie-
fert den Beweis, daß er selber unvergänglich ist. Denn das,
was endlich ist, faßt die Unendlichkeit in sich nicht auf; das,
was in Grenzen ist, kann ~~sich~~ nur dort hineingelegt werden ~~[illegible]~~, was eben-
falls keine Grenzen giebt; denn ein Größeres kann in ei-
nem Kleineren nicht enthalten sein. – So wie der Einzel-
mensch von hohen Gefühlen beseelt sein muß, um das
Leben eines fremden Herzens und alle seine sanften, im
Inneren der Seele eines Anderen lispelnden Töne, zu ver-
stehen, so wie der Einzelmensch mit ~~Verstand~~ Vernunft begabt sein
muß, um ~~des Verstandes~~ die Macht der Vernunft zu begreifen, so wie nur
derjenige im Stande ist, den Werth der Tugend zu beurthei-
len, der selber voll Würde ist, ebenso vermag auch nur ein
unendliches Wesen die Unvergänglichkeit zu begreifen, und
sich nach ihr zu sehnen. Höre den Inhalt eines alten per-
sischen Liedes:

„Der Sprosser verliebte sich in die Rose. Von reiner Liebe über-
strömte sein Gesang. In den Hainen hallten die bang sich
sehnenden Lieder des geflügelten Lieblings wieder. Die Klän-

ge

gen wehmuthsvoll, einsam und melodisch durch jeden Aben-
d, Nacht und Morgen. So oft aber die Sonne ihre Strahlen
über die Erde ausgoß, und mit ihrer Wärme die Natur
liebkoste, verstummten jene Lieder, und der nächtliche Sänger
verschwand im Dunkel der Blätter. Sobald jedoch der helle Tag
aus den Hainen entfloh, erstarben die Lichter am Himmel,
da flossen von Neuem aus der zitternden Brust des verlieb-
ten Sängers Harmonien voll Sehnsucht und Trauer. Es
lauschten auf diese Lieder sowol Gebüsche als Haine, sowol
Bäche als Fluren; doch keines vermochte die Liebe des Spros-
sers zur Rose zu deuten. Doch der Sprosser kannte seine Lie-
be; denn nicht die Rose liebte er, nicht zu ihrem Roth, nicht
zu ihrem Dufte seufzte er. Auf die Rose fiel jeden Abend
und jeden Morgen ein krystallener Thautropfen, und in die-
sem besah sich der Sprosser in einem vom Himmel herabgleitenden
Spiegel. Er war in sich selbst verliebt. Das Bild, das er sah
und das er liebte, war kein bloßer Reflex seiner eigenen,
ihn umschwebenden Gestalt. Er sah das Bild in dem Tropfen er-
leuchtet, strahlend in dem Lichte der himmlischen Sonne, und
deshalb sehnte er sich auch so sehr nach dieser Wundergestalt.
So oft die Hitze des Tages jenen Thautropfen verzehrte, so
oft dieser verflüchtigte, so oft entschwand auch jener himm-
lischen Erscheinung Bild, und der vom sehnsüchtigen Schmerz-
erfüllte Sprosser verstummte."

Wir begreifen daher auch unsere Sehnsucht nach Unver-
gänglichkeit; ist sie doch auch sie der Reflex unseres eigenen,
mit himmlischem Glanze erleuchteten Wesens.

Wenn demnach die Unvergänglichkeit des wahren Wesen

des

des Menschen ausmacht, so drängt sich uns die Frage auf,
auf welche Art sich in uns diese Ursprünglichkeit mani-
festire, und welchen sichtbaren Einfluß sie auf uns übe.
Die erste und nothwendige Folge der Ursprünglichkeit, mit
welcher Gott den Menschen ausgestattet hat, ist die instinkt-
mäßige Sehnsucht, überall Ursprünglichkeit zu erblicken,
und sie in Allem zu finden, was nur irgend immer der Gegen-
stand unserer Gedanken seyn kann, überall ihren Abglanz,
ihr Bild zu sehen und zu ~~finden~~ erkennen. Dieses Streben ist die noth-
wendige Folge unserer Natur; denn, wie du so weißt, ist
das, was Wahrheit ist, nicht nur in uns, in unserem Geiste,
sondern muß sich gleichermaßen auch außerhalb unse-
res Geistes vorfinden, weil es sonst nicht Wahrheit sein
könnte. Denn dann würde Alles, was in dem Innern un-
seres Geistes wohnt, nur Täuschung und Unwahrheit sein,
wenn es nicht auch in der äußeren Welt seine Affirma-
tion fände. Ich will dir des bessern Verständnisses halber
einige Beispiele anführen.

Ist es denn schon genug, daß die ~~Moralität~~ Sittlichkeit, daß die Tugend
blos im Herzen wohne, oder ist es nicht auch nothwendig, daß
sie an den Tag hervortrete, und sich durch Thaten in der
Wirklichkeit bekunde? ~~Sittl. Moralität~~ Sittlichkeit, die blos in unserem
Innern wohnt, ist keine ~~Moralität~~ Sittlichkeit. Soll sie es sein, so ist
durchaus nöthig, daß sie sich durch eigenen Sieg erhebe,
daß sie sich ~~durch~~ durch Thaten manifestire. Oder könnte in der
Seele des Menschen Liebe entstehen, wenn es gleichzei-
tig in der wirklichen Welt nicht einen Gegenstand gäbe,
der dieser Liebe zum Ziele diente? Wäre wol eine Luft-
theorie etwas mehr denn Täuschung, wenn sie nicht auf

wirk.

wirkliche Angelegenheiten praktisch angewandt werden kön-
ne? Daher ist es klar, daß für unser inneres Wesen diese äu-
ßere reale Welt, schon von vorn herein immer etwas Frem-
des, ihm Widerstreitendes ist, und daß wir so lange unsere
innere Wahrheit nicht als solche affirmieren, so lange wir sie
nicht auf die Realität anwenden, oder sie schon in der Rea-
lität vorfinden. Dasselbe empfinden wir auch, so oft wir ei-
ne starke und mächtige Überzeugung von etwas haben, so
lange ist in uns eine Unruhe, so lange wir nicht finden, daß
die Wahrheit, von der wir durchdrungen sind, nicht auch von
der Welt als solche affirmirt wird. Denn unsere innere Welt,
jene Wahrheiten, welche in unserem Geiste leben, und die äu-
ßere, reale Welt, — oder Theorie und Praxis — gehören
zu einander, bilden _ein_ Ganzes, und beruhen gegenseitig
auf einander, wenn sie auch etwas von einander ganz
Verschiedenes, und sogar sich Widerstreitendes zu sein
scheinen. Theorie und Praxis sind die Pole der Magnet-
nadel, die, obwohl einander entgegengesetzt, nichts desto
weniger zu einander gehören, so wie die Zeichen Minus
(−) und Plus (+) in der Mathematik, wenn sie auch ein-
ander völlig entgegengesetzt erscheinen, sich dennoch auf
einander beziehen, und insofern _ein_ Ganzes ausmachen,
daß keines von ihnen allein betrachtet, wahre Bedeutung
hat, noch auch verstanden werden kann. So ist auch das
Licht erst dann Licht, wenn wir es mit seinem Gegensa-
tze, der Dunkelheit, zugleich auffassen.

Ebenso verhält es sich auch mit der ~~Unvergänglichkeit~~ unendlichen Wahrheit
die uns angeboren ist. Auf sie gestützt, sehnt sich der Mensch
auch darnach, sie in der äußeren Welt zu finden, er strebt,

wie

wie jener Schwester, in der äußeren Welt sein Bild zu schauen.
Laßt uns nun betrachten, ob der Mensch sein Streben zu er-
reichen im Stande ist, aber ein Bild und einen Abglanz von
jener Ursprünglichkeit, die in ihm lebt, auch in der äuße-
ren Welt zu finden vermag.

Zunächst begrüßt die Natur, d.h. die Welt der mate-
riellen Objekte unsere Sinne. Die Sinne fassen jene Objek-
te auf, weil ~~sie~~ dieselben sinnlich, materiell sind; und der Mensch,
der eine sinnliche Seite in sich hat, wird eher dasjenige be-
greifen, was er mit dem Gesichte, dem Gehöre, dem Ge-
fühle oder mit einem andern Sinne wahrnimmt, als
dasjenige, was er erst mit ~~dem Verstande~~ der Vernunft ergründen
muß. Darum ist auch die Natur das erste Feld seiner
Erkenntniß. In der Natur strebt er vor allem andern
die Ursprünglichkeit zu finden. Aber die Erscheinungen
der Natur sind blos Bruchstücke einer großen Totalität,
sie sind blos einzelne Töne jener ewigen Harmonie, wel-
che Gott in das Universum der geschaffenen Wesen ergos-
sen hat. Es drückt also in der Natur kein Einzelwesen,
als solches gefaßt, den Universalgedanken aus; denn
das, was ein Theil von etwas ist, gehört zu etwas, hängt
von etwas ab, ist für sich begrenzt, und kann daher sel-
ber nicht unendlich sein.

Erhebe deinen Blick zum Himmel, siehe: die Planeten,
Sonnen, Mond sind individuelle Einheiten; jeder Him-
melskörper, wenn er auch zu seinem Sonnensysteme
gehört, und mit ihm ein Ganzes bildet, ist, für sich betrach-
tet, nur ein gesondertes Wesen; das Sonnensystem ist

aber

aber nicht eine spezielle Einheit, sondern besteht aus einer Menge von gesonderten Einheiten, und zwar aus einer Menge besonderer Sterne. Du siehst also, daß hier das Ganze in viele individuelle Besonderheiten, in viele einzelne Himmelskörper geschlagen ist. Du kannst in der That die in ein System zusammengehörenden Sterne als eine spezielle Masse betrachten; aber dieses Conglomeriren derselben ist eine Arbeit deines Gedankens, es ist das Werk deines Nachdenkens. Dieses Zusammenfassen resultirt blos aus ~~dem Nachdenken~~ der Vernunft; aber die physische Welt erweist sich als diese Einheit den Sinnen gegenüber nicht, sondern zeigt nur einzelne Sterne, deren jeder nur ein besonderer Theil der systematischen Totalität ist.

Auf ähnliche Weise ist auch jedes besondere Planetensystem mit der ganzen Schaar der dahin gehörigen Planeten und Monde gewiß wieder nur ein zu einem andern größeren System gehörender spezieller Theil. Und so ist der göttliche Gedanke, der unendliche Gedanke in alle Himmelskörper ausgegossen, er ist vertheilt auf eine Armee besonderer Einzelsterne, von denen aber keiner, für sich betrachtet, das Abbild jenes unendlichen Gedankens ist; denn das, was Theil ist, ist ~~kein Abgeschlossenes~~ ein Einzelnes und Vergängliches. Jetzt aber blick um dich herum, betrachte die Erscheinungen, welche die dich umgebende Natur darbietet, und du findest auch hier, daß die Erscheinungen nur Theile eines Ganzen sind. Du wirst nirgends ein Wesen finden, welches den vollen Inhalt der Unendlichkeit erschöpfe. Bei mechanischen Erscheinungen z. B. sind stets wenig-

stens

stens zwei Körper nothwendig, die auf einander wirken.
Eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, die sich uns darbie-
tet, die Schwere, welche sich in dem freien Falle der Kör-
per manifestirt, erheischt vor allem Andern zwei Körper,
einen, welcher falle, und als den andern die Erde, auf die
er falle. So lange der Körper fällt, d. h. so lange sich diese
Erscheinung zeigt, so lange ist auch der fallende Körper u.
die Erde von einander getrennt. Sobald aber diese Tren-
nung aufgehoben wird, und der Körper sich mit der Erde
berührt, so ist er und die Erde eine Einheit, und die Ma-
nifestation des Fallens hat aufgehört. Du siehst also,
daß hier beide Körper, nemlich der fallende Körper u.
die Erde, auf die er fällt, für sich besonders betrachtet,
nur spezielle Einzeltheile sind.

Auf ähnliche Weise müssen bei magnetischen, elektri-
schen, galvanischen und ähnlichen Phänomenen zwei Pole
sein, von denen der eine positiv, der andere negativ ist.
Bei optischen Erscheinungen müssen wieder zwei Körper
sein, nemlich der Lichtstrahl und der beleuchtete Körper.
Du findest also, daß ein Einzelwesen in der Natur kein
vollständiges Ganze bildet, und daß man wenigstens
zwei, wenn nicht mehrere zusammenbringen muß, um
daraus ein Ganzes zu gestalten. Ebenso verhält es sich mit
chemischen Erscheinungen und der Wahlverwandtschaft der
Körper. Du wirst mir vielleicht einwenden, daß dies mit
den organischen Wesen eine andere Bewandtniß habe,
weil der thierische, und vornehmlich der menschliche Körper
ein in sich abgeschlossenes Ganze bilde, und daher auch der

Ausfluß der Vollkommenheit sei, indem die Hände, der Kopf,
die Füße und alle anderen Glieder, einzeln unter einan-
der verschieden, doch ein vollendetes Ganze bilden, indem sie
alle zu einander gehören, und eine Harmonie ausmachen:
dem ist allerdings so; aber dafür ist ja auch gerade der
menschliche Körper die Zierde aller Naturwerke in der Rei-
he der geschaffenen Wesen, und deshalb auch der Sitz des
unsterblichen Geistes. Sieh aber den menschlichen Körper
genauer an, und du wirst finden, daß sich auch hier noch
die Unvollkommenheit und Endlichkeit der Natur bemerk-
bar macht. Der Mensch gehört in seinem irdischen Leben
zwei Welten an. Er ist die Kopula von dem ewigen
Reiche des Geistes und dem materiellen Reiche der Rea-
lität, er ist Seele und Körper zugleich. Deshalb nun, als
er der körperlichen Welt, der materiellen Natur ange-
hört, ist er an und für sich kein in sich abgeschlossenes, voll-
endetes Ganze; denn er kann an und für sich allein nicht
bestehen. Zunächst springt sein Verhältniß zu einem andern
ähnlichen, nur entgegengesetzten Geschlechte in die Augen.
Mann und Weib, einzeln gefaßt, bilden kein Ganzes. Fer-
ner kann der Mensch ohne die ihn umgebende Natur nicht
existiren. Er entnimmt aus der Natur seine Speise, ath-
met ihre Athmosphäre ein, und erst mit der Natur zusam-
men, macht er ein Ganzes. Aber eben diese Verbindung,
dieses nothwendige Verhältniß des Körpers zur Natur ist
die Ursache seiner Endlichkeit. Denn die äußere Natur, die
Macht jener blinden Elemente, wirkt ununterbrochen
auf den Organismus seines Körpers, verdirbt, vernichtet,

ver-

vergeht sie; und, wenn der Körper nicht mehr im Stande ist, diesen Einflüssen die Spitze zu bieten, so verwittert er, u. es folgt – der Tod.

Du siehst also, daß selbst das höchste Werk der Natur, der menschliche Körper nehmlich, kein in sich vollendetes Ganze ist, daß er vergeht, und uns deshalb auch nicht für das Abbild der Unendlichkeit, der Unvergänglichkeit gelten kann, nach welcher der Mensch unwillkührlich in der realen Welt sucht, wenn er auch nicht weiß, was ihn so treibt, und was in ihm wirkt. Die ganze Natur zeigt uns also nur Wesen, die an und für sich betrachtet, blos die Einzeltheile eines Gedankens, nicht aber den Gedanken selbst sind, und die also auch einen Anfang und ein Ende haben, also nicht das Abbild der Unendlichkeit und Unvergänglichkeit sein können. ~~Das~~ Und habe ich ~~aber~~ bereits früher, wenn auch mit anderen Worten, gesagt.

Vielleicht wird es dir aber gelingen, jenes Abbild der Unendlichkeit, nach welchem du im Bereiche der materiellen Natur vergebens suchst, in der Sphäre der menschlichen Thätigkeit zu finden. Vielleicht wird ~~sich~~ die ~~Moralität~~ Sittlichkeit, die Tugend, die mit einem liebeerfüllten Herzen die ganze Welt umfaßt, ein vollkommener Spiegel der Unvergänglichkeit sein. Nichts destoweniger ist die ~~Moralität~~ Sittlichkeit, die Tugend immer ein und dieselbe, sie ist eine allgemeine Ganzheit, so lange sie im Geiste verschlossen ist, so lange sie in unserem Innern wohnt. Doch kann sie sich als diese Ganzheit in der realen Welt nicht erweisen. In der realen

Welt

Welt kann sich die ~~Moralität~~ Sittlichkeit nur durch einzelne Hand-
lungen, also praktisch manifestiren. Ein Irrthum aber ist
möglich. Ob du deinen Schmerz dämpfst, ob du die Thränen,
die dir das Unglück auspreßt, trocknest, ob du die Un-
bilden des feindlichen Herzens vergißt, ob du dich, wenn die
innere, in deiner Brust liegende Wahrheit an den Tag her-
vortritt, für das Wohl Anderer aufopferst, — Alles dies
hängt doch nur von den äußeren darbietenden Umständen
ab, manifestirt sich bloß an besonderen Fällen, die ebenso
verschieden, zufällig und mannigfaltig sein können, als
es die verschiedenen Zufälle des Lebens sind. Mit einem
Worte: ~~wenn~~ die in der Seele als eine Ganzheit verschlos-
sene ~~Moralität~~ Sittlichkeit an den Tag heraustritt, so zerschlägt
sie sich in einzelne, besondere moralische Handlungen.
Was sich in der äußeren Welt als eine Manifestation
der ~~Moralität~~ Sittlichkeit erweiset, das ist nur ein Bruchtheil
dieser ~~Moralität~~ Sittlichkeit, und nicht die ~~Moralität~~ Sittlichkeit an und
für sich, — kann daher auch nicht das Abbild der Unend-
lichkeit sein.

Wie steht es aber mit den Gesetzen, mit den Vorschrif-
ten, welche die menschliche Gesellschaft mit einander ver-
knüpfen, welche Städte gründen lehren, und alle Men-
schen unter die Ägide der Gerechtigkeit rufen? Kann
man vielleicht in ihnen das Abbild der Unendlichkeit
finden? — Wenn auch die Gerechtigkeit ebenso gut wie
die ~~Moralität~~ Sittlichkeit ewig ein und dieselbe, und so lange
sie in des Menschen Brust wohnt, eine in sich abge-
schlossene Begriffsganzheit ist, so tritt sie doch in der

realen Welt als solche nicht auf, und kann als solche nicht auftreten, denn sie ist ebenso wie die Moralität und wie die Tugend ein Gedanke, nur, der sich in der Wirklichkeit nur durch Gesetze, und durch Gesetzbücher manifestiren kann. Jedes Volk, jedes Jahrhundert hat seine verschiedenen Gesetzbücher, und die Gerechtigkeit als solche ist daher nur der universelle Boden, aus welchem jene Gesetzbücher hervorsprossen, die aber selbst blos Theile vom Ganzen, und nicht das Ganze selber sind. Was indessen noch mehr auf sich hat, ist, daß ein Gesetzbuch, welches nur in einem bestimmten Lande bindende Kraft hat, und deshalb auch die Manifestation der Rechtsbegriffe dieses bestimmten Volkes und Jahrhunderts ist, nicht als eine Totalität der wirklichen Welt, sondern als ein Fragment auftritt. Das Gesetz schützt das Eigenthum; — wie und wann schützt es aber dein Eigenthum? doch wol nur dann, wenn dein Haus, dein Gut, oder die bestimmte Geldsumme, die dir als Eigenthum angehört, versichert ist. In einem solchen Falle stehst du unter dem Schutze der Gesetze, und dieselben schützen dich vor Verlust.

Du siehst also, daß die Gesetze das Eigenthum zwar schützen; aber nicht das Eigenthum als allgemeinen Gedanken, sondern nur spezielle Realitäten, wie Güter, Häuser, Geldsummen, und auch diese nur dann, wenn sie versichert sind. Ob sie nun aber versichert sind, oder nicht, das hängt wieder nur vom Zufalle, von be-

son-

sonderen Umständen ab, und es zeigt sich der Besitz beson-
derer Realitäten nur als ein fragmentarischer, vergällter,
woraus denn mit Bestimmtheit folgt, daß auch die Herrlich-
keit in der Form, wie sie sich in der wirklichen Welt
manifestirt, keineswegs der Ausdruck der Unendlich-
keit sein ~~können~~ kann.

Du wirst mir aber vielleicht einwenden, daß doch die
Universalgeschichte, als das höchste Werk der Jahrhunderte,
und als die rastlose Arbeit des menschlichen Geistes,
den unendlichen, in das Kleid der Völker, ähnlich in die Ge-
stalten der historischen Persönlichkeiten gehüllten Gedanken
reflektire? Ich habe dir in diesem Briefe die Weltgeschichte
bereits zweimal aufgeführt, einmal, um die Vergänglich-
keit der zeitlichen Dinge und die vorübergehende Arbeit
des Menschengeschlechtes zu beweisen, ein andermal habe
ich dir die menschlichen Thaten als Steinchen vorgeführt,
durch die ~~das~~ [Kraft der] Unendlichkeit dringe. Und in der That ist die
Unendlichkeit die Basis aller Ereignisse. Doch hier drängt
sich uns eine andere Frage [auf]: wir sollen untersuchen, ob die
geschichtlichen Ereignisse, wie sie eben in der Geschichte ihre
Manifestation finden, an und für sich der Ausdruck der
Unendlichkeit sind, oder nicht.

Gott ~~hat auch einen menschlichen Geist~~ [die unendliche Güte hat] den Menschen mit
~~Verstand~~ [Vernunft] begabt, und führt auf dem Wege ~~des Verstandes~~ [der Vernunft]
das ganze Menschengeschlecht durch Jahrhunderte und Jahr-
tausende seiner höchsten Vollendung entgegen. Wenn
aber auch das Blut in den Adern des Menschen rollt,

wenn

wenn es auch das geistgebende Leben im menschlichen Kör-
per waltet, so ist es doch als diese Kraft den Sinnen nicht
sichtbar, sondern manifestirt sich speziell in den Pulsschlä-
gen, in der Gluth des Auges, in der Wangen Rosenröthe. Eben-
so tritt auch der in der Geschichte lebende Geist nicht in seiner
Totalität an den Tag, sondern lebt und webt unsichtbar
in den großen Ereignissen, in den die Welt reformirenden
Epochen. Er ist das Blut, das in den Pulsen der Völker
schlägt, und ganze Zeitalter und Jahrhunderte sind blos
die Athemzüge jenes ewigen Gedankens, der in den
menschlichen Thaten lebt. Um die Kraft zu sehen, welche
die Völker und große historische Persönlichkeiten durch-
dringt, muß man hinter die Coulissen des Welttheа-
ters blicken, und zuschauen, wie jener ewige, das große
Drama der Geschichte lenkende Gedanke, wenn es Zeit
ist, große historische Figuren, wie Schauspieler, auf die
Schaubühne der Zeiten heraussendet. Auf seinen Wink
tritt bald ein Alexander, bald ein Cäsar, bald ein Co-
lumbus, bald ein Aristoteles, bald wiederum ein Cy-
rus, bald Dschingiskan, bald Philipp II., oder ein Peter
der Einsiedler,[2] bald ein Gregor VII. oder ein Napole-
on auf. Jeder erscheint in dem rechten Zeitpunkte, um in
dem großen Drama seine Rolle abzuspielen, die ihm der
ewige Autor zugetheilt hat, und je nachdem er die ihm
zugetheilte Rolle gut gespielt hat, wurde er der Beifall ~~u.~~
oder ~~das~~

oder der Wechsel
~~und Loos~~ der Vorwelt. Denn wahrlich, nicht von blinder Willkühr des Fatums hängt der Gang der Geschichte ab, derselbe ist vielmehr das weise berechnete Werk der gütigen Vorsehung, und derselbe Gott, ohne dessen Willen weder der Vogel vom Dache, noch das Haar vom Haupte fällt, ist auch der Menschheiten Vater, und wenn seine Weisheit es für nothwendig findet, öffnet er seine warme Hand, und entläßt aus ihr gleich jungen Vögeln junge Jahrhunderte und Schwärmen von Sternen und großen Sterblichen Dingen. Wir selbst aber sehen das in der Geschichte nicht; denn der göttliche Gedanke, der da lebt und flammt am Boden der Ereignisse, tritt nicht in seiner Totalität in historischen Fakten hervor, sondern zertheilt sich auf Völker und Jahrhunderte, auf einzelne Persönlichkeiten und auf einzelne Länder. Jedes Volk, jedes Jahrhundert gebiert einen bestimmten Gedanken, führt ihn in der Welt aus und tritt wieder vom Schauplatze ab. Und es muß vom Schauplatze abtreten, denn weil es keine ewige Totalität, keine absolute Unendlichkeit, sondern nur einen determinirten Einzeltheil des ewigen Gedankens repräsentirt, ist es ebenso abgeschlossen wie der Stern, wie ein ästhetisches Phänomen, wie ein organisches Wesen, wie eine moralische Handlung, wie ein Rechtsstatut und ist deshalb auch nothwendig transitorisch. Die Geschichte, wie sie sich uns darstellt, zeigt uns in tausend

ein=

einzelnen Besonderheiten, in Millionen von Manifestationen zersplitterter Theile; aber jenen allgemeinen, in diesen Theilen lebenden und wirkenden Gedanken zeigt sie uns nicht.

Auch hier ist ganz gewiß die Unendlichkeit waltend, aber sie ist verhüllt, und die Geschichte ist nur ihre sichtbare, fragmentarische Hülle. Daraus folgt also, daß man den unendlichen Geist weder in der Natur, noch in der Moral, noch im Rechte, noch in der Geschichte, noch sonst in etwas Anderem in seinem wahren, lebendigen Wesen erblicken kann, sondern daß der Spiegel, in welchem er betrachtet wird, in tausend Stücke zerschlagen ist, deren jedes nur eine Parzelle des ewigen Geistes reflektirt, der ihm von Gott als Erbgut überkommen ist. Um in dem Weltuniversum die Unendlichkeit zu erblicken, müssen wir eine höhere Geistesstufe erklommen haben, müssen wir im Besitze einer anderen Wissenschaft sein, wie wir das im folgenden Briefe sehen werden.

Der durch die Mangelhaftigkeit beengte menschliche Geist fühlt aber nichts desto weniger den Drang in sich, diesen engen Kreis seines Wesens zu erweitern, und die Unendlichkeit zu erschauen, und sich selbst in der Realität zu finden. Deshalb wirft er sich auf eine andere, höhere Sphäre des eigenen Wesens, erlangt eine klare Erkenntniß jener Unendlichkeit, und fängt, weil er dieselbe in der realen Welt nicht finden kann, damit an, daß er sich selbst ihr Bild schafft. Er schafft

aber

aber dieses Bild, indem er sich hiezu nur des sinnigen Ma-
terials bedient, das ihm zu Gebote steht, und das für ihn
das faßlichste ist. Dieses Material nun ist die seinem
Gesichte und seinem Gehöre zugängliche, also die sinnliche
Welt. Indem er die sinnliche, reale Welt aufschließt,
wird er selber ihr Meister und schafft Kunstwerke. Al-
so ist die Unendlichkeit das geheime Product der Kunst,
und der höchste Vorzug derselben. Die materielle Welt,
die Natur leiht dem Menschen ihre Gestalten, ihre Formen,
reicht ihm als Material ihren Marmor, ihr Holz, ihre Me-
talle, Farben, Töne, und der Mensch, der sie aufschließt,
gießt sie in seine Seele, drückt sie in inniger Umar-
mung an sein Herz, vereint sie mit seinem unendli-
chen Leben, mit dem Leben seines Geistes, und wird so-
mit Schöpfer – Künstler.

Was in den Tiefen des Geistes lebte, wovon der Mensch
nur dunkel träumte, das zeigt sich jetzt seinen Blicken
in sichtbarer Gestalt. In seinem eigenen Werke sieht er
sich, und die ganze Arbeit, die er unternimmt, indem
er mit sich selbst in Kampf geräth, gießt seine Arbeit gleich-
sam wie in seinen Leidenskelch – in die Werke der
schönen Kunst. Wundre dich daher nicht, daß die Schö-
pfung eines Kunstwerkes eine Erhebung der mensch-
lichen Unendlichkeit ist. Wenn der Menschen ein Gemäl-
de, eine Bildsäule oder wenn das Bauwerk eines Tem-
pels hervortritt, oder, wenn in seiner Seele die melodi-

schen

schen Töne der Musik wiederklingen, oder wenn das Ge-
denken heiliger Begeisterung sich in das Gewand der Re-
de hüllt, dann fühlt er, daß ihn eine Stimme aus den
Jahren der Kindheit begrüßt, daß ihm ein heiliges, ihm
aus früherer Zeit bekanntes Antlitz leuchtet, wenn er
sich aber nicht zu besinnen weiß, ob er es nicht im Traume,
oder über seiner Wiege gesehen habe, oder ob dies sein
Schutzengel sei, der ihn unsichtbar durchs Leben beglei-
te. Er sieht ein in Stein gemeißeltes Bild, er sieht eine
plastische Gestalt, er hört das Rauschen der Töne; aber
was ~~liegt ihm an dem Steine, an dem Bildwerke, an
den Tönen der Musik, er sucht ihn erst~~ — Ein un-
bekanntes Etwas ergreift ihn, und ~~heißt ihn~~ ...
Es kommt ihm vor, als wenn nach langer Abwesenheit
aus seiner Heimath ihm plötzlich ein unerwarteter, in
der Fremde so heimisch tönender Klang erschallte, und
ihn an ein Lied erinnerte, das er früher selber so
gern gesungen. Tausend bis dahin in seiner Brust
schlummernde Töne erwachen, erheben sich wie Schwe-
ren göttlicher Gedanken, und verschwinden in den wei-
ten ~~Räumen des Äthers~~ Himmelsräumen.

haucht ihn so an / rieselt ihn in den Bildwerke, in den Töne der Musik entgegen? —

Nun glaube ich erst dich begriffen zu haben, warum ich dir
in den vorangehenden Briefen zu beweisen suchte, daß
weder die Sinne, noch auch die Begeisterung, noch
der Gedanke, noch das Herz, noch der Verstand, für sich
einzeln betrachtet, ~~haben~~ die Basis der schönen Künste
bil.

bilden können. Wenn die schönen Künste wirklich die
Unendlichkeit Töchter sind, wenn sich in ihnen die Ewig-
keit im körperlichen Gewande zeigt, wenn die Künste
den leiblichen und geistigen Theil des Menschen, gleich
zwei entgegengesetzten und einander abstoßenden
Polen, mit einander zu versöhnen suchen, wenn sie in
zwei einander so widerstreitende Welten, wie die
Sinne des menschlichen Körpers und der ewige Geist
sind, einschlagen, dann wundere dich nicht, daß sie auch
jeden anderen Zwiespalt unseres Wesens ausglei-
chen, weil sie unseren ganzen Gehalt ergreifen, weil
sie sämmtliche Seiten unseres Wesens anschlagen,
und uns mit einem vollen Akkorde erwecken. Die
Sinne und der Verstand, die Gefühle und die Gedanke,
der Geist und das Herz, der Körper und die Seele, al-
le diese Zwiespaltungen werden von einem wahren
Kunstwerke auf einmal ergriffen. daher begrüßt
dann keine dieser Potenzen einzeln das Kunstwerk,
sondern alle mit einander begrüßen im vollen Chor
das Hymnus jener ewigen Schönheit, die auf die Erde
herabgestiegen ist.

So versöhnt also die Schönheit jeden Zwiespalt unse-
rer Seele, und bewältigt mit himmlischem Frieden den
ewigen Kampf in unserer Brust. doch ist dieser Friede
kein bloßes Niederdämpfen jener widerstreitenden Mäch-
te; er ist vielmehr nur eine aussöhnende Erhebung, eine

Ver-

Vergeistigung derselben. Jener Friede idealisiert die in der
Brust des Menschen feindlich sich begegnenden Kräfte,
und gießt die Fluth himmlischen Lichtes über sie, befreit
sie von der Last der Materie, indem er sie mit Cherubs-
schwingen ausrüstet. Wenn sich die Schönheit zeigt, so
~~verbrennen~~ verschmelzen alle Freuden und Leiden, Schmerz und Hoff-
nung, Muth und Kraft, Angst und Liebe, Betrübniß
und Jubel, und was immer sonst noch in unserer Seele
erwacht — Alles verbrennt in einem überirdischen Feu-
er, und verschmilzt in eine gemeinschaftliche Flamme:
Himmel und Erde umarmen sich in entgegenkommender
Liebe. Wenn sich die Schönheit zeigt, zerreißt im Wet-
tersturme sich der Ocean unseres Wesens bis auf den
Grund, und vereint sich wieder, gießt neuerdings gleich-
sam in einen Spiegel sich zusammen, worein der Him-
mel und die Gottheit schaut. Betrachte das Bild der
sixtinischen Madonna. Hier zerfließen die Zauber un-
serer Sinne, und die Gewalt des Gedankens, der Geist
und die Gefühle, und der Glaube und die Liebe, und die
Kälte und die Wärme unserer Seele, mit einem Wor-
te: hier löst sich unser ganzer Inhalt in ein himmlisches
Lied auf, und verkörpert sich in die ideale Gestalt der
Gottesgebärerin.

Aehnlicherweise siehst du, wenn du die Kompositionen
großer Meister aufführen hörst, wie den Himmel weit
offen stehen, du siehst gleichsam auf der, an die Wolken

J:

gelehnten Leiter Jakobs herauf= und herniedersteigen=den Engel, die uns durch Winke den Weg zur ewigen Heimath zeigen. Und endlich die Konzentrirung und Verschmelzung der divergenten Kräften unserer Seele, die Versöhnung des Zwiespalts in unserer Brust ist der Kunst schönste Krone.

Achter Brief.

Bis daher habe ich dich in der Vorhalle der schönen Kunst gehalten, indem ich nur im Allgemeinen über die Natur derselben sprach. Bald wird sich uns aber das Innere des Heiligthums öffnen, das gleich einem alten Prachtdome, nach dem Plane des ewigen Baumeisters entworfen, und durch die anstrengende Arbeit aller Jahrhunderte errichtet ist. Jedes Volk von nur einiger Bedeutung hat die Arbeit seines Lebens auf diesen Bau verwendet, und hat das Theuerste, was es besaß, zum Schmucke und zur Zierde desselben übermacht. Deshalb giebt es hier auch so viele Grabsteine, welche mit Treue den Namen und die Gesinnung der Verstorbenen berichten. Nur bedeutungslose, blinde, nur solche Völker, die im Spiele der Ereignisse Null waren, haben ihre Zeit verlebt, ohne eine Spur hinter sich zu lassen; sie sind ungekannt über die Erde gegangen. Ihre wie im Flugsande der Wüste ausgedrückten Fußstapfen sind vom Hauche der Zeit verweht; sie selbst sind in Barbarei untergegangen, und der Engel der Schönheit hat sie auf ihrer einsamen u. dunklen Pilgerreise nicht gesegnet. Deshalb schweigt auch das Heiligthum der Kunst von ihrem thatenlosen Leben.

Ihre großen Künstler aber, wie Michael Ange-

lo, ...

le und Dante, Praxiteles und Petrarka, Shakspeare und Herder, oder Rubens, Mozart und Canova, Horaz und Göthe, Cervantes und Molière flammen gleichbrennenden Herzen auf dem großen Altare der Schönheit, und späte Jahrhunderte bekränzen sie mit den Blumen des Ruhmes und der Anerkennung. An ihrem Feuer hat sich schon manches Genie entzündet, sind tausend Herzen ihrer selbst bewußt geworden. Hierher kamen auch zu allen Zeiten die Völker, um ihre Kräfte zu stählen, die sie nothwendig hatten, um ihrem Kampfe zu entsprechen, den ihnen Gott angewiesen hatte; hierher kamen sie, um an Hoffnung und Selbstvertrauen zu erstarken.

Die schönen Künste haben jederzeit den Menschen erhoben, und ihm Werth verliehen. Und wirf flüchtige Blicke nur zurück auf die Thaten der Menschen, und du wirst wahrnehmen, daß, so oft in trüben und traurigen Epochen, in nothgezeichneten und blutgetränkten Zeitläufen, ein düsterer, farbenloser Himmel sich über der Welt verdunkelte, so oft in der Geschichte gleichsam das Herz erstarb, so oft der Mensch unter der Last des eigenen Lebens zusammenbrach, so oft für ihn alle anderen Freuden, so oft seine Hoffnungen einzig um ihn entschlummerten, so oft er in tiefer Finsterniß sich selbst überlassen blieb, die Schönheit in der Gestalt eines strahlenden Engels ihm den Kelch der Stärkung reichte. Indem das Menschengeschlecht

auf

auf die Werke der Kunst blickte, erinnerte es sich an
seine nimmer ersterbende Macht, auf den durch nichts
zerreißbaren Werth seiner Natur. Gleichgültiger
konnte es dann auf das Kleid seiner Erniedrigung
blicken, ~~wenn die Zeit wie wiedergekommen,~~ der ei-
ne goldene, vom Himmel herniederschwebende Wol-
ke sein Haupt bekränzte.

Die schönen Künste sind in der Geschichte stets Hand
in Hand mit der Religion aufgetreten, und es ist
dies darüber nicht zu wundern, zumal die Religion die
Hohepriesterin der ~~Unendlichkeit~~ ist. Deshalb steht sie
mit der Kunst in einer fortwährenden Verbindung.

Unendliche Wahrheit

Wir wollen daher auch das Verhältniß der Kunst zur
Religion zu entwickeln suchen. Beide fließen aus
dem Geiste des Menschen, beide führen uns die Unend-
lichkeit vor die Seele, aber jede in einer anderen Form,
jede in ihrer Weise auf. Die Unendlichkeit, wie sie
sich in der Kunst manifestirt, erlischt neben jener
Unendlichkeit, welche in der Majestät des Glaubens
strahlt. Denn wenn sich in der Kunst die Unendlich-
keit unseres Wesens in sinnlicher, also in materiel-
ler Form offenbart, entäußert sich im Gegentheile
die Religion aller Sinnlichkeit und der ganzen äu-
ßeren Welt, steigt in die Tiefen der menschlichen
Seele, schlägt an ihr unkörperliches Wesen und ent-
zündet das Feuer der Unendlichkeit in dem verbor-

-gen-

geheimsten Falten der Seele. Sie zeugt aber nicht nur von
der blos dem Menschen eigenthümlichen Unendlichkeit,
sondern zeigt hinter dem Vorhange des innersten Hei-
ligthumes auch noch eine andere Unendlichkeit, die
nicht nur kein Ende hat, sondern die auch nie einen
Anfang genommen hat. Sie stellt dem menschlichen
Geiste den Herrn vor, „der sich gekleidet hat in Macht,
und der den Erdkreis befestigte, auf daß er nicht wan-
ke, der sich in Wolken und Dunkel gehüllt, dessen Thrones
Fundament Gerechtigkeit und Gericht ist, dessen Bli-
tze den Weltenraum erleuchten, und auf deren An-
blick die Erde zittert; denn vor den Augen des Herrn
sind tausend Jahre wie der gestrige Tag, der verflossen
ist, und wie die nächtliche Wache, und es ergreift sie
der Herr in der Fluth wie den Traum, und wie das
Gras, so am Morgen verwelkt.“ (Psalm.)[1]

Obwol die Kunstidee im Geiste liegt, und das Kunst-
werk, eh es in der realen Welt auftritt, sich noth-
wendig durch die Arbeit des menschlichen Geistes
in dem Innern des Menschen ausgebären muß, so
hat doch dieser innere Vorgang nichts destoweniger
ein objektives Werk zum Zwecke. Die Bildsäule war
eher in der Seele des Bildhauers, eh dieser seinen
Gedanken in dem Marmor verkörperte. ~~Doch~~ Es hat
aber jener Entwurf, jener geistige Vorgang die
wirkliche Bildsäule zum Zwecke gehabt, die nun in

der

der reellen Welt unseren Sinnen sichtbar ist. damit
die Kunst vollendet sei, muß sie aus der Seele des
Meisters hervorgehen, und in seinem ästhetischen Wer-
ke als geistige Manifestation ans Tageslicht her-
vortreten; denn anders hätte sie keine Realität.
Im Gegentheile beruht die Realität des Glaubens, sei-
ner Wahrheit auf der inneren Geistigkeit des Menschen.
die Religion nähert sich dem menschlichen Geiste; denn
hier hat sie ihr Endziel. In der Kunst ist die innere
Welt das Mittel, ihre äußere Manifestation aber
ist ihr Ziel und ihre Bestimmung. In der Religion ~~selbst~~ [dagegen]
ist die äußere Welt nur durch das sichtbare Zeichen
der überirdischen Gnade unserem inneren Wesen [?] selber
sichtbar; ihr Ziel ist nur der Geist des Menschen, „denn
Gott ist ein Geist, und die, so ihn anbeten, müssen ihn
im Geiste und in der Wahrheit anbeten. (Joh. IV, 24.)

Dies sind die wesentlichsten Fundamente des Verhältnis-
ses der Religion zur Kunst, und sie erwarten uns in der Zu-
kunft rücksichtlich des Unterschiedes zwischen der klassischen d. h.
d. griechischen ~~und der~~ christlichen Kunst als Aufschlüsse [?] die-
nen. Hier will ich nur so viel sagen, daß, wenn in der Kunst
der Geist seine Unendlichkeit dadurch offenbart, daß er sich
in äußerlich wahrnehmbaren Formen verkörpert, er in der
Religion sich aus der ~~[illegible]~~ äußeren Welt in sich selbst zu-
rückzieht, ~~und~~ in sich das feierliche Fest seines unendlichen We-
sens begeht, und daß also auch die äußere, sinnliche Welt

der

[illegible] römischen und jüdischen Art

der Kunst nicht im Stande sein kann, jene aus der Religi-
on in das Herz des Menschen fließende Unendlichkeit in ihrer
Totalität zu zeigen. denn die Religionsverschiedenheiten haben in
demjenigen Bereiche, das ihnen die Kunst anweist, keinen hinlänglichen Raum,
~~Platz~~ weil der christliche Begriff Gott vollkommen geistig
ist. deshalb sind denn auch die bloß sinnlichen und äußerli-
chen Formen der Kunst nicht im Stande, in sich den Begriff der
Gottheit aufzunehmen, weil Gott keinen Anfang und kein En-
de hat. darum mußt du auch zugeben, daß nicht alle reli-
giösen Gemälde ein und dieselbe Schwierigkeit zu überwin-
den haben. Je mehr unsinnlich in ihnen die Gottesidee überwiegt,
desto schwieriger war die Aufgabe, die der Künstler zu lö-
sen hatte. der ewige Gott=Vater ist ein kaum durch das
höchste künstlerische Genie darstellbarer Begriff; denn er ist
ein ewiger, unkörperlicher Gott, während Christus, der Gott-
Mensch ein Gott ist, der eine menschliche, sinnlich wahrnehmba-
re Gestalt auf sich genommen hat, und der also dadurch
der materiellen und der Kunstwelt sich nähert. Weil
nun aber in ihm eine doppelte Natur, eine göttliche und ei-
ne menschliche war, so werden auch diejenigen Momente
seines Lebens, in denen seine menschliche Natur über-
wiegt, für die künstlerische Auffassung leichter sein, als
jene Momente, in denen er als Gott auftritt. Und so
ist denn also auch ein Bild leichter zu malen, das Christum
in seinen Kinderjahren, oder in den Momenten seines Lei-
dens darstellt, wie er etwa unter dem Kreuze sinkt, oder

sich

sich unter den Händen der ihn verspottenden Kriegsknechte befindet, als in den Momenten seiner Auferstehung oder des Weltgerichts, weil in den beiden letzteren die ~~Natur~~ göttliche Natur Christi sich in ihrer ganzen Majestät zeigt. Dasselbe kann man auch von den andern Künsten behaupten.‡ ~~Wenn auch nur Haydn allein im Stande war, durch die Harmonie der Töne „die Schöpfung" zu malen, so hat im Gegentheile das Stabat Mater gemalt, so haben sich schon drei große Künstler in denselben ... Stoff getheilt.~~[2]

‡ Wenn auch Haydn allein im Stande war, durch die Harmonie der Töne „die Schöpfung" zu malen, so hat im Gegentheile das Stabat Mater bereits drei große Künstler zu bearbeiten gefunden.[2]

Indem nun aber die Gemälde und religiösen Bildnerwerke nur ein schwaches und leises Echo jener lebendigen Allmachtskraft sind, mit der uns die Religion durchdringt, wenn ihre Formen jene Wahrheit darzustellen nicht vermögen, die gleich dem Thaue des Himmels von der Höhe auf uns herniederträufelt, so trägt auch zur Erweckung der religiösen Andacht die höhere oder geringere ästhetische Schönheit des Gemäldes oder der Bildsäule wenig bei, weil es sich hierbei nicht sowohl darum handelt, was das Werk sei, als vielmehr darum, was es darstelle. Oft verweilest du, wenn du vom abendlichen Spaziergange zurückkehrst, vor dem Eintritt in unsere Stadt, und betrachtest durch das spitzbögige Thor der Marienbastei[3] ein Schauspiel voll Farbe, und werth des Pinsels eines großen Malers? — Schnurgerade läuft die Marienstraße zwischen zwei langen Häuserreihen ~~fort~~ hin und mündet in weiter Entfernung in die Ringmauer. An ihrem Ausgange erhebt sich die Jungfraumarienkirche,[4]

gleich

gleich einer aus längst verflossenen Jahrhunderten herstam-
menden Riesengestalt, die im stummen Nachdenken über die
Stadt versunken, herrliche Umrisse am Hintergrunde des Him-
mels malt, während auf der Krone ihres Thurmes in Fun-
kenpracht der letzte Blick der sterbenden Sonne brennt, die für
die Stadt schon untergegangen ist. Wenn aber die Schatten
der anrückenden Nacht sich über die Erde gezogen haben, u.
der Mond mit seinem ~~ewigen, immer ü deutlich~~ + ewig gleichgülti-gen Antlitze
auf die Welt herniederblickt, den Himmel und die Erde mit
einem Milchglanz überströmend, der sich mit dem gelben Schei-
ne bescheidener Lampen und Lichter mischt, die das Volk jetzt
unter dem St. Florianthor vor dem Bilde der heil. Maria
anzündet, dann betet das Volk zur Gottesgebärerin, und
wenn seine Seele voll ist, das ertönt im innigen und un-
gekünstelten Gesange, und erfüllt die Herzen mit Andacht.
Doch gewiß liegt diesem Volke wenig an der höheren oder
geringeren Schönheit jenes äußerlichen Bildes der heil. Jung-
frau; gleichgültig ist ihm sogar auch die poetische Schönheit
seines Liedes, der musikalische Werth der Melodie und der
Töne Harmonie; denn in seiner andachtsvollen Demuth schaut
es das Bild der heil. Jungfrau in den Tiefen seiner eigenen
Seele, es sieht es in seinem Innern, und das Herz singt ihm
Psalmen und ergießt sich in überirdischer Musik; denn
über der andächtigen Versammlung hat der Geist, der Trö-
ster seine Flügel ausgebreitet. Es vertreten dann selbst
in einem von der Heiligkeit der Religion durchdrungenen

Her-

Zeugen die Gefühle, zeugen die Werke der Kunst. Das Herz selbst rüstet sich mit der Pracht des Heiligthums aus, schmückt sich mit Baukunst gleichsam mit Statuen und Gemälden, und vereint mit den Tönen der Musik, die ihm vom Himmel fließt. Wenn sich die Unendlichkeit in der Kunst durch materielle Formen, und in der Religion durch Andacht des Geistes offenbart, so ist auch die in der Religion sich offenbarende Unendlichkeit, von der durch die Werke der Kunst sich manifestirenden, um so viel höher und heiliger, als um wie viel die innere Welt über die äußere, materielle, erhaben ist.

Beim Eintritte nach Italien, in Bologna, begrüßt dich ein Gemälde Raphaels. Du siehst die heilige Cäcilie, wie sie in den Händen eine Orgel hält, die gleichsam trauernd schon auseinanderspringt. Zu den Füßen der Heiligen liegen auf der Erde musikalische Instrumente zerstreut, zum Theil zerbrochen; ihre irdischen Harmonien sind schon verstummt, sind erstorben; denn auf den Wolken sieht man einen Kreis von Engelschören, welche Gott in der Höhe Ehre singen. Die jungfräuliche Heilige, das Antlitz zum Himmel gewandt, versinkt in dem Strom dieser Hymnen, und vergißt auf die Musik der irdischen Welt. Das ist das Verhältniß der Kunst zur Religion!

Es giebt noch einen andern, dritten und letzten Weg, auf welchem die Unendlichkeit den Geist des Menschen erreicht. Aber dieser Weg ist die harte Errungenschaft einer lan-

ge

gen Arbeit der Jahrhunderte, und das Resultat der menschli-
chen Verstandesoperationen. Es ist dies der Weg menschlicher
Weisheit, es ist – die Philosophie.

Ungern möchte ich hier in die Schranken treten, um un-
nöthigerweise den hohen Werth ~~des Verstandes~~ der Vernunft zu vertheidigen,
denn jetzt glaubt schon die junge Welt an ~~den Verstand~~ die Vernunft und
hat seine Kraft erkannt. Als wir noch Kinder waren,
lerneten wir den vortrefflichen Krzyzanowski[5] auswendig,
und recitirten mit, über das Schulzimmer schallender,
Stimme: „Wir Menschen unterscheiden uns von den Thie-
ren durch ~~den Verstand~~ die Vernunft und die Sprache: durch ~~den Ver-
stand~~ die Vernunft erkennen wir die Dinge und denken über sie nach,
durch die Sprache theilen wir Andern unsere Gedanken
mit." – Da man aber trotz dessen in Büchern und Zeitschriften
noch viele Ansichten verbreitet findet, welche die Erhaben-
heit ~~des Verstandes~~ der Vernunft in Zweifel ziehen, so wirst du mir auch
nicht übel nehmen, wenn ich diesen Gegenstand in weni-
gen Worten berühre.

Niemand kann läugnen, daß das höchste, heiligste Geschenk
des Himmels ~~der Verstand ist~~ die Vernunft ist. Durch ~~den Verstand~~ die Vernunft erhebt
sich der Mensch über alle geschaffenen Wesen. Nur durch ~~den
Verstand~~ die Vernunft und das Nachdenken ist der Mensch befähigt die
heiligen Wahrheiten der Religion zu ~~schauen~~ fassen; denn weder
Ehrbarkeit, ~~Moralität~~ Sittlichkeit, noch auch überhaupt Tugend würden statt
haben können, wenn der Mensch kein denkendes Wesen wäre. Der Mensch
würde weder seine Pflichten kennen, noch sie erfüllen, wenn
er nicht mit ~~Verstand~~ Vernunft begabt wäre. So aber Jemand ~~den~~ der

Ver-

~~Wissenschaft~~ Vernunft Abbruch thut, so muß dieses sein Verschwinden gewiß aus einem Mißverständnisse hervorgehen, das seinen Ursprung aber zuweilen nicht in der Philosophie, sondern in der Art zu philosophiren hat, wie sie bei den scholastischen Philosophen und namentlich bei denen des vorigen Jahrhunderts Mode war. Es zeigte sich aber ihre sein sollende Philosophie in einer so verwickelten und cynischen Gestalt, sie erwies sich als eine so ausschweifende und sinnliche Theorie, daß sie mit ihrem Hauche sowol die Seele als auch die Gesundheit des jungen Zeitalters verpestete.

Wundern wir uns daher nicht, daß jeder ehrliche und rechtschaffene Mann vor dieser sogenannten Weisheit auszuweichen suchte; denn sie war ausgestattet mit dem Scheinschimmer des Mysticismus und konnte ~~sich~~ leicht alle schwachen Talente, zu deren ~~bereits~~ verdorbenen Herzen sie auch Eingang fand, verwirren. Vielleicht aber ist selbst die heutige Zeit nicht ganz ohne Tadel. denn wenn z. B. bei unseren Nachbarn die Philosophen einen tumultuarischen Kampf um ihre Systeme führen, so stellen sich ihre günstigen Anhänger + mit aufgestrichenen Ärmeln neben die Katheder ihrer Lehrer wie zum Degen auf, bewerfen zuletzt einander mit Straßenkoth, und entweihen das Grab des verstorbenen Gegners. In unwissenschaftlichen, ja sogar in politischen Schriften debattiren sie über Fragen, welche die höchsten Wahrheiten des Menschen, die Ewigkeit nemlich und Gott betreffen. Läßt man nun ein solches Profaniren heiliger, und für den Menschen so höchst wichtigen Dinge,

+ ich wende hin und das Urtheil der Gutgesinnten ihren Verkiene nach—

was

was Wunder, daß einen Jeden ebenso starker Unwille
erfaßt, als wenn er nach langer Abwesenheit von sei-
ner Geburtsstadt plötzlich das Portrait seines Vaters und
seiner Mutter in einer jüdischen Trödelbude aufgehan-
gen fände. Einem solchen Verfahren, wie es jene Philosophen
üben, folgt nothwendig der Stolz, welcher mit Wahrheiten,
die seit Jahrhunderten geheiligt und auf unerschütterli-
chen Felsengrund gebaut sind, ein Spiel treibt. Doch ist
der menschliche Stolz hier ganz am unrechten Orte. Denn
wenn sich auch die Philosophie kraft ~~des Verstandes~~ der Vernunft zur Er-
kenntniß der Wahrheiten emporgeschwungen, so sollten doch
ihre Anhänger niemals vergessen, daß ~~dieser Verstand~~ diese Vernunft
doch ebenso ein vom Himmel kommender, und aus gött-
lichem Quell hervorfließender Strahl ist, als wie die
Wahrheiten der Religion geoffenbart sind, und daß das
Endresultat ~~des Verstandes~~ der Vernunft eben wegen jener, ~~ihr~~ ihr mit
der Religion gemeinschaftlichen Abstammung, nicht ein
von dem des Glaubens ~~verschiedenes~~ abweichendes sein kann. Möchten
jene Philosophen doch nur bedenken, daß in der christli-
chen Welt die Erreichung der höchsten Wahrheiten im Wege
~~des Verstandes~~ der Vernunft bereits darum leichter war, weil der mensch-
liche Geist schon vorher anderwärts erleuchtet wurde. Denn
ehe die Philosophie den Weg zu ~~ihren~~ entfalteten ~~Lehrsätzen~~ fand, lebten diesel-
ben schon lange in den Herzen jedes Einzelnen, lebten in
der Form der Gefühle, des Glaubens, der Religion, ebenso
wie die Menschen lange mit ihren Augen sahen, ehe sie durch
die Optik zur Theorie des Sehens gelangten, und ebenso wie

die

die Menschen schon früher zu gehen und zu stehen verstanden, ehe sie den Mechanismus ihres Körpers begriffen. + [illegible] der andern nicht das mindeste Recht, auch ihr verwehrt Ungerechtigkeit zu üben und ebenso [illegible] der [illegible] die Kraft der Vernunft [illegible] solche Blasphemie und Gottlosigkeit, 0

Das edelste Streben des Menschen, der Durst nach Wissenschaft, nach Erkenntniß, der Drang die Grenzen seines Geistes auszudehnen, hat seine Quelle in der Vernunft. Was nur irgend wie die Menschheit betrifft, und was wir dennoch nicht verstehen, von dem wissen wir wenigstens. Es verstehen aber heißt es kennen, in sich selbst. Was wir verstehen, das ist auch nothwendig unser Eigenthum. Die ganze Universalgeschichte arbeitet seit Jahrtausenden eigentlich nur daran, um die Erscheinungen der Natur u. der Sozietät zu verstehen, d. h. um ihr eigenes Wesen zu ergründen. Wir streben darnach, die Sprache der Erscheinung zu erlernen, und uns dieselbe in die Sprache unserer Vernunft zu übersetzen. Wir wissen, daß Alles erreichbar ist, unserer Vernunft eigen werden, sich unterordnen können. Wenn es aber auch nicht blos in der geistigen, sondern auch in der materiellen Welt viele Dinge giebt, die wir uns nicht erklären können, so wissen

wir

+ Ich halte dafür daß die Mißbräuche, deren sich die philosophirenden schuldig machten, und der schlechte Glaube, in welchem sie deshalb ihrem Publikum kamen, Anlaß gegeben ist zu der schiefen und unwürdigen Vorstellung über die Philosophie selbst. Die Fehler aber, die einer begeht, geben X

0 nur eine Blasphemie und Gottlosigkeit anderer Art.

wir doch auch wir sie auch nicht deshalb ~~nicht verstehen~~, weil sie unserer Vernunft ~~dem Verstande~~ unzugänglich ~~sind~~ wären, sondern deshalb, weil wir bis dahin noch nicht alle die Factoren, d. h. die Mittelglieder kennen, die nothwendig sind, um zu ihrem ~~Verständ~~nisse zu gelangen. Wären uns aber diese Mittel bekannt, so würden sie uns ohne Zweifel behülflich sein, dasjenige zu begreifen, was bis dahin für uns ein Räthsel war. Mit einem Worte: wir suchen überall und in Allem Vernunft ~~Verstand~~ einzig nur; denn uns ist ein Trieb angeboren, der uns zu der Erkenntniß führt, daß Alles zu ihr ~~im Verstande~~ Vernunft seine Vollendung findet, und sich auch nothwendig unserem Verstande subordiniren müsste.

Dieser unserem Geiste von Gott eingeflößte Trieb kann auch leicht begriffen werden, denn die Quelle aller Dinge ist Gott, ~~der~~ die höchste einzige Vernunft ~~Verstand~~. Indem er die Welt und Alles, was darauf ist schuf, schuf er sie vollständig und so flößte er auch uns, welche er auch geschaffen, Vernunft ~~den Verstand~~ ein. Deshalb kann also jene Vernunft ~~Verstand~~, welche ~~der~~ die Basis der Welt ist, von derjenigen unserer Vernunft ~~Verstand~~, die von unserem Denkvermögen ihre ~~seine~~ Manifestation hat, wenn sie ~~er~~ nur nicht gemißbraucht wird, unmöglich verschieden sein, weil beide ob einen und denselben Ursprung haben. Deshalb ist der Auflehnung gegen ~~das Widerstreben auf~~ die Vernunft ~~den Verstand~~, wie ich schon gesagt habe, in der That eine Blasphemie und Gottlosigkeit, denn die Vernunft ~~der Verstand~~ rührt von der Unendlichkeit des Menschen her.

Jetzt ist dir wohl schon klar und deutlich, was wir ~~ich~~ im vorigen Briefe gesagt habe, daß der Mensch einen Trieb in sich

trau.

verspüre, die Unendlichkeit, welche in ihm lebt, zu finden und
in seinem Innern zu erschauen, um überall das Abbild
seiner eigenen Unendlichkeit wahrzunehmen, und daß Alles,
was für unseren Geist eine Wahrheit ist, sich auch außer-
halb unseres Geistes als solche bekunden müsse. Diese Sehn-
sucht, dieser Drang, und der nach ~~seiner~~ der Befriedigung desselben
strebende Trieb zwischen den prinzipiellen Wahrheiten
und der äußeren Welt rührt daher, daß das Weltall
und der menschliche Geist sich durch die höchsten, von Gott
ausgegangenen Gesetze regieren. Der Menschengemü-
th ~~den~~ die göttliche, geeignet, in jedem Dinge sich manifesti-
rende ~~Kraft~~ Vernunft, trennt der Geist die Dinge von ihrer
sinnlichen, äußeren Hülle, mit der die Dinge ~~durch~~ unsere
Gefühle bekleidet worden sind, er sieht die Dinge nicht
so an, wie sie sich geben, sondern nimmt sie dafür, was
sie ihrem inneren Wesen nach sind. Er sieht also ihren in-
neren Zusammenhang, ihre Verbindung, und gewahrt
den göttlichen Gedanken, ~~wenn~~ durch welchen, wenn ich mich eines indischen
Ausdruckes bedienen darf, die Gedanken sämmtlicher
Dinge wie Perlen an einem Faden gezogen sind. Er sieht
die Verbindung physischer und geistiger Dinge, und, was
unseren Gefühlen und Sinnen zersplittert erscheint, er-
weist sich als Theil eines unermeßlichen Ganzen. Die-
jenige Wissenschaft aber, deren Zweck es ist, in allen
Dingen jenen unendlichen Gedanken zu finden, ist die
Philosophie. Demnach führt also der Weg der Philosophie,

der

der Weg des Denkens den Menschen zur Erkenntniß der
Unendlichkeit.

Wenn aber, wie ich schon früher (Brief VII.) gesagt ha-
be, wenn die physische, wie die moralische Welt im Stande
ist, ein Abbild unseres unendlichen Wesens zu liefern,
wenn alle einzelnen Wissenschaften und geistigen Bestre-
bungen, wenn sogar die Universalgeschichte uns nur Thei-
le der unermeßlichen Totalität der Unendlichkeit zu zei-
gen im Stande sind, so zeigt uns dagegen die Philosophie,
welche alle diese Theile zur Einheit verbindet, und uns
den ewigen Zusammenhang aller Dinge nachweist,
gleichsam im Reflex das unendliche Wesen unseres Gei-
stes.

Wie sich aber in der Kunst der Geist des Menschen in
die Werke der Schönheit, wie in ein seiner würdiges
Gefäß gießt, und dieses Gefäß dann vergeistigend,
es zum Abbilde seines eigenen unendlichen Wesens
schafft, ebenso vereinigt in der Philosophie der Geist seine
Unendlichkeit durch das Denken. In der Religion aber
steigt durch die bloße Gnade Gottes, ohne unser Verdienst
und Zuthun, die Unendlichkeit in der Offenbarung sicht-
barer Gestalt unmittelbar vom Himmel herab, und wohnt als Glau-
be in den unverdorbenen Herzen der Menschen, wie in
einem Heiligthume und in einer Arche; „denn der
Heiland blies die, welche an ihn glaubten an, und
sagte: empfanget den heiligen Geist. (Joh. XX, 22.)

Wenn sich in den schönen Künsten die Unendlichkeit
in der Gestalt des Kunstwerkes, d. h. auf materielle

Wei-

Weise manifestirt, so offenbart sie sich in der Philosophie
in der Form des unendlichen auf dem Grunde aller Dinge
waltenden Gottesgedankens. Zu diesem Gottesgedanken
aber führt uns die Arbeit unseres Geistes – das Denken. Und
so führt zum höchsten Zwecke das vortrefflichste Mittel, weil
Zweck und Mittel hier aus einer Quelle entspringen.

Vergieb, daß ich mich über die Philosophie so sehr verbrei-
tet. Nachdem ich aber das Verhältniß der Kunst zur Reli-
gion bestimmt habe, mußte ich auch gern das Verhält-
niß der Kunst zur Philosophie nachweisen. Auch ist hier
vor allen Andern nöthig, daß wir uns in Bezug auf
die eigentliche Bedeutung dieser Wissenschaft gegenseitig
verständigen. Nur zu sehr ist die Philosophie gerade
jetzt der Gegenstand einer allgemeinen Betrachtung
in unserer Litteratur geworden, und nimmt mehr als
sonst jemals die Aufmerksamkeit des Publikums in An-
spruch. Manche unserer Frauenzimmer geben, indem sie
die Musen mit den Grazien verbinden, die warmen,
blumenreichen Thäler ihres materiellen Lebens auf,
und suchen die Spitzen, einsamen, rauhen Höhen der
Abstraktion zu erklimmen. Wahr ists, daß, wer
dort verweilt, dem Himmel näher ist, und sich von der
Erde entfernt, und daß er die Welt, die Natur u.
alle menschlichen Dinge wie auf der flachen Hand
Gottes ausgebreitet sieht! Es verlohnt sich daher auch
solch' schwere Arbeit zu unternehmen.

Unserem Lesepublikum stellt bereits der ein-

di-

erniedrigen, süßen Trank, den ihr bis dahin die Litteratur
geboten. Es blickt nicht mehr das Objekt selber auf das
Leben, sondern bückt sogar die veralteten Vorurthei-
le über Philosophie ferner. Nichtsdestoweniger haben sich
hie und da gewisse alte Traditionen und häufig sich
widersprechende Ansichten über die Philosophie erhalten,
die uns wie der vertrocknete Hochzeitsstrauß unse-
rer Urgroßmütter überkommen sind. Du wirst wahr-
lich unter uns noch Menschen finden, die unter dem wei-
ßen Gewande ~~des~~ Pythagoras' und in dem Schu-
he Kants [illegible] ~~[illegible]~~ sehen, denen jedes philosophische
Buch nach Schwefel riecht, die, wenn sie über Philosophie
sprechen hören, sich schon mit den Fingern in den Weih-
kessel langen, weil nach ihrer Meinung für den ehr-
lichen Mann die Philosophie dasselbe ist, was für den
Wolf ein vergiftetes Pferd, zumal ein solches dem
Wolfe zum Fraße dienend, ihm den Tod bereitet. Hie
und da tauchen noch französische Köpfe auf, deren
Denkungsart noch gepudert erscheint, die noch sei-
dene, bläuliche Fräcke tragen, und fortwährend
von jener Rokokophilosophie träumen, und die die-
sen aus dem Schatzhause der Vergangenheit, aus ei-
ner längst vergessenen Rumpelkammer die Tracht
Voltaires hervorschleppen und darin ganz zärtlich
auf und abspazieren. Auch giebt es noch Men-
schen, bei denen die Ansichten Friedrich's[6] stereotyp
geworden sind, und welche die ganze Philosophie für

ei-

eine, aus hingeworfenen [illegible] und [illegible]-quellen zusammengesetzte Erfindung der deutschen [illegible]. Obwohl weder ~~der~~ Plato, noch ~~der~~ Aristoteles, so viel mir bekannt ist, ~~diese~~ Materialien zu Gebote gestanden haben, werden sie von diesen ~~Menschen~~ doch für ziemliche Philosophen gehalten. ~~Menschen~~ Leute, die sich nie um Philosophie bekümmert haben, räsonniren ohne alle Erinnerung + ~~[illegible]~~. Ihrer Ansicht nach ist es unnöthig, sich mit der Philosophie viel zu quälen; es reicht hin im Allgemeinen zu wissen, wie sich diese Wissenschaft den Dingen gegenüber verhalte, und was sie erreicht. Spricht man über Mathematik, Geologie, Astronomie, Jurisprudenz, Chemie oder über irgend eine andere der [illegible] Wissenschaften, so wird keiner jener Herren auch nur das Mindeste sagen, wenn er sich nicht vorher damit bekannt gemacht hat. Um aber über Philosophie zu disputiren, um über sie weitläuftig zu räsonniren, und über ihren Werth abzuurtheilen, — nun, das glaubt Jeder zu können, auch wenn er sich darauf nicht im geringsten vorbereitet hat. Ein gesundes Urtheil und ein offener Kopf reiche hin — sagen solche Menschen — um über Philosophie mitzusprechen. Wenn aber selbst beim gesundesten Urtheile und bei der größten Schärfe ohne vorangegangene Übung Niemand

ei-

+ und sprechen sich über Philosophie, und geben ihre diktatorischen Urtheile darüber ab.

einer Furche zu ackern oder ein Strumpf zu weben im Stan-
de ist, so wundert sich doch um so weniger auch die Philo-
sophie verstehen, wenn er sich nicht vorher damit eifrig
beschäftigt und sie gewissenhaft studirt hat.

Es scheint, als können es jene Menschen nur, wenn
nicht jede Wissenschaft, ~~nach Art eines~~ jedes Handwerks
erlernen, man habe aber zur Philosophie ebenso wenig
wie zum Verdauungsgeschäfte die geringste Anstren-
gung vorher nothwendig, zumal ~~jeder Mensch als Phi-~~ schon Meinung nach
~~losoph oder doch wenigstens~~ jeder Mensch zum Philosophen geboren wer-
de.+ ~~Diese philosophischen Männer meinen sind nicht~~ Kunde

+ Niemand wird sich an-massen ist ein —

ein mathematisches, juristisches, theologisches Buch zu ver-
stehen, wenn er ~~sie~~ nicht vorher die betreffenden Fächer
studirt ~~hat~~ hat. Nichts destoweniger glauben sie ~~...~~ Alle be-
fähigt zu sein, über ein philosophisches ~~Buch~~ Werk abzusprechen;
verstehen sie aber das ~~Buch~~ Werk nicht, dann sagen sie, sei
es nicht ihre Schuld, vielmehr tauge das ~~Werk~~ Buch nichts,
und sein Autor müsse nicht recht bei Sinnen sein.
Ihre Ansicht rührt daher, daß sie eher zu glauben, oder
vielmehr eher zu wissen, daß das philosophische Den-
ken sich von dem gewöhnlichen, alltäglichen Denken
unterscheide, zu sich selbst sprechen: „Daß, weil die
„Philosophie nach dem Geständniß der Philosophen selbst
„~~die~~ die Fähigkeit das ~~Nachdenkende~~ Allgemeine zu denken sei, es auch
„schon ~~hinlänglich sei, Verstand~~ hinlänglich, Vernunft zu haben, um das Allgemei-
„ne zu denken, um Philosoph zu sein." Dem ist aber nicht
so; man kann auf sehr gesunden Füßen herumhin-

ken:

wand mit gelben Quasten geschmückte Kästchen we-
ben, oder darum nachstehen im Stande zu sein, einen
ungarischen Tanz aufzuführen.

Andere wieder möchten gern philosophiren, wenn nur
nicht die Philosophie so schwer wäre. Sie wünschen sich
eine andere Philosophie, die man billiger haben könn-
te, die keine großen Schwierigkeiten darböte, und Allen
zugänglich wäre, so daß man sich wie in einem Om-
nibus aufsetzen könnte, um für wenig Geld bald nach
dieser, bald nach jener Gegend im Lande der Weis-
heit herumfahren zu lassen. Dachten sie wohl
daran, daß, wenn jede Wissenschaft ihre Schwie-
rigkeiten darbietet, die Philosophie um so weniger
leicht sein kann, als sie nicht sinnlich wahrnehm-
bare Dinge, sondern das abstracte Denken zum Ge-
genstande hat. Niemand wird läugnen, daß die
Mathematik deshalb so schwer ist, weil sie eine ab-
stracte Wissenschaft ist; und doch sind Zahlen und
Größen weniger abstrakt, als philosophische Be-
griffe.

Der Meinung der letztgenannten Menschen ist ei-
ne andere sehr nahe verwandt. Sie wird von denje-
nigen gehegt, die da glauben, wir bedürften einer
ganz anderen, bei uns gezeugten und unseren Be-
dürfnissen angemessenen Philosophie. Auf diesen
so zusagenden Gedanken ist schon vor Jahren Herrn
L. F. verfallen, der auch ein Buch unter folgendem Ti-

tel

tel geschrieben hat: „Was für einer Philosophie bedürfen die Polen?" (Krakau 1810 in 4.) Und wahrlich, es würde eine ganz merkwürdige Sache, wenn jede Nation ebenso eine eigene Philosophie hätte, wie jede gute ~~Hausfrau~~ Wirthschaft ihre kleine Hausapotheke hat.

An solchen Ansichten fehlt es nicht. Du findest deren genug unter andern in einem unlängst unter dem Titel „Sittengemälde" erschienenen Buche von Baile. 8) der Autor äußert darin den herzlichen Wunsch, es möchte jede polnische Provinz, und sogar jede Stadt ihre eigene Philosophie und ihre eigenen Philosophen haben, so wie jedes Häuschen in der Vorstadt seine Gartenbeete und auf diesen seinen eigenen Kohlkopf habe. Aber woher rührt denn diese brillante Ansicht? daher wohl, wie ich glaube daher, daß eine Meinung allgemein verbreitet ist, der zu Folge die Philosophie die Frucht des Denkens, des Forschens sei, und ~~daß~~ wie jedes andere Denken und Forschen unter dem Einflusse der Gefühle, Wünsche, Bestrebungen, und aller jener Eigenthümlichkeiten stehe, welche den Charakter einer Nation ausmachen, und daß demnach auch die Philosophie ihren eigenen, nationellen Typus haben müßte, wie dies z. B. bei der Poesie und den Künsten im Allgemeinen der Fall sei....

Wenn wir aber bedenken, daß die Philosophie mehr, als jede andere Wissenschaft nur vor das Forum des Verstandes gehört, und weniger als jede andere Wissenschaft einen Nationaltypus haben kann, so sehen wir das

Lä-

Lächerlich ein, wenn Baile nicht als Scherz selber den Unterschied zwischen der magyarischen, kroatischen und ruthenischen Philosophie aus der Verschiedenheit der Lokalität herleitet. Freilich nimmt uns dieser Ernst Wunder, wenn wir sehen, daß Schelling, in Berlin angekommen, nicht plötzlich ein Hegelianer geworden ist, und daß er seine Philosophie nicht verworfen hat, zu der er sich in Baiern bekannt hatte. Wollte aber Baile über Philosophie schreiben, so hätte er wenigstens das wissen sollen, daß die Verschiedenheit der philosophischen Systeme nicht von der Verschiedenheit der Lokalität, sondern vielmehr einzig und allein von der Verschiedenheit des Standpunktes der philosophirenden Individualitäten herrührt.

Eine für jedes Volk besondere Philosophie könnte nur dann eintreten, wenn bei jedem Volke eine andere Mathematik, Physik, Chemie und dergl. sich konstituirte. Baile sagt, daß der Mensch mit Hülfe der ~~[illegible]~~ Vernunft allein keine absoluten, d.h. von Zeit und Ort unabhängigen Wahrheiten, die als solche überall und immer gelten könnten, zu ergründen im Stande sei. Wenn also die Einen sagen, zwei mal zwei sei vier, so ist bei Baile zwei mal zwei gleich fünf; und wenn sich für die übrigen Menschen die Erde um die Sonne dreht, so bewegen sich nach der Ansicht Baile's die Sonne, der Mond und die Sterne um

sie.

ihr, wie um ihren Mittelpunkt herum, und dem andern Menschen mit Hülfe ~~des Verstandes~~ der Vernunft für dieselbe, verwerflich und eitel halten, das ist in seinen Augen unstatthaft, ungehör. Es ist demnach auch die Kritik dieses Schriftstellers durchaus unnütz, der, indem er ~~dem Verstande die~~ der Vernunft allein Weltherrschaft zuspricht, damit anfängt, daß er sein Lob den aus dem Glauben fließenden Wahrheiten spendet. Er hätte aber die geoffenbarten Wahrheiten nicht mit denen ~~des Verstandes~~ der Vernunft mischen sollen, und übrigens hat auch die Welt darauf nicht gewartet, bis ihr Voile eine solche Versicherung gab. Sie weiß das, was er ihr demonstriren wollte, bereits seit fast zwei tausend Jahren und viel besser als er.

Wir sind Alle überzeugt, daß jede Wissenschaft, sie mag heißen wie sie wolle, in sich nichts Fundamentales hat, wenn sie sich nicht auf die Grundpfeiler der Religion stützt. Denn alle Wissenschaften, in ihrem Grundwesen aufgefaßt, zeigen die Güte, Allmacht und Allgegenwart Gottes in seinen verschiedenen und mannigfaltigen Manifestationen. Deshalb sind auch alle Kenntnisse und Wissenschaften, wenn sie sich nicht auf religiöse ~~Gefühle~~ Gesinnung stützen, nur chaotische Stücke, die keinen gemeinschaftlichen Grund haben, und der Gott ist. Das ist uns Allen ebenso gut wie Voile bekannt, aber wir wissen noch mehr, als er; wir wissen, daß sich Kennt-

niß

nisse und Wissenschaften ~~Verstand~~ [von der Vernunft] unterscheiden. Wenn nun du einen Menschen siehst, der seine ~~Verstand~~ [Vernunft] nicht recht geleitet, von dem kannst du nun vorweg überzeugt sein, daß 3tens ~~ich sein Verstand schwerlich~~ [diese seine Vernunft aber nicht weit her ist.] Derselbe wird es bald nicht zu [illegible] Kirchendach zu klettern, und von dort herab auf ~~Leute~~ [illegible] und Menschen mit Dachziegeln zu werfen, und ihnen die Zunge zu weisen.

Vielleicht hat die Philosophie deshalb so wenig Verdient, ~~[illegible]~~ [weil] immer wieder von einander abweichende Systeme [entstehen], weil ein System das andere verdrängt, und sich auf den Trümmern des vergangenen aufbaut. Aber gerade diese progressive Bewegung der Philosophie ist ein Beweis von ihrem Leben und ihrem Außer. Diese Metamorphosen sind kein phantastisches Schwanken ohne Ziel, sondern sind Fortschritt, die Erklimmung einer höheren Sprosse, einer der Vollkommenheit näheren Stufe. Was sich nicht verändert, was immer ein und dasselbe bleibt, das hat kein Leben, das ist todt. Alle jene Wissenschaften aber, die ein Lebensprinzip in sich tragen, in denen gleichsam Blut cirkulirt, müssen sich fort und fort umgestalten. ~~[illegible]~~ [Ebenso ist es mit der] Geschichte des Menschengeschlechtes ähnlich. Auch hier ist steter Wechsel und steter Streit, ein ewiger Kampf gegen Gedanken und

[Margin: ein ewige Dialektik]

und Blut, und dieser Kampf um diese Dinge und voll Schre-
cken und Gräuel. Wahrlich die Jahre in der Geschich-
te fließen nicht mit Milch und Honig; die Geschichte ist
keine Idylle. Der erste Sohn des ersten Menschen war
ein Mörder, er erschlug seinen Bruder. Jeder Wechsel,
jeder Schritt, den die Geschichte auf ihrer Reise durch die
Jahrhunderte macht, wird durch unerhörte Schmerzen
und durch den Tod von Millionen Menschen bezahlt,
und die Vergangenheit weist uns in den Ereignissen
der Welt wie ein großes Grab an, in welchem erschla-
gene Geschlechter ohne Zahl, und die Gebeine der mitten
unter den Leiden eines furchtbaren Endes [illegible]
der Menschen ruhen.

Wahrlich die Geschichte der Menschheit ist mit Blut und
Thränen geschrieben; glauben denn aber jene Richter
der Philosophie nicht an Geschichte, glauben sie nicht an den
Fortschritt des Menschengeschlechtes? Soll denn die Ge-
schichte etwa darum, weil sie sich fort und fort ver-
ändert, so daß sich in ihr kein stabiles Moment findet,
ein bloßes Spiel und eine Sammlung blutiger Anek-
doten sein? Glauben jene Richter etwa, daß das mensch-
liche Geschlecht dazu geschaffen sei, um der Lust des blin-
den Zufalles zur Zielscheibe zu dienen, und um das Spielzeug des
launischen Satans zu sein? Wä-
re das, dann wahrlich verlohnte es sich nicht, daß es ei-
ne Geschichte gibt, und daß das Menschengeschlecht noch

für-

fende existirte. Wenn nun aber in einem jeden Men-
schen des Instinkts Stimme spricht, und wenn jeder Mensch
durch die Religion der Offenbarung theilhaftig ist, wenn
er glaubt, daß ein Vater im Himmel sei, welcher ihn vor
allem Übel behüte, zu welchem er beten dürfe, und daß
die ihn in diesem Leben treffenden Leiden nur eine
Schickung des Himmels seien, um ihn jener unendlichen
Glückseligkeit dereinst würdig zu machen; wenn wir
ferner glauben, daß die Natur geschaffen, diese Geschöp-
fe der Thiere, Pflanzen und Steine auf der Grundlage
des höchsten ~~[illegible]~~ [illegible] und seiner ewigen Satzungen
beruht, ist es denn dann so schwer zu glauben, daß
das Auge der göttlichen Vorsehung über der Geschichte
und die Wege derselben lenkte, und daß jene großen
Wechselgewinde und Naturgesetze der geistigen
Welt nur die Erzeugungskraft einer höheren Vollkom-
menheit, die Befreiung des Geistes von der Schlacke,
und die Stufen zum Throne seiner eigenen Würde
sind? Wer in sich selbst Würde hat, der wird gewiß
auch die Würde des Menschengeschlechts ~~[illegible]~~ ehren,
an dessen progressive Vervollkommnung und an
einen ewigen Fortschritt glauben. Wer aber sein
Leben wie die Muschel in der finsteren Tiefe des Ver-
schlammens hinbringt, der wird freilich den Ruf des
Donnersturmes aus dem Äther nicht vernehmen, wo-
mit Gott von Zeit zu Zeit die Welt erzittern macht.

Wer

Wenn aber die sturmgepeitschten Wogen der menschli-
chen Thaten ihn gleich der Muschel auf das Ufer wer-
fen, so wundert er sich daß es auf der Welt nur [illegible]
[illegible] und einen Tag gibt.

So wie die Geschichte, ist jede höhere Wissenschaft, welche
auch die Philosophie ~~der~~ das Werk geistigen Macht, und nicht das
Werk der regellosen Phantasie des Menschen. Denn nicht
blos in dem Kriege und in dem Entstehen der Reiche, im
dem Versinken ihrer Fundamente oder auf dem Kriegs-
schauplatze manifestirt sich der, in der Geschichte leben-
de und fortschreitende Geist, sondern er bekundet sich
auch in der geräuschlosen Arbeit der Wissenschaft und
in dem geheimnisvollen Wirken ~~des Verstandes~~ der Vernunft. –
Wenn diejenigen, welche gegen die Philosophie aus dem
Grunde so stark ankämpfen, weil sich fortwährend
neue Systeme darin ausgebären, sich nur einiger-
maßen in dieser Wissenschaft, über die sie so vor-
eilig den Stab brechen, umsehen wollten, so würden
sie begreifen, daß Systeme ein Anderes sind, und
Philosophie ein Anderes. Alle Systeme zusammen-
gefaßt geben erst die Philosophie, die ihrerseits der
Grund und die Wahrheit aller einzelnen Systeme
ist. Systeme verhalten sich also zur Philosophie, wie Thei-
le zum Ganzen. Und so wie im Leben des Menschen kei-
ne Stunde, kein Tag, und wie im Leben der Völker kein Jahr,
kein Jahrhundert verloren geht, sondern wie ein Erbgut

die

die Zukunft erhört, ebenso sind auch die vergangenen philosophischen Systeme stets in der jedesmal letzten Philosophie enthalten, und was sich in ihnen als der Fehler einer Zeit, eines Jahrhunderts, was sich als die irregeleitete Richtung irgend eines Volkes oder als die aus der falschen Spekulation eines Einzelphilosophen resultirende Unwahrheit erweist, das ist aus ihnen wie die Spreu hinweggeweht. Dasjenige aber, was in ihnen allgemeine Wahrheit war, ist geblieben.

So gewiß, daß, wenn zwei einander entgegengesetzte philosophische Systeme mit einander in Kampf gerathen, diesen Kampf ein späteres drittes System entscheidet, und entweder ermittelt, auf welcher Seite die Wahrheit lag, oder beide Seiten in eins verschmilzt, und damit beweist, daß beide Recht hatten, aber die Dinge nur von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachteten. Deshalb enthält auch dasjenige System, welches eigentlich das letzte ist, alle ihm vorangegangenen Systeme. Die Geschichte der Philosophie ist ein Buch, welches die einzelnen philosophischen Systeme behandelt, dessen Abschnitte die Anschauungen der Jahrhunderte und Völker enthalten, in welchem Confuzius u. Thales die ersten, Hegel und Schelling die letzten Seiten geschrieben haben.

Wenn sich aber die Dinge wirklich so verhalten, wie kommt es, daß wir in der Welt so häufig Menschen

schon unterzogen, welche die Arbeit, den Gedanken und ~~den~~ die Vernunft ~~[illegible]~~ der Jahrhunderte so gering achten, daß man glauben könnte, daß dasjenige nichts als ein Mährchen war, wofür sich Männer des Geistes aufopferten, wie Plato, Aristoteles, Leibnitz, Newton, oder, wofür sie sogar ihr Leben ließen, wie Sokrates. Und mit welcher Stirne kann man durch naserümpfende Rede oder Geringschätzung Spott treiben mit der Arbeit jener edlen und muthigen Menschen, die, freiwillig den Freuden des Lebens entsagend, gern Alles von sich warfen, was ihnen die Welt Angenehmes bot, die sich in sich selbst mit Gott und ihrer Arbeit verschlossen, um für Andere zu denken und zu arbeiten, und welche auf diese Weise absichtlich schrecklichen Mangel erduldeten, welche ihre Kräfte und die Frische ihrer Gesundheit in die Schanze schlugen, und die Erholung ihres Herzens der Liebe zur Wahrheit zum Opfer brachten, die ihr Leben der Wahrheit weihten, während es heute so leicht ist, Menschen zu finden, die blos an sich selbst denkend und sich selbst liebend, dem Gelderwerbe oder des Lebens eitlen Vergnügungen nachjagen.

Auch bei uns – zum Glück aber schon seltener – findest du manchmal Ansichten über Dinge, über die wichtigsten Lebensfragen von Leuten aussprechen oder niederschreiben, von denen du sagen möchtest, sie hätten sich + ~~zur Zeit der Wissenschaftsschaft~~ berauscht, u. wie-

+ unter der Regierung der sächsischen Kurfürsten in Polen

wären bis jetzt noch nicht nüchtern geworden, ~~und~~ denn
ihre Ansichten über Philosophie zeugten von diesem ih-
ren Zustande. Die Philosophie scheint ihnen eine Zu-
[illegible]schenke zu sein, in die, wer nur immer Lust hat,
hineinstürzen, Händel machen, die Fenster aus-
schlagen, den Wirth schmähen, und zum andern Tho-
re wieder herausfahren könne.

Nachdem ich dir nunmehr sowol das Wesen der schö-
nen Kunst definirt, als auch ihr Verhältniß zur Phi-
losophie und Religion auseinandergesetzt habe, bit-
te ich dich, du wollest einen Augenblick deinen Ge-
danken auf diesem Wege anhalten, und einen Rück-
blick auf alle früheren Briefe werfen. Ich hoffe, du
wirst Alles, was ich darin gesagt habe, erin-
nern. Ich lenke also die Betrachtung nur auf einige
Hauptpunkte, von denen wir ausgegangen sind,
zurück. So habe ich im zweiten Briefe gesagt, daß
ich den erwachenden Sinn für die bildenden Künste
für ein Zeichen der Vergeistigung unserer Zeit hal-
te. Wenn sich nämlich ein Gefallen an den bilden-
den Künsten zeigt, so haucht schon der Geist die Ma-
terie und das sinnliche Leben an, und veredelt
sie, indem er dem transitorischen menschlichen Ge-
fühle ein stabiles Prinzip einverleibt. Ebenso
wirst du in jenem Briefe die definition finden,
daß das Wesen der Kunst die in sinnlich wahr-

[illegible]

erhabener Formen eingekleideter Wahrheit sei, weil
Wahrheit und Unendlichkeit ein und dasselbe bedeuten.
Was endlich ist, hat einen Anfang, ist in etwas An-
derem; sein Sein hängt daher von etwas Anderem ab,
kann sein oder nicht sein. Von der Wahrheit darf man
nicht sagen: sie kann sein, oder nicht sein; denn ihr Sein
ist ein absolut nothwendiges. Ferner: was endlich
ist, hat ein Ende, besteht also nicht an und für sich, son-
dern für etwas Anderes, woraus es sich herausge-
biert, und es kann also das, was endlich ist, auch nicht
Wahrheit sein; denn Wahrheit existirt an und für sich,
und ist sich selbst Zweck. Die Unendlichkeit, diese in
den Künsten lebende Wahrheit, ist der unsterbliche dem
Menschen von Gott eingeflößte und im Menschen le-
bende Geist. Unter allen geschaffenen Wesen ist nur
der Geist Wahrheit.

Wenn nun aber die Künste ihren Ursprung aus der
Unendlichkeit des Menschen deduciren, und ihr sein
unsterbliches Wesen offenbaren, so fließen sie nothwendig
aus seinem Wesen, sind also für ihn etwas Nothwendi-
ges, sie sind, weil sie sind, — sie müssen sich selbst Zweck
sein, und außer sich keinen Zweck haben (Brief II.) Du
wirst ohne weitere Deduction zugeben, daß die Schön-
heit aus zwei Elementen besteht, daß sie zwei sich ent-
gegengesetzte Seiten hat. Diese sind die sinnliche Form
und der Geist, oder die sich in der materiellen Form
der Kunst manifestirende Unendlichkeit des We-
sen

sen der Kunst bleibt immer dasselbe und verändert sich niemals. Wenn aber jedes Volk und Jahrhundert nur insofern die Unendlichkeit darzustellen im Stande ist, in wiefern es sie begreift, und sie so offenbart, wie es sie begreift, und zwar in den Formen, deren es fähig ist, so müssen deshalb auch die Formen der Schönheit verschieden sein, sowol nach Geschlecht des Volkes als des Jahrhunderts, das sie schuf, und die Erörterung dieser Verschiedenheit der Schönheitsformen ist die Geschichte der Kunst.

Es ist daher ein Element in der Kunst stabil, immer sich selbst gleich bleibend; das andere Element aber ist die veränderbare, sich fort und fort unter-wechselnde Form. Nichtsdestoweniger muß aber diese Form in allen ihren Gestaltungen würdig sein, denn sie ist der Repräsentant des unveränderbaren Wesens, des stabilen Kunstelements, des Geistes, und darum kann auch nicht jede beliebige Form geeignet sein, die Schönheit auszudrücken. Die Wissenschaft, die Theorie allein macht Niemanden zum Künstler; sie erklärt nur das Wesen der Kunst, und zeigt die verschiedenen in verschiedener Zeit bei verschiedenen Völkern sich manifestirenden Kunsterscheinungen.

Wir haben früher gesehen, daß diejenige Art der Unendlichkeit, die sich in den Künsten offenbart, aber

die

der Unendlichkeit, die aus der Religion fließt, verlöschen und vergehen. Wundere dich daher auch nicht, daß von dem Augenblick an, wo die Welt durch den Glauben erleuchtet wurde, die bildenden Künste ihren Werth verloren. Die Griechen waren in den vorchristlichen Zeiten das am meisten vergeistigte Volk; weil nun aber auf sie der beseligende Kraft der Religion nicht gefallen war, so faßten sie die Gottheit auch nur in sinnlicher Weise auf. Aber sie vergeistigten die sinnlichen Formen, verbanden den Geist mit der Materie, und schufen so die Schönheit. Die Schönheit war für sie eine Gottheit. Die den Olymp bewohnenden Götter hatten menschliche Naturen mit allen ihren Gebrechlichkeiten. Wenn aber diese ihre Natur zugleich unendlich sein sollte, so mußte der Geist, der alle überirdische Schönheit umfaßte, sich auf ihre Formen gießen, und die Kunst sie in ein Gewand voll Poesie hüllen.

Als aber auf Golgatha das große Geheimniß vor sich ging, da stand das Pantheon in Flammen, seine Marmorwerke, nur die bloße Schönheit repräsentirend, den Götter stürzten von ihren Piedestalen; denn die Unendlichkeit sollte sich nicht mehr in der sinnlichen Gestalt einzelner Götter manifestiren, sondern sich immateriell in dem innern Heiligthume des Geistes verkündigen. Die Kunst reichte für die Wahrheit, welche der Mensch errungen hatte, nicht mehr hin.

der

der menschliche Geist aus dem Gängelbande der Kunst
entschlüpft, überflügelte sie, und an die Stelle der Ver-
götterung der Schönheit, trat das Urtheil über sie, und
dieses Urtheil schuf die Theorie der Kunst, deren Be-
ruf ich bereits auseinandergesetzt habe (Brief II.)

Wenn ich (Brief IV.) durch andere wohl geholte
Beweise dargethan habe, daß die Kunst nicht die Nach-
ahmerin der Natur sei, so ergiebt sich auch die Wahrheit
dieser Behauptung hier sogar schon aus dem bloßen We-
sen der Kunst. denn wenn die Kunst der Ausdruck
der Unendlichkeit des Geistes ist, und wenn diese Un-
endlichkeit sich nicht in den Naturwesen manifestirt,
so wird sie sich um so weniger in den durch die Kunst
geschaffenen Kopien der Naturwesen manifesti-
ren können. Nach Betrachtung des im laufenden
Briefe entwickelten Verhältnisses der Kunst zur Re-
ligion und Philosophie wird Sie mir einräumen müs-
sen, daß ich Recht hatte, die schönen Künste die ersten
Lehrerinnen der Völker zu nennen (Brief II.) denn,
wenn der Mensch eher sinnlich ist, ehe er geistig wird
so muß es ihm auch leichter sein, die Unendlichkeit in
den sinnlich wahrnehmbaren Formen der Kunst, als
in der geistigen Form des Glaubens, wie in der Relig-
ion oder in der immateriellen Form des Denkens, wie
in der Philosophie, aufzufassen.

Wenn es daher eine sichere und unläugbare Wahr-
heit ist, daß die bildenden Künste den endlichen Aus-

guß

zuß [?] das unendliche Wesen des Menschen sind, so be-
greifst du auch die ganze Nichtigkeit und Überspannt-
heit jener Forschungen, die sich zur Pflicht machen, die
Art zu ermitteln, wie die Künste erfunden sein moch-
ten. Man sagt z. B. die freundliche Gestalt der Geliebten
zeichnete sich durch den Schatten auf dem Boden ab,
der Geliebte zog eine Linie darum, und das sei der
Ursprung der Malerei gewesen. Anderswo hat die
mit Saiten bespannte Schildkrötenschaale die Lyra ge-
schaffen. Nach anderswo hatten die Menschen in Höhlen,
die sie sich in Berge gegraben, zu wohnen angefangen,
später hätten sie über zwei gabelförmige, in die Erde
gesteckte Stangen, eine dritte gelegt, und so die Ar-
chitektur erfunden.

Ich würde über diesen Gegenstand nicht so weitschwei-
fig sein, wenn man nicht so viel *über die Erfindung
der schönen Künste* schreibe. Drückt sich ja sogar der-
selbe französische Schriftsteller, aus dem ich im zweiten
Briefe einige Worte citirt habe, ein Mann von all-
gemeinem Rufe, in einem sonst sehr gründlichen Werke
folgendermaßen über die Architektur aus: „Die
Architektur ist mit dem Menschen geboren, denn der
Mensch ist stets eines Zufluchtsortes gegen die Heftig-
keit der Temperatur und gegen die Angriffe der Thie-
re während der Dauer seines Schlafes benöthigt gewe-
sen. Wo sich aber dieser nothwendige Zufluchtsort dem
Menschen nicht von selbst darbot, da mußte sich ihn der

Mensch

Mensch selber schaffen. In die Wände der Berge grub er
sich Grotten. Mit Steinen oder Lehm ahmte er dann die-
se Grotten in der Ebene nach; in der Nähe der Wälder
ahmte er sie nach mit Baumästen, mit Rinde, mit Gra-
sen und mit Laub. Und so wurde denn also die Kunst
zu bauen die erste praktische, fruchtbare Kunst – sie
wurde die Mutter aller übrigen Künste, so wie die
feste Masse der Erde die allgemeine Mutter der Wesen
ist, die wachsend nach auf ihrer Oberfläche zum Vorschein
kommen." 9)

In ähnlicher Weise stellen viele Schriftsteller phantasti-
sche Hypothesen auf, und beklagen es herzlich, daß die Ge-
legenheit vorüber sei, die Künste in ihrer frühesten Ent-
stehung, in jenen Momenten zu betrachten, wo sie die schwa-
chen Keime ihrer künftigen Größe in den Boden der Ma-
terie einsenkten. Im Orient und in Hellas ist diese
Zeit unwiederkehrbar dem Dunkel einer längstent-
fernten Vergangenheit anheim gefallen, das neuere
Europa, welches heute so stolz auf seine Weisheit und
seinen Reichthum ist, hat, nachdem es die Herrschaft über
die ganze Welt errungen, auch jene harte Arbeit der
früheren Zeiten vergessen, und blickt bereits von der
Höhe auf jene Epochen nieder, wo es noch mit einem
schwarzen Urwalde bedeckt, mit dem Thiere und
mit dem eigenen Barbarenthume um das Leben rang,
wo Jeder sich selber Künstler war, und die Götter bilde-
ten.

Säule durch ein schlecht geschnitztes Holz vertreten wurde,
wo man der Zierde halber das Gesicht und die Brust mit
vielfarbigen Strichen bemalte und die Baukunst vom
Biber lernte. Amerika allein war zur Zeit der Entde-
ckung durch die Europäer seiner Kindheit nahe. Wäre
durchforscht, würde es Wunderdinge von sich erzählt haben,
und wer weiß, ob es in einer aufgeregten und edelherzi-
gen Stimmung nicht ein altes Lied aus seiner Wiegenzeit
angestimmt haben würde. Doch Europa hat gleich nach
seiner ersten Bekanntschaft gegen dasselbe, indem es
ihm sein Gold raubte, mit Feuer und Schwert gewü-
thet, und jetzt ist es nahe daran, es mit seinem Brannt-
wein zu ersäufen. Das Leben der heldenmüthigen Völ-
ker Amerikas hat vielleicht glänzendere Epochen ge-
feiert, wie das der Völker von Troja; aber es ist
doch wie eine lange Epopö, die keinen Homer gefun-
den, die Niemand vernommen, über welche Niemand
geweint hat. Indem jene Völker in den stillen Wäldern
ihres Vaterlandes starben, wissen sie Gott allein das
Buch ihres Lebens weiß, sangen nur ihm das Lied ihrer
Leiden, und legten ihre Hoffnung über den Sternen
vor dem Schemel seiner Füße nieder. Eine Handvoll
ist von jenen Völkern noch übrig geblieben; sie schlep-
pen heute ein entwürdigtes Leben dahin, indem sie den
Thieren wie einer Plage nachjagen, um sich dafür jene
winzige Habe, die ihnen die europäische Civilisation als

Gr-

Gedächtnißgeschenk gebracht hat, – bewundern zu verschaffen, denn sie dann vergessen müssen, daß sie die nicht einmal ihren eigenen Namen mehr zu sagen im Stande sind. Dort im weiten Westen von den Enden Amerikas bergen sich diese Überreste früherer Nationalgröße, ein Geschlecht aus der Urzeit; aber auch diese zerstreuten Reste werden mit stummem Munde vergehen und verschwinden, ehe sich Europa entschließt sie zu studiren. Jedoch ist uns ein Trost geblieben, der uns für den Verlust entschädigt. Unser alter Planet, welcher einer Sammlung verschiedener Merkwürdigkeiten gleicht, bewahrt uns die Überreste aller Dinge. Du findest auf der Erde alle Stufen der Civilisation, jede Gattung menschlicher Noth und Bedrängniß wenigstens in einem Exemplare.

Um die Natur bei frischer That zu belauschen, und zu sehen, wie die Menschheit die schönen Künste sich erfindet, hast du nicht erst nothwendig nach Asien zu gehen, das in seinem Greisenalter nur noch ein kindisches Mährchenleben führt, noch brauchst du zu den rothhäutigen Amerikanern zu reisen, noch auch mit Ereitus und Eifer über die einstige Wildheit und altmächtige Kultur Europas den Kopf dir zu zerbrechen. Nicht gar zu weit, nahe an Ägypten, leben wir ein Volk, das sich noch jetzt in dem primitivsten Naturzustande befindet, und das ein sehr passendes Beispiel für den hier von uns behandelten Gegenstand sich darbietet.

Weiß-

Während man sich häufig über die Erfindung der Künste und am häufigsten über die Erfindung der Architektur unterhält, und an ihre Uranfänge denkt, so hat dieses Volk seit Jahrtausenden diese ursprüngliche armselige Bauart bewahrt, und es ist werth, daß wir das innere seines Lebens ins Auge fassen.

Hat der Wanderer von den äußersten Schneegebirgen Abyssiniens jene afrikanische Schweiz durchreist, hat er zum letzten Male auf die Länder der hiesigen Bergbewohner gebaut, und sich dann in nordwestlicher Richtung in die Ebenen des innern Afrika begeben, so sieht er unter sich weite Wälderstrecken ausgebreitet. Hieher strömen die von den abyssinischen Bergen herkommenden Gewässer und verschwinden hier. Auf die heißen Wälder hauchen sie in feuchten Dünsten wieder aus, die wie ein Nebeltuch sich ewig über sie ausbreiten, und den Erdtheil, in dessen Herz noch Niemand zu dringen gewagt hat, wie mit einem geheimnißvollen Schleier bedecken. Ich meine hier das Land, oder vielmehr die weite Wildniß Kolla. Kaum hast du sie betreten, und schon deckt nächtlicher Nebel wie ein schwerer Traum schreckenvoll von allen Seiten dich. Eine undurchdringbare Masse von riesigen Bäumen und Sträuchern verhüllt dir den Anblick des Himmels und der Erde; hier verirrt der Strahl der Sonne sich niemals. Gräser, Büsche, hohes Schilf drängen sich aus dem Boden, verwickeln sich in einander, und ersticken sich. Die in ein düsteres Gewölbe angezweigte Höhe des Waldes drückt wie ein schweres Jahrhundert den Wald, und die Luft, dick, erstickend und

heiß

heiß, wie in einem Treibhause, hemmt den Athem und las-
tet wie ein Stein auf der Seele. Mitten in den tiefen
Schatten hauchen die mit abscheulichem Gewächse strotzen-
den ~~und~~ mit einem grünen Filze bedeckten ~~mit~~ und mit faulem
Wasser angefüllten Sümpfe einen giftigen Athem, eine
erstickende Hitze, Fieber und Pest aus. Häufig plätschert
etwas in diesen Wässern oder schießt darüber hin. Es ist
dies das Spiel des sich badenden Krokodiles, oder ~~[illegible]~~ die
riesige Schlange ~~Prachtschlange~~ die sich zur Höhe gerade emporrichtet, und mit
dunkelblauen Augen wie ein Spion die Welt ringsher-
um belauscht. Dort gleitet wieder die Riesenschlange über
den Morast, oder es rühren sich ganze Knäuel von Ter-
miten, während auf den Bäumen Schaaren boshafter
Affen ihr Wesen treiben, oder unzählige Schwärme von
Waldvögeln mit einander zanken. Durch das Dickicht
jagt bald ein Hirsch, bald ein Eber, bald funkelt das Scha-
kal blutiges Auge durch das dunkle Gebüsch, bald hörst
du ein Gewimmer ähnlich den Lauten eines weinenden
Kindes. Es ist dies die hungrige Hyäne, welche Leichen
sucht. Weit in der Ferne aber ertönet das Gebrüll des
Löwen, wenn er die Löwin ruft – und still wird Alles
dann. Manchmal hört man plötzlich ein Gekrach und das
Brechen weitgreifender Äste dahinstürzender Bäume.
Ein Haufe von Elephanten oder wüthenden Nashörnern
bricht sich durch den Urwald eine Bahn. Dort wieder
rast eine wuthgereizte Heerde wilder Büffel blindlings
stürmend durch das Dickicht, und hinter ihr jagt der blut-
gie-

gierige Geschlecht der Leoparden und der Tiger behende
Schaar. Furchtsam entspringen die Schakale und Hyänen,
es verkriechen sich die Affen, es verstummen die Vögel; denn
tief im Urwalde läßt sich gleichsam ein gedämpftes Knurren,
Heulen, Gebrüll und Schnaufen vernehmen. Schon haben die
schrecklichen Raubthiere ihre Beute ereilt, und Kampf
und Mord beginnt. In der Ferne aber wirbeln große
Rauchwolken empor; ein Lodern beginnt, der Urwald brennt.
das Rohr, das Gestrüpp, die Bäume sind in Feuer gehüllt,
die Flamme zischt, schlängelt sich über den Boden hin, oder
prasselt kerzengerade empor. Und Menschenstimmen mi-
schen sich darein, und plötzlich springt hervor wie aus ei-
nem Ameisenhaufen die Schaar der ~~flüchtenden~~ emsigen Schan-
gellas, glatthäutiger Neger mit wulstigen Lippen u.
struppigem Haupthaar. Sie sind es, welche rings herum
das Schilf und das Gestrüpp niederbrennen, um einen
Bauplatz zu gewinnen. Mit der Behendigkeit der Af-
fen erklettern sie Bäume, biegen die Äste derselben,
binden und flechten sie an einander, und im Nu haben
sie ein mächtiges, unzerstörbares Haus gebaut. Hie
und da stützen sie es mit abgehackten jungen Baum-
stämmen wie mit Säulen unter, und breiten darüber
ein Decken und Teppiche die Häute erlegter Thiere, und
so sind das Dach und die Wände des Hauses fertig, in
welchem die Schangellas schwarmweise Wohnung neh-
men. In kurzer Zeit entsteht auf diese Weise eine ganze
Stadt. Das ist ihre Sommerarchitektur. Tag und Nacht

ersch

verschafte die Stämme eines Landes, das sie zur Abwehr
wilder Thiere unterhalten. Als ein Fischer- und Jägervolk
kennen sie den Ackerbau nicht, ja sie sind nicht einmal
Nomaden. Wenn aber die tropischen Regengüsse herun-
terstürzen, und die von den abyssinischen Bergen kom-
menden Flüsse anschwellen, und die Wälder überfluthen,
wenn sich die ganze Wildniß in einen unermeßlichen
Sumpf verwandelt, dann verlassen die Schangallas
schleunigst diese ihre Stadt, und flüchten sich auf einsa-
me Berge, wo die Felsenwände himmelhoch empor ragen.
Hier ist eine andere Gattung von Architektur. Am
Fuße der kaum mit dem Auge meßbaren Gebirgs-
höhe sind unzählige Reihen von Höhlen wie Gassen
nebeneinander in die Felsen gehauen. Diese Höhlen sind nach
Beschaffenheit der größeren oder kleineren Anzahl
der zu einer Familie gehörigen Mitglieder bald klei-
ner, bald umfangsreicher.

In diese Wohnungen ziehen die Schangallas im Win-
ter, gleichsam wie in ihre Festung; dort nähren sie
sich mit dem, was sie während des Sommers gewon-
nen haben. Sie essen Fische, gedörrte Eidechsen, Fleisch
von Krokodilen, Straußen, Pferden und Heuschrecken. Da-
her auch seit undenklichen Zeiten <u>Hylo-Elephanto-
Struthiophagen</u>, oder wegen ihren Höhlen auch <u>Troglo-
dyten</u>. So nannte sie das Alterthum, so die neuere
Zeit. Nichtsdestoweniger ist ~~aber~~ die Sommerzeit für
sie reich an Schrecken und Angst; denn gerade in dieser

Zeit

Zeit steigen die ihnen benachbarten Abyssinier von den Bergen herab, und liefern ihnen mörderische Schlachten. Denn weil sie ihren Königen statt der Steuern Menschen liefern müssen, so machen sie Jagden auf die Schangallas, und diese vertheidigen ihre elenden Zelthütten, ihre Kinder und Weiber, so wie das Raubthier vor den Jägern seine Jungen und seine Höhle vertheidigt. Blutige Kämpfe erheben sich in den Wäldern. Was nicht verlohnt als Sklave in die Gefangenschaft geschleppt zu werden, wird erschlagen, es sei Kind, Weib oder Greis. – Manchmal schleichen sich die Schangallas leise um die abyssinischen Heere, machen sie nieder, u. baden sich in ihrem Blute; häufiger aber stecken die, von jenen Morästen ausgehauchten Krankheiten, Pest und Typhus die Überwundenen an, würgen und tödten sie auf ihrem Heimwege, begleiten sie manchmal sogar bis in ihre Berghütten, und verbreiten hier Tod und Verzweiflung.

Wenden wir uns ab von diesen gräßlichen Bildern, welche gleichsam ein Hohngebild auf die menschliche Natur sind, und die Seele wir in einen schweren, unruhigen Traum hüllen. Bei allem dem aber sind sie eine treue Darstellung des Zustandes des in ursprünglicher Rohheit verbleibenden Menschen. Dieser beklagenswerthe Zustand aber wirft ein grelles Licht auf den von uns behandelten Gegenstand. Bedenkt nur, daß diese Schangallas bereits seit zwei Tausend Jahren in jenem waldigen Kessel leben, daß sie seit zwei Tausend Jahren so blutige, so

thie-

thränenreiche Spuren ihres Lebens zurückließen, und seit ebenso langen Zeiten ein und dieselbe Architektur haben, daß sich dieselbe nicht um ein Haar geändert hat. Ihre Situation, ihr Leben berechtigt uns wahrlich nicht, bei ihnen die Wiege der schönen Künste zu suchen, noch sind ihre aus Ästen und Thierhäuten konstruirten Hütten und ihre Höhlen das Erzeugniß der Architektur; denn wären sie es, so würden sie sich doch im Laufe von zwanzig Jahrhunderten vervollkommnet haben; denn wo sich die schönen Künste zeigen, dort erwacht der Geist, dort macht auch der Geist Fortschritte, wächst durch sich selbst, metamorphosirt sich fort und fort, ohne je auf einem Punkte stehen zu bleiben.

Ein Bau, der aus einfacher Nothwendigkeit des Schutzes halber aufgeführt wird (und von einem solchen spricht jener französische Schriftsteller) ist blos die Sache des Handwerks, der Technik und nicht der schönen Kunst, er ist Tektur, aber nicht Architektur, und daher auch kein Erzeugniß der Schönheit. Die Architektur als Kunst hat erst dann begonnen, wenn der Mensch außer dem Nutzen des Bauwerkes auch anfing darin einen Gedanken auszudrücken, und dem Baue eine von seinem eigenen Geiste Zeugniß ablegende Form zu geben. Deshalb müssen sich in einem Bauwerke, wenn es zugleich ein Kunstwerk sein soll, stets zwei Elemente vereinigen lassen, ein technisches, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Schutz erzielendes, und ein ästhetisches. Die Kunst

betrachtet die Technik als das Substrat, auf welchem sie
ihren Gedanken ausbreitet. Wenn jene Troglodyten ihre
Höhlen mit irgend etwas ausschmückten, wenn sie ihnen
eine Form verliehen, die nicht durch die materielle Noth-
wendigkeit allein bedingt wäre, sondern sich auf Geschmack,
auf Phantasie stützte, so würden sie dadurch neben der
physischen Nothwendigkeit auch schon eine gewisse innere,
geistige Kultur bekunden, und dann könnte auch unser
Autor sagen, daß jene Höhlen und Grotten ein, wenn
auch schwaches Ergebniß der Kunst seien. Ein Bauwerk,
von welcher Art es auch immer sei, ist keine Architektur,
wenn es nur die physische Nothwendigkeit zum Zwecke hat,
es ist nicht einmal ein Anfang der Kunst, so wenig das
Anstreichen der Thüren, Fenster oder Wagen Malerei
ist. Ein Mädchen, welches im Spiegel ihr Tuch oder ihren
Blumenkranz bald so, bald so anpaßt, oder der Kra-
kauer Bauernbursch, wenn er eine Pfauenfeder auf
seine rothe Mütze befestigt, 10(42) steht der schönen Kunst weit nä-
her als jene durch das bloße physische Bedürfniß hervor-
gerufenen Bauwerke.

Ein derartiges Forschen nach den Anfängen der Kunst
ist nur eine überflüssige Arbeit, und rührt am häufig-
sten von dem Glauben her, die schönen Künste wären
ebenso erfunden worden, wie man das Schießpulver,
die Buchdruckerkunst und die Eisenbahnen erfunden ha-
be. Doch würde auch ohne Schießpulver, ohne Buchdrucker-
kunst und ohne Eisenbahnen das Menschengeschlecht be-
stehen

ben vollkommen bestehen können, so wie es lange Zeiten
hindurch bestanden hat, ohne diese übrigens ungemein
nützlichen Erfindungen zu kennen. Aber ohne Künste wä-
re das Menschengeschlecht nicht es selbst; denn die Künste
sind der Ausguß seines innern nothwendigen Wesens.
Doch sind sie ebenso wenig von Jemandem erfunden wor-
den als die Liebe und Sprache. Die Menschen haben sich
geliebt, ohne darauf zu warten, bis ihnen die Psycholo-
gen oder Philosophen von der Katheder herab eine Defi-
nition der Liebe gaben. — Ich besinne mich, daß, als ich in
Berlin lebte, ich häufig mit einem jungen Ausländer
zusammentraf, welcher sich ebenfalls der Studien halber
daselbst aufhielt. Die deutsche Sprache aber kostete ihn
sehr viele Mühe, namentlich wußte er sich mit den
Artikeln keinen Rath, weshalb er sich auch beständig
über sie beklagte. Endlich belästigte er mich mit der
Frage, ob ich nicht vielleicht zufällig wüßte, wie jener
Deutsche geheißen, der, ihm gleichsam zur Qual <u>der die</u>
<u>das</u> erfunden habe? Und er fragte nicht zum Scherz. —
Ein historischer Irrthum. Nicht klüger ist derjenige,
welcher von einer Erfindung der Künste spricht.

Nun ist es aber Zeit, daß ich diesen <u>Brief</u> schließe.
Nachdem ich also im letzten Briefe über ~~das Wesen~~ den Begriff der
Kunst, und in dem gegenwärtigen über ihr Verhältniß
zur Religion und Philosophie gehandelt, und auseinander-
gesetzt habe, in wiefern man über die Ursprünge
der Kunst sprechen könne, wirst du mir erlauben, daß

ich

ich im nächsten Briefe einige Worte über das Verhält-
niß der Kunst zur Natur niederschreibe, und dir das
Wesen des Ideals erkläre.

Du wirst sehen, wie es uns gelingen wird, auf Grund
der im letzten Briefe ~~von~~ dem Wesen der Kunst gegebe-
nen Erklärung auf immer speziellere Einzelheiten einzu-
gehen und eine Bestätigung der, in den früheren Brie-
fen nur allgemein auseinandergesetzten Art, die Din-
ge aufzufassen, zu finden. Doch wird es mir, habe ich ein-
mal die Fundamente eines allgemeinen Erkennt-
nisses gelegt, möglich sein, auch bündiger, kürzer,
inhaltreicher zu schreiben, weil du mich dann ohne
Zweifel leicht verstehen wirst.

Neunter Brief.

Kennst du die Aussicht vom Wawel nach der Gegend von Bielany hin? Hast du jemals diese Landschaft voll Reichthum und bezaubernder Reize betrachtet? die Natur ist hier wahrlich in ihrem Sonntagskleid, sie hat ihren besten Schmuck angelegt, u. es ist ihr auch so wohl und schön in diesen ihren herrlichgestickten, in Frische und Farbe glänzenden Gewändern, daß sie denjenigen, welcher sie einmal gesehen hat, für immer im Gedächtniß bleibt. Hieher sind alle Naturschönheiten vom Himmel herabgestiegen, und haben das alte Krakau mit einem düstern Kranze wie verwelkender Blumen umgeben. Hier vereinigt sich ein wunderbarer Kranz voll Mannigfaltigkeit; denn du findest neben einander steile, hoch aufstrebende Berge mit einem schwarzen Waldbedeckt, und sanfte, gleichsam zu schwellenden und weichen Formen aufgedunsene Gebirgsausläufer, und in unübersehbarer Ferne sich ausdehnende blumige Wiesen, und weiße Felsenwände, – und Auen gleich Blumensträußen in der Ebene zerstreut – ein Land, das sich wie ein gestickter Teppig zwischen schachbrettförmig gelb-grünen Getreidefluren ausbreitet. Es zittert und schimmert das breitästige Geschlecht der Silberpappeln, windbewegter Weiden, umschwankender Kiefern und

der

der Eichen, welche hart sind, wie der Sinn des Mannes. – Dicht neben einander stehen hier Dörfer und Schlösser, Klöster und Meierhöfe, Hütten und Thürme, welche die Freude, die ihnen die Brust erfüllt, in diese wunderbare Gotteswelt ausschauen.

Die Natur hat dieses gelobte Land aus voller Hand mit ihren Gaben dermaßen überschüttet, daß, möchtest du auch drei, sechs, ich weiß nicht wie viel besondere Bilder aus dieser Landschaft herausschneiden, ein jedes von ihnen anders, jedes von wunderbarer Anmuth sein würde.+ ~~[illegible]~~ Hier singen Bäume und Vögel, Bäche und Thiere, und Berge und Menschen und Glocken vor Freude; aber die Primadonna dieser großen Naturoper ist die Weichsel, die seit Jahrtausenden mit ihren Wogen das dasselbe, ihr nimmer überdrüssige, und doch ewig theure Lied singt. Sie ist daher auch die Königin der Landschaft. In langem, weißem Zuge schreitet sie ernst und feierlich einher, und hat sie den Fuß des Wawel geküßt, so eilt sie, die Verlobte des ~~Baltischen Meeres~~ Baltikus, in die Umarmung des Geliebten.

Weiter in der Ferne, wo sich der Himmel schon zur Erde neigt, funkeln im Silberglanze gleich Wolkenthürmen der Karpaten Bergspitzen, welche Wache halten an den Thoren des Gewitters, und nach ihrem Willen bald heiteres, bald Regenwetter, bald Sturm und Überschwemmung, bald Dürre, bald Hagel auf uns herniederschicken.+ ~~[illegible]~~ sie uns

+ Ihr wäret im Stande ganze Viertel von romantischen Umgebungen, neuen Ansichten in Landschaftsschmuck und Naturschönheiten zu kleiden, und man [illegible] man nicht [illegible] würde.

+ Aber es erweicht sie ihres eigenen Kindes Weinen

uns denselben bereiten wollen, der stürzt mit Rauschen und Dudelsack
das schmutzige und behende Gerölle herunter, und Alles
erzählt von diesen frühern Bergpartien, und dichtet, und warnt, und
ängstigt, — und selten schlägt's ihm fehl.

Gestern nun, gerade gegen Abend, bin ich auf meinem
Spaziergange wieder auf die mir beliebte Stelle gekom-
men, habe den Wall erstiegen. Aber diesmal war es hier
traurig und einsam. Denn der ganze Tag war neblig, fin-
ster, und hatte seit früh einen düstern, feinen Regen geweint.
Die ganze sonst so herrliche, helle Landschaft, war jetzt be-
wölkt, traurig, trübe. Selbst der Himmel schien sich unbe-
haglich zu fühlen, und hatte sich mit einem großen, grauen
Vorhange verhüllt. Die Weichsel, heute traurig, floß un-
gern, und die Erde, in ihrer Langeweile einen feuchten
Dunst ausathmend, sendete denselben zu den Nebelwolken
empor, die gleich Schreckgestalten über die ebenen Fluren
und das dunkle Gefilde dahinjagend, manchmal über
die Weichsel herüberflogen, und sich mit dem schweren,
schmutzigen Kohlendampfe vermengten, der von den auf
den Holzwerken brennenden Feuern aufwirbelte. Die gan-
ze Natur, der Himmel und die Erde waren wie verraucht.
Was näher war, stand traurig, eingeschlafen und ver-
träumt, wie ein krankes Kind; was weiter lag, war in
Nebel gehüllt, und die äußerste Ferne verschwamm in
undeutlichen Umrissen.

Das sonst so prachtvolle Landschaftsgemälde war ver-
wischt, die sonst so weit ausgedehnte Aussichten war durch die

Nebel auf kleine Theile zerstückelt, von denen jeder ein-
zelne sich nur selbst schaut, in sich selbst verschrumpft, ei-
gensüchtig sich mit sich selbst beschäftigt, und lieber ein elen-
des Bruchstück als ein Theil des großen Ganzen bleiben woll-
te. Zwei zu meinen Füßen mit ihrem herabhangenden
Laube zitternd Ahorn neigten fortwährend ihre Häupter
zu einander, seufzten und erzählten sich wie zwei unbehag-
liche Gevatterinnen von häuslichen Unfrieden. Dort ge-
gen den bischöflichen Palast hin stand die ganze Pappelallee
wie ein verzaubertes Kriegsvolk, unbeweglich, ungern ge-
gelangweilt. Dann und wann kam ein Lufthauch geflogen,
flüsterte der ersten etwas zu, und diese rührte seufzend sich,
neigte sich gegen die zweite, flüsterte, und die zweite der
dritten, diese der vierten und so fort, und im Augenblick
erzitterte wie strömend die ganze lange Reihe, seufzte,
schüttelte Tropfen herab, neigte sich, flüsterte, murrte und
verstummte dann, — und wieder richtete sie sich empor, ge-
langweilte sich, als wollte sie gähnen. Gewiß würden al-
le ihre Fesseln aufgebrochen und davongegangen sein,
hätten sie gewußt, wie und wohin.

Unweit von mir standen drei zerzauste Weiden. Ihr
Kleid war grau, schmutzig, verwirrt. Mit den Schwingen
gegen einander gekehrt, schwiegen sie, gequält von übelster
Laune. Endlich erzitterte die Uhr des Schloßthurmes mit
ihrem Silberklang, traurig, anhaltend, und rief den Namen
der verscheidenden Stunde. Es erhoben sich die flügelgeschwung-
ten Töne gleich Geistern der ersten [illegible]zeit, und flogen

durch

durch die feuchte Abendluft nach verschiedenen Seiten hin.
Doch mit feuchtbeschwerten Gefieder flogen die einen her-
ab, und versanken in der Weichsel nassem Grab; andere
mußten gewiß über die Stadt hinstreben, die dort schlum-
mernden Uhrwerke und Glocken aufgeweckt haben. Denn
nach einer Weile erwachte des Rathsthurms Werk, seufzte
auf, ächzte die Stunden ab, und diese Klänge waren so klä-
gend, so bang [weinerlich] und heiser, daß man merken konnte, daß
es bei dieser Regenzeit doppelt bang war über ihr jenes
Rathhaus, ihren treuen Gatten und Genossen aus alter
Zeit, so der Vandalismus unserer ~~Zeiten~~ Tage erschlagen,
während die Thurmwarte bis heute jener Treue treu
bewahrt, die wie seine Gebieter zu ihren Füßen liegen.
Zugleich ertönte die ~~Uhr~~ Glocke des Marienthurms, ihre Freu-
de aus dem Leben der Vergangenheit, wie mit dem Mun-
de des Heiligthums, mit mächtigem Glockenklange die Welt-
en tröstend. Noch einmal antwortete schluchzend die
Rathhauswarte, noch einmal ertönte die Marienglo-
cke .... und wieder wurde Alles still. — Seit meiner Kind-
heit habe ich bei Tag und bei Nacht auf das Gespräch dieser
Thürme gelauscht; niemals aber kamen mir die Klänge
so seufzend, bang und klagend vor, als gerade zu dieser Zeit.

Da nun um mich her Alles so verschlafen, mißmüthig
unbehaglich verkümmert war, so wundere dich nicht, daß
es auch mir ganz schwer und bang um die Seele wurde, u.
daß ich gern wieder zu Hause gewesen wäre. Langsam
stieg ich nun den Berg herab, und blickte vor mich nie-

der.

der. Vielleicht dachte ich daran, was ich dir in diesem Brie-
fe schreiben, und wie ich dir meinem Versprechen gemäß,
das Verhältniß der Kunst zur Natur am anschaulich-
sten auseinandersetzen könnte, — als ein plötzlicher
Glanz meine Augen traf. Ich blickte um mich her, u.
sehe da — die Schloßmauern, die Kirchenkuppeln und
die Stadthäuser waren mit einer Rosenröthe über-
gossen. Etwas Ungewöhnliches ging vor. Ich blickte
über mich, und siehe — der Himmel brannte! Ich kehr-
te schleunigst auf meinen mir so lieben Platz zurück.
Wärst du doch mit mir gewesen, nur zu sehen, was jetzt
geschah! — Hat das Söhnchen etwas angestellt, und die
Mutter zeigt ein verstellten Zorn, sieht nicht mit ge-
wohnten Lächeln zu ihm nieder, dann ist das Kind trau-
rig und still. Wenn aber am Abend nach verrichte-
tem Gebete das ~~Dächlein~~ Söhnchen schlafen gehen will, und die
Mutter, den Liebling gegen ~~ihr~~ ans Herz drückt, und ~~ihr~~ ihn
entlassend küßt, da flammt des Kindes Antlitz
vor Freude, und seelenvergnügt entschlummert es, um
von Engeln, Blumen und vom Paradiese zu träumen.
So hat auch damals die den ganzen Tag durch Nebel
verhüllt und unsichtbare Sonne, gerade vor der Nacht,
~~wann~~ als die Erde sich zum Gebete und zum Schlafe ~~hatte~~, begeben wollte,
auf sie herabgeblickt, und in ihrer ganzen Majestät
strahlend, versank sie langsam, wie eine ~~vom~~ Him-
mel herabsteigende Welt hinter dem Rand des Horizonts.

E.

Umschwärmten sie in einem großen Halbkreise die kleinen Wolkenhäupter, die mit dem Feuer des glühenden Goldes wie die Trabanten des himmlischen Thrones leuchteten. Über ihnen aber funkelten stockwerkartig phantastische Bauwerke, gleich luftigen Thürmen, Palästen und Hütten, ergriffen vom dunklen Feuer und brennend in allen Farben des Regenbogens. Den weiten aber schwammen gleich venezianischen Schiffen mit windgeschwellten Segeln, ~~[illegible]~~ gleich feinästigen ~~Schwanengefieder~~ Silberwellen reisige Wolken mit goldenem Rand, von der andern Seite mit einem dunklen, kupfernen Schatten übergossen, und zogen lange, schmale Nebelstreifen hinter sich. Hie u. da blickten durch die Wolkenrisse auf dem hohen Himmelsgewölbe mit blassem Schein bereits die Sterne.

Als nun der in seine ganze Pracht gehüllte Himmel des Abends feierliches Fest beging, erglänzte die Erde, um auch ihrerseits mit einzustimmen, in dem Schmucke ihrer Fluren, Wälder, Berge und Wasserspiegel. Ja die Natur hauchte sich den Athem eines verjüngten Lebens. Ihre aufgeweckten Farben öffneten die Augen, und sahen mit einem hellen, reinen Blicke alle Gestalten, welche hinter dem nebligen Vorhange hervortraten, um ihre Umrisse deutlich, scharf und bestimmt zu zeichnen. Es verschwand der Nebel, der sie in eigensüchtige Theile getrennt hatte; das ~~[illegible]~~ ganze Bild zeigte sich als ein einziges, großes Ganze. Ein voller, wunderbar abgestufter Glanz breitete sich über die unendlichen Räu-

me

nend; das Licht spielte hier ein volles Tonkonzert; da
im Vordergrunde anfangend, reflectirte es die inten=
siven Strahlen auf der mindern, dunklen Abenddäm=
merung, und weiter und weiter ging es, langsam ver=
löschend, in höhern Tönen über, und übergoß die äußersten
Farben des Bildes mit einem sanften, zitternden Schei=
ne. Hättest du jetzt die Gewässer, in dem Feuer des
Himmels gebadete Weichsel gesehen, so würdest du
gesagt haben, sie sei bis dahin durch eine weite Ebe=
ne geflossen, die Erde sei plötzlich zersprungen, du
habest in diese Kluft heruntergeblickt, und im schwin=
delnden Abgrunde den antipodischen Himmel bren=
nen gesehen. Die ganze Natur erwachte zum Leben u.
freudig athmeten Menschen, Thiere und Pflanzen.

Ich stand sinnend da, und verglich den Zauber die=
ser Natur damit, was sie vor wenigen Augenblik=
ken war. Welch ein Unterschied! Diese beiden Bilder
verhielten sich zu einander wie Zeitlichkeit und Ewig=
keit, wie unser Jammerleben zu den Freuden des Para=
dieses, wie die arme Sprache des Menschen zum Gesan=
ge der Engel — wie die kalte Prose zu den Werken der
Poesie, wie <u>die Wirklichkeit zur Kunst</u>. 2)

Wahrlich, diese Sonne, die durch ihren Blick die
Welt zur Lebenskraft erweckt, die des Zaubers Reiz
auf das irdische Jammerthal ausgießt, die, indem sie
die zeitlichen Nebel verscheucht, und die engen Schran=
ken der Wirklichkeit erweitert, uns in der Größe ih=

rer

nen Majestät der Wunder aller Welten zeigt; – diese Son-
ne, die durch ihren Blick die Erde zum Himmel verwandelt, ist
der Kunst Schönheit – und des allmächtigen Künstlers Odem.
Nicht umsonst hat Phöbus, der Gott der schönen Künste, über
den Olymp der Hellenen seinen strahlenden Sonnen-
wagen auf der ewigen Himmelsbahn gelenkt.

Die Wirklichkeit verliert ihr irdisches und gebrechliches
Wesen, wenn die himmlische Röthe der Kunst auf sie her-
abfließt. Doch zur Wirklichkeit gehört auch die Natur,
diese Welt voller Thiere, Pflanzen und Steine, die uns
umgeben, zur Wirklichkeit gehören alle die Sitten, die
mit den Wegen der täglichen Ereignisse bewandern, al-
le jene socialen und moralischen Verhältnisse, des Men-
schen unerläßliche Gefährten auf der Lebensbahn. Der
Mensch ist schon durch seine Geburt der Macht der Wirk-
lichkeit überantwortet, deren Herrschaft ihn wie ein
Zauber drückt. Doch wenn die schöne Kunst ihn mit ih-
rem strahlenden Auge ansieht, gleich schwindet jener
Zauberbann, und des Geistes Freiheit erwacht, um
sich die Erkenntniß ihres eigenen Werthes zu erwerbe-
ben.

Das Verhältniß der Wirklichkeit zur Kunst erhellet
von selbst aus unseren früheren Deductionen. Ich habe
mich nämlich schon früher bemüht zu zeigen, daß die
Kunst deshalb, weil sie eine freie Tochter des Geistes
ist, nicht die Nachahmerin der Natur sein kann (Brief
IV.) Später habe ich (Brief VII.) bewiesen, daß, ebenso we-

nig

auch wie die Natur auch alle socialen Verhältnisse des Staa-
tes, der Moral, der Sitte u.s.w. ein Abbild der Unend-
lichkeit des Geistes sein können, und demnach scheint es, wie
sie sind, in die Kunst übergetragen werden dürfen. Da-
raus sehen wir, daß die Wirklichkeit unter keiner Bezie-
hung ein Muster für die Kunst sein kann. Es bleibt also
nur noch übrig, das Verhältniß der Kunst zur Wirklich-
keit näher zu bezeichnen.

Wenn der Geist wie in einem Spiegel die Unendlich-
keit seines Wesens in den Werken der Kunst, welche in sinn-
licher Gestalt finden soll, so muß diese Gestalt, wenn sie
auch der Wirklichkeit entlehnt ist, von jeder Zeitlichkeit,
von dem Staube der irdischen Gebrechlichkeit befreit
sein — sie muß durch die Weihe des Geistes wie durch-
sichtig erscheinen, denn die zu den Wolkenhöhen der
Kunst erhobene Wirklichkeit ist nicht mehr um ihrer
selbst willen da, sondern des Geistes wegen, sie ist
blos ein Mittel für den Geist, damit sich derselbe sinn-
lich offenbare, sie ist für den Geist der Leuchter und die
Lampe, darin seine Unendlichkeit brennt. Weil aber
diese Wahrheit so höchst wichtig ist, so wollen wir sie
auch genauer betrachten, weil aus ihr, wie aus der
eigentlichen Quelle, unsere ganze weitere Entwick-
lung hervorfließen soll.

Achten wir einmal genau darauf, was mit dem aus der
wirklichen Welt genommenen Objekte geschieht, wenn es
in die Kunst übertragen wird. Jedes solche reale Ob-

jekt,

jekt, sei es ein Naturwesen, wie die Gestalt des Men-
schen, des Thieres, sei es eine Landschaft, sei es ein aus
den socialen und moralischen Verhältnissen genommenes
und in ein Gemälde, eine Tragödie, Komödie oder Erzäh-
lung übertragenes Objekt, wird doch wol immer ein Theil
der Wirklichkeit bleiben, da es mit ihr in inniger Ver-
bindung steht, und gleichsam nur ein in das ganze Gewe-
be der Natur und der menschlichen Gesellschaft einge-
flochtener Faden ist. Tausend Verhältnisse und Bezie-
hungen verbinden es mit dem Universum, mit je-
ner Wirklichkeit, zu der es gehört; und deshalb trägt
es auch das Zeichen seines fragmentarischen Wesens
an sich; deshalb kennt man es ihm auch an, daß es
nicht die Totalität ist, sondern einzig und allein nur
ein Theil von einer Totalität, und dieses Zeichen ist da-
her auch das Merkmal seiner Endlichkeit.

Dies ist also das Wesen eines aus der realen Welt
genommenen Objekts. Wird nun dieses Objekt in die
Welt der Kunst übergetragen, dann muß es sich auch
durch und durch umgestalten. Denn, sobald es dann, wie
ich gezeigt habe, nicht mehr seiner selbst wegen, sondern
der Offenbarung des Geistes halber da ist, so wird auch
nur diese letztere Seite, die zur Offenbarung des Gei-
stes dient, Bedeutung haben können. Alles Andere
aber wird als werthlos von ~~ihm~~ dem Objekte fallen und verschwin-
den müssen. Es erscheinen also von einem aus der
realen Welt genommenen und in die Welt des Gei-
stes

stes übertragenen Objekte alle zufälligen Merkmale, alle speziellen und bedeutungslosen Zeichen, welche die Folge seiner Verbindung mit der Wirklichkeit sind, und, wenn es seine Bestimmung ist, daß es nicht mehr dieser Wirklichkeit diene, sondern der Ausdruck des Geistes werde, so zerreißt es auch alle jene Fäden, die es mit der wirklichen Welt verbinden, wirft die unwesentlichen Merkmale seiner Realität von sich, wird unabhängig - personificirt sich, schließt sich in sich selber ab. - Und wiewol es sein individuelles Wesen beibehält, so hört es doch nichts destoweniger auf ein fragmentarischer Theil der Wirklichkeit zu sein, und metamorphosirt sich zu einer geistigen Totalität, zu einer vollendeten Einheit. Dieses so metamorphosirte Objekt, diese so vergeistigte Gestalt nennt man Ideal.

Indem also das Ideal die Manifestation des Geistes ist, muß es gewiß auch so viel in sich enthalten, als nothwendig ist, den Geist zu offenbaren. Es muß daher ebenso Totalität und spezielle Einheit sein, wie der Geist, der sich darin zu erkennen giebt, Totalität und spezielle Einheit ist. Im Ideale feiert sich die Aussöhnung der Wirklichkeit und des Geistes. Diese zwei Pole begegnen sich einander auf selbem Wege, und verbinden sich zu einem Ganzen — sie halten sich das Gleichgewicht. Die Wirklichkeit geht also nicht in der geistigen Welt ganz auf; denn geschähe dies, dann würde die Wirklichkeit Abstraction, Gedanke, Erscheinung genannt werden. So kann z. B. die Gestalt irgend ei-

nes

nes Menschen, ihre Totalität auch in die geistige Welt
übergetragen, der Gegenstand psychologischer Betrach-
tungen, medicinischer Deductionen, philosophischer Rä-
sonnements sein; aber es handelt sich dann gar nicht
mehr um diesen bestimmten Menschen; alle diese Rä-
sonnements haben dann nur einen wissenschaftlichen,
geistigen Zweck und charakterisiren das menschliche
Wesen im Allgemeinen. Und, was noch mehr ist, alle
diese reinen Räsonnements und Deductionen sind
etwas Unkörperliches, etwas Allgemeines, während
das Ideal einen bestimmten Einzelmenschen ausdrü-
cken muß.

Wenn wir nun solche allgemeine Gedanken unsern
Sinnen zugänglich machen wollen, wenn wir wollen,
daß z. B. die Skulptur und Malerei nur der reine Aus-
druck des Geistes seien, dann werden die Figuren sym-
bolische Zeichen, Räthsel, Hieroglyphen werden, wie et-
wa zwei Flügel das Gebet, eine zum Ringe gewundene
Schlange die Ewigkeit, ein Triangel die Dreifaltigkeit,
ein Kreuz das Leiden Christi, ein Schiff die Kirche, ein
Apfelbaum die Erbsünde bedeuten, und andere Zeichen,
die an und für sich, unwesentlich und bedeutungslos sind,
durch eine spezieller Kombination gewisse Gedanken
und Gefühle ausdrücken, worauf wir schon bei ei-
ner andern Gelegenheit, als wir von der Kunst im
Allgemeinen (Brief V.) sprachen, aufmerksam ge-
macht haben. Hier haben wir uns zwar auf eine im

2 X

sieben-

[illegible] Seite gelegte Basis gestützt, nichtsdestoweniger haben wir ~~aber~~ aus der Deduktion des Ideals dasselbe Resultat gewonnen.

Beim Ideal handelt es sich aber nicht um die allgemeine menschliche Natur, sondern darum, daß die durch die Bildnerei oder Malerei oder Poesie geschaffene Gestalt einen bestimmten Menschen oder einen bestimmten Gott ausdrücke, welcher seinen eigenen, persönlichen Charakter, seinen eigenen Typus, seine eigene, charakteristische Individualität + ~~hat. Damit sich nun~~ [+ habe, und daß sich] dieser Mensch oder Gott sinnlich wahrnehmbar zeige, sei [es durch plastische Darstellung, wie in der Bildsäule, sei es durch die mit dem Pinsel bewirkte Auftragung der Farben im Gemälde, oder durch die Komposition sprachlicher Bilder in der Poesie.] ~~es der körperlich dargestellt, sei es in der Natur, sei es auf dem Gemälde mit Pinsel und Farben, oder durch sprachlichen Ausdruck, wie in der Poesie, gemalt.~~ So zeigt sich, um bei unseren Beispielen zu bleiben, nur im Daguerreotyp oder in einer trockenen Chronik die menschliche Gestalt mit all~~en~~ ihrer Wirklichkeit. Das Ideal aber bleibt in der Mitte zwischen der absoluten Geistigkeit und der realen Wirklichkeit, und verbindet diese beiden Gegensätze zu einer Einheit. Behalte diese Erklärung genau im Gedächtnisse; denn was ich hier noch weiter [vom Ideal] sagen werde, wird nur eine weitere Fortsetzung dieser unserer Auffassung des Ideals sein (vergleiche S. 75. und 120.)

Betrachte eine marmorne Bildsäule, die von ihrem Piedestal wie der Bote überirdischer Welten auf uns herabblickt: sie ist gleichsam die Gestalt eines wirklichen Menschen, ja, du wirst vielleicht sagen, daß wir in der Natur viele Menschengestalten [sehen], welche dieser [illegible]

gen:

zenden Gestalt ganz ähnlich sind. Nichtsdestoweniger ist
aber die Schönheit dieser Bildsäule von ganz anderer Be-
schaffenheit, als die der geschaffenen Menschen. Die Bild-
säule nemlich ist von den verschiedenen Zufälligkeiten
frei, die den wirklichen Menschen anhaften. Diese Zufäl-
ligkeiten verhalten sich der sinnlichen Schönheit der Bild-
säule gegenüber gleichgültig und sind nur eine Folge
der körperlichen Natur und der transitorischen Zeitlich-
keit, die über alle in dem Jammerthale des irdischen
Lebens geborenen Menschen Herrschaft übt. Die Bild-
säule ist vom Kopf bis zu Fuß Geist – versinnlichter,
lebendiger Geist; und, wenn sich bei den wirklichen Men-
schen, sie mögen noch so schön sein, der Geist einzig nur
in dem Antlitze abspiegelt, und in den Augen sei-
nen Sitz hat, so ist er dagegen in der Bildsäule über-
all ausgedrückt, blickt aus jedem Theile mit tau-
senden von Augen heraus, ist über die ganze Gestalt
ausgegossen, lebt in der Locke des Haupthaares und
in den Sandalenriemen, und was zeitlich, unwesent-
lich war, ist von dieser Gestalt gleich einem todten Leich-
nam abgestreift; das aber, was ewig ist, ist ans
Licht getreten. Deshalb ist auch diese Gestalt aus der
Umarmung der vergänglichen Zeitlichkeit entschlüpft,
sie hat sich verselbstständigt, hat die Bande, die sie
an die Wirklichkeit fesselten, zerrissen, und steht nun
da, wie getaucht in dem Ocean des Geistes. Es ver-
hält sich damit, wie mit einer aus alter Zeit stammen-

den

vor vielen Jahren dahingeschiedenen Person, die im nächtli-
chen Traume aus einer anderen Welt uns besuchend, vor
unsere Seele tritt. Mögen uns die theuren Gesichtszüge
dieser Gestalt noch so lebhaft an die ehemalige Wirk-
lichkeit erinnern, mögen sie auch so voll realer Wahr-
heit sein, daß kein, im wachen Zustande von dem Ver-
ewigten gemachte Vorstellung, ihnen auch nur einigerma-
ßen gleichkommt, so hat doch diese Traumgestalt durch
und durch eine veränderte Umwandlung erfahren; die
uns ist verschwunden die das Leben bedrückenden Lei-
den und irdischen Sorgen, welche die Freiheit des Gei-
stes im Leben niederdrückten und fesselten. Über die
ganze Erscheinung war der schimmernde Lichtglanz der
Morgenröthe einer anderen Welt, und der Unsterb-
lichkeit früher ungekanntes Lächeln ausgegossen; sie
war ein unvergänglicher, von der weltlichen Zeitlichkeit
unabhängiger Geist geworden, und der Geist hat sich
uns in der begrüßenden Gestalt einer bestimmten theu-
ren Person geoffenbart, indem er den Leib einer ver-
geistigten Wirklichkeit auf sich genommen.

Du siehst also, daß folgende zwei Elemente, und
zwar: das Erhabensein über die Zeitlichkeit, d.h. ~~der~~ die Verhältnißlosigkeit
~~Bruch der Verhältnisse~~ zur Wirklichkeit, und ~~durch das~~ die Raumgewordenheit be-
~~sein das Bewahren der~~ wahrte Individualität einer bestim-
ten Person die beiden nothwendigen Charactere des
Ideals sind. Man möchte fast sagen, daß im Ideale
das wirkliche Object zu seiner zeitlichen Gebrechlichkeit
ver.

verlieren, sich von der Materie losreißen, den irdischen Tod sterben, durch die Seele des Künstlers gleichsam wie durch ein Fegefeuer gehen, ohne Makel in der Welt der Schönheit auferstehen, und sich so zum Ideale ausgebären müsse. (vergl. S. 68. u. ffg.)

Wundere dich daher nicht, wenn sogar von großer Künstler Hand gemalte Bilder, Portraite wirklicher Personen in der Regel allzu sehr zu schmeicheln scheinen; denn, wenn solche Werke würdige Erzeugnisse der Kunst sind, so hat der Künstler gewiß nicht absichtlich der Natur geschmeichelt. Eine solche Verschönerung rührt nicht daher, daß der Künstler, um der Person zu schmeicheln, sie absichtlich schöner gemalt habe, wie sie wirklich war, auch nicht daher, daß er vielleicht die unregelmäßigen Gesichtszüge geregelt dargestellt habe, sondern daher, daß er alle jene kleinen Besonderheiten (wie Härchen, Muttermale, Runzeln, Sommersprossen) als von der physischen Natur des Körpers ungetrennliche Zufälligkeiten wegließ, und nur diejenige Seite der Physiognomie aufgefaßt hat, durch welche der Geist von sich Zeugniß giebt, d. h. der Künstler einzig die geistige Seite des Antlitzes und dessen stille Sprache aufgefaßt hat. Wenn nun in dem Bilde somit jene zufälligen Charaktere, und die aus der Zeitlichkeit des Menschen hervorgehenden, unwesentlichen Besonderheiten vermieden sind, so hat das Bild seine Verhältnisse zur Wirklichkeit abgebrochen, und der von den Schranken dieser physischen Welt befreite Geist

zeigt

glänzt in seiner ewigen Wahrheit, hat sich durch sich selbst verschönert und ungewöhnlichen Zauber angenommen; bei allen dem hat aber das Bild die Ähnlichkeit zu dem lebenden Muster bewahrt.

Laßt uns nunmehr das Verhältniß ermitteln, in welchem das oben definirte Ideal zur physischen Natur steht. Die Natur lebt nicht das Leben der ästhetischen Schönheit, sondern das Leben der allmächtigen Schönheit der ewigen Harmonie. Sie spricht daher unserer Einbildungskraft nicht an, sondern den Gedanken, [illegible] der Vernunft, die auf dem Boden der Naturerscheinungen leuchtende Weisheit. Sie liefert nur für die Wissenschaft Stoff, kann aber in der Kunst keine Manifestation finden. Denn, wenn die Kunst in das Reich der Natur eintritt, so kann sie sich darin nur die äußere Seite der geschaffenen Wesen aneignen, vermag aber nicht in das Mark des Schöpfergedankens, wovon jene Äußerlichkeit nur die Hülle ist, zu dringen. Die vollkräftige Gestalt des Löwen, seine glänzende Mähne und Zähne, das goldgefiederte Kleid der farbenschillernden Vögel, die ausgebreitete Kraft der harten Eiche – das sind Gegenstände, die die Kunst darzustellen vermag; die Kunst aber außer Stande ist, sich in den inneren Bau des Löwen, des Vogels, der Eiche, zu versenken, in die geheimnißvolle Welt ihrer Struktur, in das Uhrwerk ihrer inneren Organe zu blicken. Ein anatomischer Saal kann keine Werkstätte der schönen Kunst sein.

Gleich-

Gleichwol ist aber die Physiologie der Pflanzen und Thiere die sprechendste Seite der geschaffenen Wesen, und indem sie die Sprache der Wissenschaft und das kalte Forschens redet, ist sie die wahre Schönheit der Natur; – sie ist aber kein Gegenstand für die Kunst.

Wir treffen im Thierreiche eine Menge Wesen an, deren Äußeres uns sogar anwidert und aneckelt. Was kann es Häßlicheres geben, als manche Schlangen, Insekten, Fische und scheußliches Gewürme; und dennoch existirt diese ihre Häßlichkeit blos in unserer Einbildung, und verschwindet, sobald wir sie mit den Augen der Wissenschaft betrachten. Denn woher rührt das Gefühl von der Scheußlichkeit dieser Wesen in uns, wenn nicht daher, daß wir dieselben gewöhnlich außer dem Zusammenhange mit dem Universum der Natur aufstellen, zu dem sie sogar schon aus dem Grunde gehören, daß wir sie speziell betrachten. Wir fühlen deshalb einen Widerwillen gegen sie, weil wir an ihnen weder eine harmonische Gestalt, noch ein äußeres Ebenmaß der Glieder, an das wir gewöhnt sind, erblicken, und sie deshalb für ungewöhnliche und entsetzliche Mißgestalten ansehen, daß wir sie unwillkürlich mit den formreineren andern Wesen vergleichen. – Eine solche Betrachtungsweise aber ist falsch; denn alle jene Wesen sind nur der Übergang aus einem Kettengliede der Geschöpfe ins andere, sie sind die Kapseln zweier gänzlich verschiedener Thiergeschlechter, und daher weder das ei=

ne

er noch das andere Geschlecht selber, oder vielmehr das eine
und das andere Geschlecht zugleich, weshalb sie auch bei un-
serer gewöhnlichen Anschauung der Dinge als Unthiere er-
scheinen. So z. B. sind die Schwämme ein Übergang zwischen
dem todten Reiche der unorganischen Natur und dem Pflan-
zen, die Polypen sind das die Pflanzen und Thiere vermitteln-
de Mittelglied, während zwischen den Würmern und Fi-
schen wieder die unförmlichen Naturbildungen der Schne-
cken und Molusken, und zwischen den Fischen und Reptili-
en endlich die Kugelfische in der Mitte stehen.

Wenn aber gemäß unserer früheren Betrachtung jedes,
wenn auch noch so vollkommene Naturgegenstand nur ein
Theil der Naturtotalität ist, und deshalb in strengem Sin-
ne nicht ästhetisch sein kann, wie sollen unseren Augen
erst jene Fragmente als schön erscheinen, die schon im
Vergleich mit dem Wesen selbst Bruchstück, also Theile
von Theilen sind? Gleichwol aber schwindet diese ihre Häß-
lichkeit nicht nur dann, wenn wir ihren höchst weisen Bau
betrachten, sondern auch dann, sobald wir sie mit dem
ganzen Naturreiche zusammen auffassen. Als die Men-
schen mit kecker und frecher Hand das Bild der großen
Allmacht zertrümmerten, welches wie ein Mosaik aus
den Besonderheiten der Naturwesen zusammengesetzt
war, war's Wunder, daß Niemand, der diesen vielfar-
bigen Brocken und bedeutungslosen zerschlagenen Stü-
cke zusah, im Stande war, das Antlitz der ewigen Weis-
heit, wovon jenes Bild der Abglanz war, zu enträthseln.
Gepriesen sei daher unser Jahrhundert, das Menschen ge-
ben,

bar, wie Cuvier, der durch die Kraft seiner vergleichenden Anatomie jenes alte zerschlagene Mosaik zusammensetzte, und der mit der Fertigkeit, in einem Knochen das ganze Thier zu finden, die Arbeit auf sich lud, das Universum der lebenden Natur zu ordnen, und es auf seinen verschiedenen Stufen nach Maaßgabe der aus der wissenschaftlichen Vergleichung resultirenden Vollkommenheit der Thierformationen gegliedert. Nachdem nämlich die heutige Wissenschaft erkannt hat, daß die Erscheinung des Organs, der Nerven, Muskeln, der Respiration, der Augen, des Gehöres, der Blutcirkulation, und ähnlicher Organe und Funktionen hervorstechende Momente im Leben der Thierwelt sind, so bemerkte sie, daß gewisse Arten lebender Wesen diese Organe entweder gar nicht haben, oder doch nur einige derselben besitzen, und daß sie anderen Arten unausgebildet, noch andern vollkommen ausgebildet eigen sind. Die Wissenschaft hat nun die Thiere in Gemäßheit ihrer stufenweisen Ausbildung in eine Kette aufeinander folgender Glieder geordnet. Indem sie also von den Infusorien ausging, die als mikroskopische Embryonen sich mit leisem Herzschlage wie Planeten um einander im Wirbel drehen, ging sie auf die Zoophyten, Würmer, unköpfige Muscheln über, und, indem sie weiter immer höher und höher emporstieg, blieb sie beim Menschen, als dem höchsten Werke der Natur stehen, beim Menschen, der alle Schöpfungen gleich Strahlen in einem gemeinschaftlichen Fokus in sich vereinigt, u. außerdem eine geistige, ewige Welt in sich trägt.

So hat also die Wissenschaft ihre [illegible], in der sämmtlichen

Ge-

Geschöpfreiche verkörperte Logik enthüllt. Indem sie die
Formationen eines Geschlechtes auf dem Organischen aller
vorangehenden hinstellte, zeigte sie, daß die Natur, sich aus
sich selbst entwickelnd, sich formen und aus sich heraus wach-
se. Doch zeigte sich hie und da ein Riß der Kettenglieder,
die Wissenschaft mußte zwei Gattungen neben einander
stellen, deren Formationen so sehr von einander abwei-
chen, daß man deutlich merken konnte, sie könnten auf
keinen Fall zwei an einander gehörende Kettenglieder
sein, und es erwies sich daher zur Evidenz, daß ein Mit-
telglied fehlte. Nichtsdestoweniger hat man aber zum
Triumph der Wissenschaft und zur Ehre des menschlichen
Verstandes entdeckt, daß das Kettenglied, welches in
der Reihe der lebenden Naturformationen fehlt, sich
in der Reihe der Fossilien vorfand. Tief aus dem Scho-
ße unserer Erde hat man, wie aus einem dunklen Gra-
be die Petrefaktionen unbekannter Thiere heraufge-
schart, die nicht gelebt haben, und die eigentlich die fehlen-
den Glieder in jener Kette der heutigen Geschöpfe sind.
Die Idee, der göttliche Gedanke, hat sich realisirt, und die
ganze Natur bildet demnach eine Totalität, während je-
des einzelne Wesen ein wesentlicher Stein in dem Na-
turgebäude, ein besonderes Wort ~~des~~ in dem Psalter ~~Universums~~
ist. Die Wesen sind mehr oder weniger vollkommene, al-
le aber sind matter oder funkelnder Sterne auf dem
über die niederen oder höheren Stufen des Gottesthro-
nes ausgespannten Firmamente. Hier gibt es we-
der Schauspiel, noch Fabel.

6.

Es giebt aber auch noch eine andere Ursache, warum sel-
ber die Naturwesen kein lebendiges Ideal sein können.
Der Grund ist ganz einfach; es gehören nemlich diese We-
sen unter die Herrschaft der Materie, sie gehören der
Zeitlichkeit an, die Materie aber und die Zeitlichkeit
verdunkelt alle geistigen Formen. Betrachte die Ei-
che, sie ist in ein aus unzähligen Blättern zusammenge-
setztes Gewand gehüllt, jedes dieser Blätter aber ist
ein anderes. Es giebt auch nicht zwei einander vollkom-
men gleiche, und doch giebt es, streng genommen, eigent-
lich nur eine Form des Eichenlaubs, nur eine Form ist
die wahre, und das Muster für alle. doch vermag die-
ses Urmuster nicht, sich in seiner ganzen Vollendung in
der wirklichen Welt auszudrücken, es ist außer Stand
die ~~Unförmlichkeit ist~~ Vergänglichkeit der Materie zu bewältigen. Dieses
Muster ist immer ein und dasselbe, es ist ewig; denn es
ist Gedanke, und alles wirkliche Laub ist etwas An-
deres und Anderes – es ist Materie; darum ist zeit-
lich und unterliegt deshalb während seines Wachsthums
unzähligen Zufälligkeiten und Einflüssen, die als hem-
mende und vernichtende Macht auf dasselbe wirken.
Gedanke und Materie, Geist und Wirklichkeit sind zwei
sich entgegengesetzte Pole, zwei feindliche Potenzen.
Betrachte die unzählige Menge Pferde, die auf der
Welt leben: alle sind von einander verschieden, kei-
nes ist eine ideale Vollkommenheit, keines erreicht die
Schönheit des idealen Rosses, das nur ein Gedanke sein
kann. Deshalb haben sie auch nur eine relative Schönheit,

je-

zu werden, sie sich mehr oder weniger jenem idealen
Muster, jenem ursprünglichen Gedanken nähern, der ih-
nen allen zum Modelle dient. Die Schönheit dieses Mu-
sters ist auf die Gesammtmenge der Pferde übergegan-
gen, und hat sie mit einem ungleichen Maaße von Vor-
zügen und Eigenschaften geziert. Erwägst du übrigens
auch den Umstand, daß ~~[illegible]~~ im Leben ~~sogar~~ eine Unzahl von
zufälligen Einflüssen auf die Form der wirklichen
Pferde wirkt, wie z. B. Klima, Krankheiten, unzweck-
mäßige Fütterung und dergleichen, so wirst du zuge-
ben, daß die Schönheit des ursprünglichen Musters in der
Wirklichkeit niedergekämpft wird. Das Ideal nun
rehabilitirt jenes ursprüngliche Muster, jenen Gedan-
ken, seine reine Form, es verkörpert sie in seinem Werke
und verjüngt sie. Pferde, wie sie Vernet malt, giebt
es nicht auf der Welt.

Gleichwol hängt aber die Rehabilitation nicht im ge-
ringsten von der Kompilation ab, daß, wenn man ein
Pferd malen will, man die Vorzüge, die sich auf die Mas-
se wirklicher Pferde vertheilt finden, zusammensucht, und
so jenes geistige Muster zusammensetzt; denn die Kunst
soll sich zur Wirklichkeit nicht nehmend verhalten, son-
dern gebend. Sie ist die Schöpferin; das Ideal aber
ist nicht das Konglomerat, ist nicht die Quintessenz zu-
sammengeklaubter Schönheiten, sondern ist eine geisti-
ge Form aus einem Guß. Der Künstler soll in die Tie-
fe seines Geistes greifen, und von dort die Gestalt seines
Ideals heraufholen. Ein in einer andern Welt gezeug-

das Muster soll ihr Ideal und Modell sein, wie wir dies
noch weiter unten sehen werden.

Die lebenden Wesen haben eine ihnen von der Allmacht
verliehene Seele, und wenn dieselbe auch ihnen unbewußt,
unklar und dunkel ist, so giebt sie sich doch in der Gestalt,
in den Bewegungen und den Körperformen der We-
sen zu erkennen. Dadurch erscheint der thierische Körper
in gewisser Beziehung vergeistigt. Anders verhält sich
die Sache mit der Pflanzenwelt, anders mit jenen stum-
men und todten Reihe der Steine, Berge, Flüsse und Wol-
ken, und mit jener ganzen Welt unwürdiger Elemente, die
das Reich der Landschaften bilden. Hier sollte ein Künst-
ler, wie einstens jener König der Bildnerei, Pygmali-
on, in die kalte Statue aus Marmor Leben gießen,
er sollte die freie Natur in die Arme seines Geistes schlie-
ßen, und sie durch die Wärme seines Herzens und den
Odem seiner Liebe beleben. In dieser Geistigkeit beruht
das ganze Geheimniß der Poesie und der Landschaftsmale-
rei, sei diese in ein Lied gefaßt, oder auf dem Ge-
mälde dargestellt, denn so nur entsteht aus der todten
Realität ein geistiges Ideal.

Was ist wol in der Wirklichkeit eine Landschaft, und
wäre sie auch voll der schönsten Reize? Nichts weiter, als
ein winziger, bedeutungsloser Theil der Erdoberfläche.
Die Landschaft bleibt in enger Verbindung mit den
sie benachbarten Gebieten; sie hat ihre Berge, ihre Bäche,
Thäler, Wolken, ihre Luftströmung, und ist nebenbei be-

stimmt,

stimmt, dem Zwecke der Gesammttotalität der übrigen
Natur zu entsprechen. Wasser, Luft und Erde, die sich zu-
sammen einwirkenden und abstoßenden Elemente, sie
sind es, welche jene Dreifache, die Natur einer jeden Land-
schaft bedingende Potenz ausmachen, und die durch ihre
Verbindung mit der geographischen Lage das Klima
erzeugen, mit eigenthümlicher Farbe das Himmelszelt
malen, und die Physiognomie der Gewächse hervorrufen.
Was aber diese eidgenössischen Potenzen unter einander
berathen, was aus ihrer Arbeit resultirt, das senkt sich
wie ein Zauber auf die Landschaft, die ihrer allmäch-
tigen Justiz unterworfen ist, ihrem Gerichte blindlings an-
heim gestellt und hülflos in Fesseln geschlagen. Von wel-
cher Gestalt auch die Berge sind, die sich in ihr erheben,
in was für Ausbuchtungen ihre Silberströme brau-
sen, was für Wolken um die Höhe sie umwinden, oder
in was für ein Pflanzengewand sie sich kleidet, mit ei-
nem Worte, auf welche Weise sich hier die Kräfte der
Natur konzentrirt haben, das hängt vom Zufalle ab,
und davon, was für ein Theil der Naturtotalität eben
diese Gegend ist. Tausend Wanderer können sie durch-
reisen, und diese Natur wird doch mit verschlossenem
Munde schweigen; stumm, wird sie die Gefühle nicht
erwiedern, wird sich nicht vernehmen lassen. Wenn aber
mitten ~~unter~~ zu sie ein Mensch tritt, der ~~einen~~ den Talisman
in ~~den~~ Augen und Poesie im Herzen hat, dann wird die
Natur den Geliebten der Schönheit erkennen, und, wie

auch

aus einem magnetischen Schlafe erwachend, mit dem Geliebten reden. Die Berge, Wälder, Felsen, Seen, Bäume und Wolken werden ihr Lied in Töne übertragen, und ihr im Chor eine innige Melodie in vollen Klängen und vollen Akkorden anstimmen. Die ganze Umgegend wird sich mit Geistern beleben, das Säuseln und Lispeln der Haine, das Murmeln der Bäche wird sich zu einer klaren Sprache einen, und von den tiefen Lebensgeheimnissen der Natur reden. Die Landschaft wird ihm ihr Herz erschließen, wird ihm ihre Leiden und ihre Liebe klagen, und ihm erzählen von ihren Thaten voll Wunder und Anmuth. Und der Künstler wird diese Sprache und diese Klage vernehmen, wird sie zu Versen gestalten, in Musik ausgießen, oder in die Farben eines Gemäldes verkörpern; mit einem Worte: er wird sie in die Welt des Ideals hinübertragen. Denn wenn in der Wirklichkeit diese Landschaft nur ein geringer Theil der ganzen Erdoberfläche ist, so gehören in den Augen des Künstlers diese ihre Berge, Felsen, Bäche, Bäume, Sträuche und ihr Himmel sich selber an, bilden ein Ganzes, eine Harmonie, sind eine persönliche Einheit. Sie scheiden sich aus dem Universum der Natur heraus, zerreißen ihre Verbindung mit der übrigen Welt, und werden somit von ihr unabhängig, + ~~treten hiemit aus der Wirklichkeit~~.

+ personifiziren sich ~~und sind der Wirklichkeit entgegen gesetzte Wesen~~ im Gegensatz zur Wirklichkeit.

Und jener geheimnißvolle Reiz der Landschaft hüllt sich dann in ihre eigene Farbe, in ihren eigenen Schimmer, sobald in ihr wir zaubergebannt die historische Erinne-

rung

rung aus alten Zeiten erwacht, sobald in ihr ein Gebäu er-
steht, welches die Wiege glorreicher menschlicher Auf-
mal beschattet, oder sobald ein großer Name der Vor-
zeit sich unter dem Grabhügel birgt, und unter der Erde
schlummert, sobald die Landschaft überdeckt ist mit
des Wahlplatzes Gebeinen + ~~oder mit Felsentrümmern~~
~~vulkanischer Bergsteinen~~, sobald ein alter Tempel oder
eine zerfallene Burg die Stimme ~~dämonischer~~ ernster Erin-
nerung mit der der Natur vereint. Zu den geborstenen
Felsenhöhlen und geklüfteten Riffen schauen die Geister
~~erscheinungen~~ urväterlicher Zeiten in die Landschaft her-
aus, und erwecken mit ihrem Blick-Zauber über sie, dem
was ein Jahrhundert erarbeitet, das zeigt es der Nachwelt;
doch das edelste Kleinod seines Lebens erblüht ihr aus
den Werken der Kunst.

+ und den Trümmern zerstörter Bollwerke,

So wie die Mutter im Sterben den Kindern mit dem
Segen einen Ring mit dem Bildnisse der h. Jungfrau zu-
rückläßt, damit er sie vor dem Bösen schütze, also über-
macht auch die in das Grab versinkende Vergangen-
heit der Nachwelt ihre Bauten, alte Kirchen und Fe-
sten. Und diese sind die Familienkleinode eines jeden
Volkes, die, von Geschlecht auf Geschlecht sich forterbend,
die Menschheit mit Lust, Schmerz und Sehnsucht schmücken.
Wenn aber die Sterblichen dieses heilige Erbe nicht in Eh-
ren halten, wenn sie leichtsinnigen Herzens es verwahr-
losen, dann nimmt die Natur die Bauten gleich verlas-
senen Waisen in ihren Schutz, umfängt sie in die Ar-

me-

wenung ihrer unendlichen Liebe, und sie zu ihren eigenen Kindern umbildend, verleiht sie ihnen die Gestalt ihrer Felsen, verschenkt den Abriß scharfer Linien. Nach ihrer Weise die Wände in phantastische Formen bröckelnd, hüllt sie dieselben in das Gewand ihrer Schlingranken und Moose, und bekränzt den Gipfel der alten Mauern mit Bäumen, wie mit, in die ~~[illegible]~~ Locke seiner todten Jungfrau geflochtenen Blumen. Und die Trümmer sind denn nicht mehr Eigenthum der Menschen; sie sind der Besitz der Natur, so wie jener Felsen, jener Berg, Wolken und Gießbäche. Wer nun also jetzt noch die Ruinen mit tempelschänderischer Hand zu berühren wagt, der versündigt sich an der Vergangenheit und Zukunft, und wird die Schande seiner Zeitgenossen. Als Lord Elgin die Trümmer des Parthenon in Athen beraubte, warf die Schutzgottheit des entweihten Heiligthums, Pallas Athene, beschworen durch die Leyer Byrons, Fluch auf den Räuber. Bei uns reicht es hin, einen Blick auf die ~~[illegible]~~ verwüsteten gothischen Klöster, auf die übertünchten alten Tempel, auf die durch ungereimten Geschmack der heutigen Besitzer entstellten Burgen zu werfen, um vorauszusehen, daß, wenn uns ein Byron erstünde, sein Fluch gar viele schuldige Häupter treffen würde.

Um die Natur zu begreifen, um ihre Aussprache zu hören, muß man dieselbe sehen und hören mit den Augen und dem Gehör der Seele; und dann erst nimmt die Wirklichkeit die Geistigkeit des Ideals auf sich, isolirt sich vom Alltagsleben, wird ein Ganzes in sich.

Lasst uns nunmehr eine Stufe höher steigen, und betrachten, wie sich unsere Auffassung des Ideals zu den höheren Objekten der Wirklichkeit, d.h. zur geistigen Welt verhält. Lasst uns auch hierbei vom besonderen zum Allgemeinen übergehen.

Ja wie sehr sich das Antlitz und die Gestalt des Menschen, wenn er ins Ideal übertragen wird, ändert, haben wir schon früher gesehen. Wenn nun aber, wie ich bewiesen habe, die Gestalt des menschlichen Körpers allein der Ausdruck des Geistes ist, also müssen auch wieder die Gewänder, welche die Gestalt bedecken, dieselbe vergeistigt darstellen. Wenn nämlich die ungeistige Natur der Landschaft mit der Feuerröthe einer höheren Welt übergossen wird, so muss doch wol das leblose Wesen der Gewänder selbst von dem in der Gestalt des Menschen flammenden Geiste durchhaucht sein. Damit sich aber die Gestalt des Körpers in den Gewändern ausdrückt, ist es nothwendig, dass dieselben keine eigene Form haben, sondern dass sie von der Form des Körpers bestimmt werden, was nur auf zweierlei Weise geschehen kann, entweder, dass die Kleider knapp anliegen, d.h. dass sie die Formen des Körpers selbst haben, wie dies bei den mittelalterlichen Trachten des westlichen Europa's der Fall war, — oder auch, dass die Kleider keine Form haben und ungezierte Gewänder sind, wie wir dies namentlich an den Gewändern der griechischen Bildsäulen sehen. Hier fallen die Gewänder durch ihre eigene Schwere herab, schlagen nur Falten nach Draperie und entsprechen somit jeder Kör-

per.

gerbewegung. Unsere heutigen, und namentlich unsere
männlichen Kleider, welche zwischen der knappanliegen-
den Bekleidung des Mittelalters und der Drapperie der
Antike die Mitte halten, sind für die Kunst am unge-
eignetsten; denn sie haben gleichsam etwas, und doch eine
von der des Körpers verschiedene Form, drücken weder
recht die Gestalt des Körpers aus, noch auch bilden sie
einen Faltenwurf. Betrachtet z. B. unsere Ärmel: er
entspricht gleichsam der Schulter und dem Arm; dessen un-
geachtet wirft er aber auch Falten, und der Arm nimmt
darin die Gestalt einer angeschwollenen Unform an.
Ein solcher Ärmel ist weder Natur, noch Drapperie.
Die Statuen aber, die man in unserem heutigen Co-
stume mit Kragen und dem übrigen Zubehör, im Frack
und dergl. darstellt, sind lächerlich und zeugen vom Man-
gel ~~des~~ an ästhetischem Gefühl~~s~~. Für die Malerei, welche
ihre Werke auf der ebenen Fläche schafft, eignen sich sol-
che Formen ~~schon mehr~~, ~~welche und~~ dagegen sind sie in der Bildnerei uner-
träglich. ~~sind.~~

Wenn nun aber schon die Gewänder, jene materielle Um-
hüllung der Person idealisirt sein müssen, was soll man
von der ganzen sinnlichen Erscheinung der Figuren selbst, sei
es in der Malerei, oder Bildnerei, oder sei es in der Poesie
sagen? Und wie sehr der Kunstzweck verfehlt wird, wenn
durch den Pinsel alle Besonderheiten der Figur, wie Run-
zeln, Härchen, Muttermale u. dergl. wiedergegeben
werden, und wie eigentlich ein solcher kompletter Abriß ei-

ne

erreicht werden kann, ebenso hat in der Poesie die Aus-
drucksbeschreibung aller unwesentlichen Besonderheiten
keine Bedeutung; denn in der Kunst kann einzig und al-
lein nur das Platz haben, was der Offenbarung des Geistes
dient. Jene Unwesentlichkeiten können aber nur in sofern
in die Kunst übertragen werden, in wiefern sie wesentlich
selber ein Hülfsmittel zum Erfolg der inneren Absicht des
Geistes sind.

So beschaffen sind die Figuren, die Walter-Scott mit
Meisterhand gemalt hat. Sie stellen uns ihren Geist vor die
Augen, und der diesem Künstler gemachte Vorwurf, daß
er sich in diesen Kleinigkeiten zu sehr ergehe, kann nur in
sofern gegründet sein, in wiefern diese Besonderheiten
ganz unwesentlich sind, und nicht mehr dazu beitragen, die
geistige Seite des Menschen genauer herauszustellen. Der
bekannte ~~[illegible]~~ Hochländer Walter = Scotts tritt ein leben-
dig vor die Seele des Lesers; es ist dies ein Mensch, dessen
Seele und Körper, dessen Land und Kleider aus einem
Gusse bestehen und zu einander gehören.

Hier unbeschreiblich in ihrem Gleise auf der Basis der
realen Wirklichkeit fortgehende Wahrheit sind die täg-
lichen Verrichtungen des Menschen: Schlaf, Essen, Trinken,
Ausgehen. Im Drama fordern wir Handlung, welche
der Auflösung der dramatischen Verwicklung entgegen-
geht, wir verlangen aber durchaus nicht, daß die drama-
tischen Figuren sich alltäglichen, sämmtlichen Menschen
gemeinsamen Verrichtungen hingeben. Und so ein Ni-

mand

[Margin:] …n vor der Hütte …aufgehäuften Misthau- …n, oder

mand darum ins Theater geht, um z. B. in einer ländlichen Scene [+] ~~an der Hütte stehende Wagen und~~ eine Pfütze mit darauf schwimmenden Enten dargestellt zu sehen, ebenso wenig will er dort sonst eine prosaische Wirklichkeit sehen, die sich in ungeschlachten Gewohnheiten, schmutzigen Lumpen, zerrissenen Liedern und in, nur einem Stande der Bauern eigenthümlicher Stellung und Bewegung ausdrückte, möchte auch Alles dieses noch so natürlich nachgeahmt sein.

Aber auch eine dieser Auffassung diametral entgegengesetzte, ist gleichermaßen zu verwerfen, etwa, wenn die Bauern auf der Bühne ebenso sprechen und sich bewegen, wie die Hofleute Ludwigs XV. Die dramatische Aufführung soll eine ideale ~~Kunst~~ Vergeistigung sein, wo auch Individualität und Wahrheit gleiche Rechte haben. Wenn nun aber die Poesie, oder die Malerei die täglichen Verrichtungen der Menschen dennoch darstellen, so geschieht dies doch sicher nicht deshalb, weil diese Verrichtungen in der Wirklichkeit anzutreffen sind, sondern nur deshalb, weil sie den Figuren Farbe und Charakter verleihen, und sie den individuellen Geist derselben ans Licht treten lassen. Was aber diesem Zweck nicht dient, ist, selbst in die Kunst übertragen, flach, geschmacklos, fade.

Ich höre dich, wie du mit Übergehung der höheren Gattung von Sittengemälden mir jetzt jene Holländer in Erinnerung bringen möchtest, die als Künstler ihres

Fä-

Tiefst aus der niedrigsten, und, wenn man will, der ab-
scheulichsten Scenen eines abscheulichen Lebens vorfüh-
ren. – Ihre Kunst hat den Stolz aus dem Herzen ver-
bannt, und abentheuert in Schenken, Kasernen, [illegible]
gen mitten im Gewühle von [illegible], im Bierdunst,
unter lärmenden Trunkenbolden, rohen Gesängen, Zech-
gelagen, Karten, Krügen, Knüppeln, Geschrei, – und
dessenungeachtet sind diese Bilder unschätzbare Klei-
nodien einer jeden Gallerie.

Betrachte ich diese Bambocciaden voll kühner Phan-
tasie, und überraschender künstlerischer Erscheinung,
so bekenne ich dir von Herzen, daß sie + ~~auf den ersten
Augenblick nicht mehr nicht sind, als~~ daß man ver-
ächtlich an ihnen vorbeigehe, und sie oberflächlich, die
Nase rümpfend, überblicke. Nichts destoweniger birgt
sich aber unter der sie charakterisirenden Ausgelassen-
heit und schmutzigen Derbheit ein anderer Geist, ein
Geist, der das sprechendste Zeugniß der Genialität ist.
Man möchte sagen, diese Bilder stellten die niedrig-
ste Wirklichkeit dar; gleichwol aber werden wir uns
überzeugen, daß ihr eigentliches Wesen das Losge-
rissensein von der Wirklichkeit und die Erhebung über
die zeitliche Welt ist. Du wirst sehen, daß diese Bil-
der trotz dessen, daß sie die Naturwahrheit und die
Individualität genau bewahren, in der That Ideale
sind, anzusehen daran, daß sie an und für sich
Idealität, und nicht Ausgeburten einer lügenhaften
Phan-

+ wol nicht an-
ders,

Phantasie sind. – Man muß aber auch diese Hollän-
der kennen, und ihre Lustigkeit und den Frohsinn ih-
rer Künstler, die mit ihrem Pinsel das Leben nur so
zeichneten. Nichtsdestoweniger sind aber ihre Werke nicht
die strenge Wahrheit, sondern Poesie, ein froher Gesang,
Gesang, der aus dem Herzen dringt, der Triumph errun-
gener Siege. Dann betrachte

~~betrachte~~ einmal dieses Land, das mit so netten
Häusern übersäet ist, die da gebaut sind aus glatten Ziegeln,
blinkenden Messingtafeln und blauen Scheiben. Be-
trachte ihre Städte, die so emsig arbeiten, handeln, sich
waschen, kehren und säubern von früh bis Abends, u.
jenes Netz von Kanälen, das sich über das ganze Land
ausbreitet. Betrachte die blumigen Auen, die Wälder
und Straßen – Alles dieses haben jene Holländer
geschaffen und ihre Väter, jene derben Gestalten, die
auf den Gemälden so toben, sich raufen, so dampfen,
trinken und schreien. Sie haben ihr Land dem Mee-
re abgerungen; damit die an ihre Ufern anstür-
mende Wogenbrandung zerschlug sich an der Festigkeit
ihrer Deiche. Schritt vor Schritt haben sie ihre Hei-
math auf dem Ocean gebaut, und haben die Oberhand
über ihn genommen, und fürchten ihn nicht mehr, und sind
seine Herren. Wo Meer war, dort stehen jene ihre
Gasthäuser, und sie haben darum ein Recht in diesen
ihren Schenken zu toben. Gewiß hat auch jener so glück-
lich beendigte Krieg gegen Spanien den Anlaß zu
dieser Freude gegeben. Deshalb fanden sie sich auch

so

sie herzlich, und weinen. Wer wollte es ihnen aber auch ~~dort~~
übel nehmen, wenn sie manchmal das Maaß überschrit-
ten, und gegen den guten Geschmack verstießen.

Und auch jene Künstler, die diese Bilder gemalt haben,
auch sie haben nicht anders gefühlt, auch sie haben ge-
jubelt, und sich mitgefreut. So z. B. Adrian Brauwer,
dessen Gemälde du, wenn du in Dresden warst, vielleicht
schon kennst. Schon als Knabe fing er seine Laufbahn
damit an, daß er seinem Meister entfloh, und Dienst
bei einem Schenkwirthe in Amsterdam nahm. Er zog
die Genossenschaft der Sauf- und Trunkenbolde dem
Hause des berühmten Rubens vor, dem er übergeben
worden war. Deshalb trank er, rauchte Taback, mal-
te, spielte er, schlug sich, vagabundirte, und malte wie-
der; – aber er malte die Kneipe als der Kneiper, und
du siehst, wenn du seine Arbeiten betrachtest, daß er
dieses rohe Bauernleben herzlich lieb hatte, und daß
er damit brüderlich vertraut gewesen sein muß.
Zuletzt aber erkrankte er in Folge seines wüsten
Lebens, und starb, 32 Jahre alt, im Hospitale zu Ant-
werpen, und wurde auf einem Kirchhofe begraben,
wo man diejenigen bestattete, die die Pest hinweg-
raffte. Rubens ging an das Grab des undankba-
ren, aber theuren Jüngers, weinte über ihn, und, nach-
dem er seinen Sarg aus der Erde gehoben, veranstal-
tete er ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß und setz-
te ihn im Kloster der Karmeliten bei.

Einen kürzeren Weg wählte sich Johann Steen.

Aus

Um sich mit den Königen nicht erst in Verbindung se-
tzen zu müssen, wurde er selber Schenkwirth. Denke
aber nicht arg von ihm: nicht das Gelderwerben ~~lust~~ wegen that
er dies; denn dies wäre gegen die Würde des Genius
eines wahren Künstlers gewesen. Er wählte sich die-
sen Beruf aus reinem Geschmack. Er liebte heite-
re Gesellschaft und fröhliche Menschen: deshalb trank
er mit ihnen, schenkte, trank mehr wie die Gäste, u.
erübrigte natürlich nichts. Wenn es aber in den Fäs-
sern an Wein, und im Beutel an Geld gebrach, flugs
wußte er Rath zu schaffen. Eiligst malte er einige
Bilder, verkaufte sie, und zechte wieder. Und wie es
scheint, hat er sein ganzes Leben hindurch gezecht, und
den ~~Kelch~~ Becher bis auf die Neige geleert.

Doch auf dem Grabe dieser beiden Zecher erblühten
unsterbliche Blumen: ihr Ruhm und ihr Name. Denn so-
wol der Eine, als der Andere hat die Wirklichkeit und
sich selbst verlacht, beide waren Dichter und Philoso-
phen, aber Dichter und Philosophen eigener Art. Für
sie war das Leben ein Faschingsdienstag, ein bun-
ter Maskenzug, eine Fastnachtslaune, eine Zeit,
dazu gut, um sie zu durchschwärmen, im Lebensrausch
aufgehen zu lassen und zu vertrinken. Weil sie nun
aber das Scheinleben mit einer so erhabenen Ironie,
mit einer so überschwenglichen Phantasie ausschmückten,
weil sie diese Welt so genial betrachteten, weil sie
dessen poetische Seite mitten in ihrem Lebensgewühl,

un der Zeichen, mitten unter diesen so wohlgemuthen bun-
den Freunden, das beweist, daß sie über die Welt, die sie mahlten,
erhaben waren, daß sie dieselbe der Herrschaft ihres Ge-
nius unterwarfen, daß eben dieser Umstand sie zu
Künstlern machte, und daß eben diese ihre Bilder
wahre Kunstwerke sind. Betrachte die Gesichter, be-
trachte die Physiognomie, die Haltung der Figuren
auf ihren Gemälden, und du wirst finden, daß es die-
selben mit der Wirklichkeit gebrochen haben, daß ihr
Freude so herzlich ist, als wenn hinter der Kneipe, in
der sie sitzen, die ganze Welt mit ihrem Zauber ver-
sunken wäre. Jede irdische Größe, Alles, was Glanz
verbreitet, ist hinter diesen schmutzigen Schenkzimmer
versunken: der Löffel und das Trinken ist für sie
der Weltgrundartikel, die Speise und das Lachen sind
in ihren Augen aller Dinge Grund. Deshalb sind sie
auch so heiter, so fröhlich, so gemüthlich, daß du glau-
ben könntest, dies seien die weltbeherrschenden
Olympier, die sich in einer Schenke zum Biere versam-
melt; das größte Übel aber, das diese Götter er-
reichten, und auf welches sie ausgehen, seine Ohrfei-
gen und Beulen: doch was kann ihnen dies auch
schaden? Es ist Witz, Scherz! Mengen sich sie doch
selbst beim Homer die Götter in den Kampf der
Menschen, werfen sich sogar mit Steinen, und wenn
sie auch dann und wann eine Schlappe bekommen,
worüber sie etwas brüllen, so verschmerzen sie sich

doch

doch wieder freundlich in dem goldenen Palaste das Haus, trinken zur Erfrischung Nektar, und essen Ambrosia.

Es eignen sich also diese holländischen, derben, ungehobelten Figuren, die voll von rohen Späßen, die mit Bewunderung und Liebe behandelt sind, weit mehr als Gegenstand der Kunst, sind dem Ideale weit näher, als jene edlen, eleganten Griechen, als jene durch und durch verschnittenen Schemen, wie sie in französischen Romanen paradiren.

Ähnliches siehst du in der Münchner Pinakothek jene berühmten spanischen Bettelbuben von Murillo, die es wohl verdienen, hier angeführt zu werden. Auf dem einem Bilde spielen zwei mit Würfeln, der dritte mit einem Hunde. Auf einem andern Bilde siehst du wieder zwei Bettelbuben, von denen sich der Eine Weintrauben, der Andere eine Melone wohlschmecken läßt. Und auf ihren Gesichtern ist eine solche Freude, eine solche Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt zu lesen, daß man glaubt, sie seien die Könige dieser Welt, oder doch wenigstens freie Sultane, Wesen von einem Gusse, ganz von Niemandem abhängige Menschen, die nichts bekümmert, denen Streit, Reichthum, Ansehen und Würden eitle Dinge sind. Kein Kummer macht sie von der Prosa der Wirklichkeit, und ihre Seelen, voll Jubel und Freude, treten ihnen als Röthe in die Wangen, und mitten durch ihre zerlumpten Kittel strahlt die kräftige Freude des

Le-

Lebens, und die düsterische Verachtung der realen
Welt. +

+ kein Absatz!

Und Nechenwieg? bei ihm können wir nicht von ei-
nem Schematismus reden; denn den giebt es in seinen
Bildern nicht. Keine zufällige und nach Tische hin-
geworfene Kleckse bilden seine Gesichter. Betrachte aber
die Umrisse und Schattirungen seiner Figuren! das
ist Leben und Wahrheit. Du siehst hier eine Kirchwei-
he Bauernhochzeit, du hörst die Stimme der Cymbel,
der ~~Ge~~ Baßgeige, der Fidel, wie sie so recht gemüth-
lich tönen. Es kommt dir vor, als hörtest du das Auf-
schlagen mit dem Absatzeisen, und das Geklirre der
Metallreifen am Gurt.[3] Es kommt dir vor, als
hörtest du, wie der Bräutigam und die Kranzchen-
führer jauchzen. Und so sehr geht es diesen Bauern-
burschen und Bauernmädchen zu Herzen, daß du es förm-
lich siehst, wie sie überzeugt sind, es könne sie auf
der ganzen Erde Niemand übertreffen, sie seien
nicht die ersten besten, sondern wirkliche Lu-
stigen Kirchweihleute[4x]), in jeder Beziehung tüchtige
Leutchen. Sie heben ihre Mützen und Kappen vergeß-
sen, und jauchzen aus der Tiefe ihrer Seele, und
freuen sich; denn sie sind der Schwere der Wirk-
lichkeit entrückt, und in die Welt der Poesie geho-
ben, und stehen als Ideale da.

Man muß aber auch den Nechenwieg gekannt
haben, um zu begreifen wie derlei gemüthliche Schö-
pfungen haben aus seiner Seele hervorgehen können.

Ck

Als wir noch Kinder waren, sahen wir ihn, wie er in weißem
Talar(?) 5x) und scharlachrother, viereckiger, nach hinten geschob-
ener Mütze, einen langen Rohrstock in der Hand, einherschritt,
und nachher, wenn er bei der Prozession den Baldachin tra-
gend, in seinem ganzen Glanze hervortrat, diese Welt mit
so wunderbar munteren, so heiteren Blicken betrachtete, daß man
sehen konnte, wie er darüber ganz in Freude aufging. Aber
er bewegte auch einen heiteren und schnellen Pinsel, und
malte überall mit gleicher Unverdrossenheit, mit gleichem
Fleiße, sei es, daß er dem Vorraum(?) 6x) die Wände seines
bischöflichen Palastes, oder ~~die Kuppel~~ den Bogen(?) der Jesuitenkirche 7x)
malte, sei es auch, daß er in der Vorstadt die Außen-
wände eines ~~Bauernhauses~~ Gasthofs mit Figuren schmückte; wohl
wußte, daß in kurzer Zeit Regen und Schnee diese sei-
ne Arbeit herunterspülen sollten; denn er kannte we-
der seine Größe, noch seinen Werth. Was ~~das Schicksal ihm~~ immer
~~entgegenbrachte~~ sein Herz begehrte(?), das malte er auch hin.
Er kannte weder Ruhm, noch Darben(?): Gott allein war sein
Meister, der ihn mit dem Pinsel ebenso gut Ideale schaf-
fen, wie die Traube bei(?) 8x) Wasser(?) machen lehrte(?). Dafür er-
wischen aber auch keine Stürme, kein Regenwetter den
ehrlichen Namen Herzowicz's(?) aus +) ~~dem herzlichen Anden-
ken Andenken der Menschen~~. In dem Album Timar-
Chi's(?) 9x) findest du ~~viele kleine Zeichnungen~~ auch viele recht hübsche(?) Zeichnungen.
Was aber die Farbe anlangt, so hat sich nicht mit Be-
zug(?) von den wahrhaft flamländischen Bildern er-
~~zeugt~~

+) dem Herzen und der Erinnerung der Menschen.

zeigt, wie sie Freudigkeit und Keckheit in ihren Launen schaffen, — oder gar Hog., dessen Stil und dessen Figurenbeschaffenheit, so wenig sind, wie die englische Küche seines Vaterlandes.

Du siehst also, daß sowol bei den holländischen Malern, als auch bei Murillo und Velasquez, also in der ganzen hieher gehörigen Malerschule die Natur lebendig dargestellt ist; aber nicht jene allgemeine, matte, alltägliche, getheilte, sondern die in ihrer Poesie aufgefaßte Natur bildet das Wesen dieser Kunstwerke. Die Unabhängigkeit dieser Figuren von der wirklichen Welt macht sie zu eigenen, ganzen Wesen; sie sind daher keine Theile des Lebens, sondern Totalitäten. Und darin eigentlich unterscheiden sich diese Bilder von den wirklichen, gemeinen Holländern, von wirklichen Gassenbuben und verlebenden Krämern Bauernburschen, daß, wenn man denen in der wirklichen Welt zusieht, man bemerken kann, wie ihnen das Leben sauer wird, daß ihnen die irdischen Sorgen zu den Augen herausschauen, daß ihnen ein Mangelzeichen ihrer Gebrechlichkeit anhaftet, daß ihr Leben durch zufällige Verhältnisse determinirt und bezwungt ist, daß sie mit der wirklichen Welt Coincidiren, und als unbedeutende Individuen zu ihr gehören. Vergessen sie doch auch wir, weil wir alle gebrechliche Erdenmenschen sind, manchmal auf Augenblicke auf unsere Sorgen und Quälen, unter denen wie das

L=

Leben hinschleppen. Und doch ist dies nur eine scheinbare Freiheit, ~~und~~ da wir glauben in solchen Augenblicken einem Vogel, den die Wirklichkeit an einem langen Faden hält, den er aber, mag er sich noch so hoch erheben, zu zerreißen außer Stande ist.

Aber trotz der erotischen Seite, die sich an jenen Bildern manifestirt, sind dieselben doch nicht im entferntesten bloße Fiktionen, sie sind nicht die Erzeugnisse einer zügellosen Phantasie, sondern in der That lebendige Abbilder, höchst charakteristische Gassenbuben, wirkliche Re-[illegible] in ihrer ganzen Individualität und Wahrheit. Du siehst also in allen bis dahin durchgelesenen Worten dieses Briefes die Richtigkeit unserer früheren Auffassung des Ideals bestätigt.

Wir haben gesagt, daß das Ideal die Versöhnung des Geistes mit der Wirklichkeit sei, daß es aber alle Beziehung zur Realität zerreiße, daß es ein in sich abgeschlossenes, geistiges Ganze sei, ~~nicht destoweniger~~ aber kein willkührliches Produkt der Phantasie sein könne, sondern vielmehr die Wahrheit und Individualität bewahren müsse. Denn Wahrheit und Individualität sind die beiden Hauptelemente des Ideals, ~~ihre~~ seine zwei nothwendigen Bedingungen. Nun hast du gesehen, wie sie bereits einander verbanden, als wir vorhin von Portraiten, lebenden Wesen, Landschaften, besonders Gebirgsbewohnern, komischen Aufführungen, von den niederländischen Künstlern, von Murillo und Kochanowicz sprachen.

der

Der weitere Verfolg dieses Briefes wird uns aber das Wesen des Ideals noch mehr veranschaulichen.

Wenn manche in den von uns betrachteten Sittengemälden, die sie zu zeigen, nur in dem Vergänglichen der Schönheit stehen, die Wirklichkeit für das Ideal nicht hinreicht, wenn die Realität ganz, wie sie sich giebt, in die Kunst übertragen, nicht einerseits zum Ideal erhoben wird, so kann dies in den höheren Sphären der Kunst noch um so weniger der Fall sein. Indem ich aber die Sittengemälde und Erzählungen der neueren Zeit übergehe, möchte ich deine Aufmerksamkeit auf die Malerwerke der altdeutschen und niederländischen Schule, auf jene meisterhaften Leistungen wenden, die uns die ~~die~~ beiden van Eyck, van der Goes, Messis, Schoreel, Dürer, Holbein und ~~[illegible]~~ vieler Andern hinterlassen haben, und wie du sie in der Sakristei unserer Marienkirche finden kannst.[10] Wahrlich, mit Recht wirft man jenen Deutschen und Niederländern eine übertriebene Nachahmung der Natur vor. Auf den ersten Blick, den man auf diesen Kreis von Aposteln und Heiligen, von ihnen gemalter Männer, wirft, erkennt man, daß dies lebende Portraits sind. Ihre Gesichter sind offenbar deutsch, ganz aus dem Leben genommen, und ins Gemälde übertragen. Nichtsdestoweniger ~~aber~~ sieht man ~~aber~~ auch, daß irgend eine höhere Welt diese Gesichter angehaucht, und den Staub der Zeitlichkeit von ihnen weggewischt hat. Du wirst ~~aber~~ diese ihre

Zü-

höheren Welt erkennen, wenn du diese Apostel und Heili-
ge mit dem Stifter des Gemäldes, einem weltlichen
Menschen vergleichst, der manchmal neben ihnen auf
dem Bilde gemalt ist. Wenngleich derselbe kniet, u.
die Hände andächtig faltet, das Antlitz voll Gottes-
furcht, herzlicher Andacht und christlichen Geistes, so kann
man dennoch erkennen, daß dies ein Mensch ist, der
mit dem Erdenleben gerungen hat, und + manchen Lei-
den unterlegen war

[illegible] gar
[illegible] manches Leid
[illegible] hat.

Wer wollte läugnen, daß viele Gesichter in der Wirk-
lichkeit, wenn nicht gar vielleicht alle, Demuth, Gottes-
furcht, Treue auszudrücken im Stande sind, und daß sie
sich deshalb zu einem religiösen Gemälde eignen. Aber
was nützt das Alles, wenn neben dieser Demuth, Treue,
Gottesfurcht, diese Gesichter noch viele andere Gefühle
ausdrücken, die aus ihrem wirklichen Leben, aus dem
Kampfe mit der Welt herrühren. Sie können darum
auch nicht so, wie sie sind, ins Ideal übergetragen wer-
den; denn im Ideale darf einzig nur das sein, was der
Ausdruck des Geistes ist. Was darüber ist, ist unnö-
thig, und stört den künstlerischen Totaleindruck. Sol-
len daher wirkliche Figuren in die Kunst übertra-
gen werden, so müssen sie der Wirklichkeit enthoben
werden, sie müssen ihre Verhältnisse zur realen Welt
zerreißen, und sich von derselben ganz unabhängig
machen.

Was wir hier über die Malerei und Bildnerei sa-

gen,

gen, ergötzt auch auf die Poesie. Du findest in der Geschich-
te Menschen, die die Helden eines Epos oder einer Tra-
gödie sein könnten; im gewöhnlichen Leben aber findest
du nur solche Menschen, die sich als ein manchmal ganz
vortrefflicher Gegenstand des Romans oder der Komö-
die eignen. Es ist aber klar, daß, will man sie in die Kunst
übertragen, man sie nicht in der ihnen in der Wirklichkeit
eigenthümlichen Form übertragen kann. In der Kunst
wirst du ihren poetischen Charakter herausheben, wirst
sie rücksichtlich ihrer geistigen Seite darstellen, wirst sie
von allen unwesentlichen Zufälligkeiten befreien, und
ihre eigentliche, geistige Farbe auffinden müssen; denn
anders können sie nicht Gegenstand der Kunst sein. Ich
mag nicht läugnen, daß es viele Damen, selbst unter
denen, die wir das Glück haben zu kennen, giebt, die wegen
ihrer Schönheit dreist in ein Gemälde übertragen wer-
den könnten, um als Minerva, Juno, Venus zu strahlen.
Aber wie dann, wenn sich auf den Gesichtern dieser wirk-
lichen Damen noch mancher Ausdruck findet, der sich nicht
im entferntesten mit dem reinen Olymp vereinba-
ren läßt?

Was soll ich aber erst von der christlichen Kunst sagen,
wo es darauf ankommt, die Figuren heiliger Gestalten
zu schaffen? Handelt es sich in einem Gemälde der heil.
Jungfrau z. B. blos um körperliche Schönheit allein, u.
nicht viel mehr um den Geist, der das Antlitz der jung-
fräulichen Mutter umstrahlt? Kommt es hierbei nicht

auf

auf jenen idealen Ausdruck an, der mit der reinsten Mutterliebe zu dem Jesuskinde erglüht, und doch zugleich von der tiefsten Demuth gegen Gott durchdrungen ist, auf einen Ausdruck, worin das Gefühl der unwürdigen Magd sich mit dem himmlischen Glück der Gottesgebärerin in idealer Vergeistigung paart? Ein solches Höhere, das Zeugniß eines absolut makellosen Geistes gehört aber nicht der Erde an, ist auf ihr nimmer zu finden, ist über die Sterne erhaben, und deshalb kann auch das schönste, das bezaubernste Antlitz eines irdischen Weibes nimmer der Ausdruck dieser Erhabenheit sein; denn an einer irdischen Schönheit sind die weltlichen Verhältnisse, Leiden und Freuden, Schmerz und Hoffnung mit schwerem Fittig vorübergeschwebt.

Du siehst also, daß das Ideal des Künstlers nicht in der bunten und wandelbaren Sphäre der realen Welt weilt, ~~und~~ sondern daß er es nothwendig aus den Tiefen seiner Seele heraufholen muß. Es fühlte diese Wahrheit jener Auserkorene und Geliebte der höchsten Schönheit, Raphael, wenn er in einem Briefe an den Grafen Castiglione rücksichtlich seiner Galathea schreiben konnte: „Io mi servo di certa idea che mi viene al mente." – Wahrlich, diese seine himmlische, in den Tiefen seiner Seele keimende Idee hat sich seinen Augen geoffenbart in der Gestalt der Gottesgebärerin, angethan mit dem ganzen Zauber ihrer himmlischen Reize, in einer leichten, durchsichtigen, aus dem Dufte paradiesischer Blumen und den Seufzern

der Engel gezeugten Gestalt. So sind seine Madonnen ent-
standen. Zu allen Zeiten schwamm das Ideal aus der
Tiefe des Geistes dem Künstler herauf. So war es auch
in der antiken Welt, in der griechischen Kunst. Betrach-
te jenes goldene Zeitalter der hellenischen Kunst, als
Perikles einen Kreis von großen Meistern, gleich
hellen Sternen, um sich versammelte. Einer dieser Ster-
ne war Phidias, dessen im einfachsten Meißelstabe
geschaffenes Werk die ganze Welt der geistigen Schön-
heit in sich schloß.[11.73] Cicero, jener Römer, der, gebeugt
durch das Unglück seines Vaterlandes, am Abend
seines Lebens, der auch das der römischen Republik
war, gern über Griechenland nachdachte, und sich freu-
end an seine dort verlebten Jugendjahre erinnerte,
drückt sich über das Ideal des Phidias folgenderma-
ßen aus: „Ich bin der Ansicht, daß es in keiner Gat-
tung etwas so Schönes giebt, über welches dasjenige
nicht noch schöner sein sollte, wovon jenes gleichsam
nur das Abbild ist, wie von einem Wesen mit den
Augen, noch Ohren, noch überhaupt mit irgend ei-
nem andern Sinne wahrnehmbaren, sondern
nur durch den Gedanken und durch die Seele von
uns auffaßbaren Antlitze. Nichtsdestoweniger
können wir uns also auch etwas noch Schöneres
denken, als des Phidias Bildsäulen, über welche wir
in der Wirklichkeit nichts Vollendeteres sehen, und
als jene Malerwerke, die ich vorher angeführt habe.

Auch

Auch hat jener Künstler, als er die Form des Jupiters oder der Minerva schuf, sicherlich Niemanden als Modell vor sich gehabt, um von ihm die Ähnlichkeit herzunehmen, sondern in seiner eigenen Seele saß ein geistiges Schönheitsmodell, welches er unverwandten Auges anschaute, und ein Ebenbild davon mit künstlerischer Hand ausmeißelte. (c) Du siehst, daß diese Stelle sehr wichtig ist, und darum habe ich sie dir auch ganz mitgetheilt. Es leuchtet uns ein, daß jener: „certa idea che mi viene al mente" des Raphael und diese ciceronische oder ächt dichterische: „mente insidens species pulchritudinis quaedam" vollkommen ein und dasselbe, daß sie das Ideal sind. Auch verweise ich dich hier

---

(c) Sed ego sic statuo, nihil esse in ullo genere tam pulchrum, quod non pulchrius id sit, unde illud, ut ex ore aliquo, quasi imago, exprimatur, quod neque oculis, neque auribus, neque ullo sensu percipi potest: cogitatione tantum et mente complectimur. Itaque et Phidiae simulacris, quibus nihil in illo genere perfectius videmus, et his picturis, quas nominavi, cogitare tamen possumus pulchriora. Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens, in eaque defixus, ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. (Cic. Orator.)

auf jenen erhabenen Standpunkt Platos, der das Ideal als eine Rückerinnerung der Seele aus dem olympischen Leben auffaßte (vergl. Brief VI.). Phidias, Raphael und Plato sind gewiß Vorgänger im Reiche der Kunst, und du siehst also, daß das Ideal nicht das Konglomerat der auf die große Zahl lebender Wesen vertheilten Schönheit ist, sondern daß es sich vielmehr als ein Ganzes im Geiste manifestirt.

Wenn aber das Ideal in der That nur in das immaterielle Gebiet des Geistes übergetragene Realität ist, wenn es wahr ist, daß diese Realität von den schweren Fesseln der Materie befreit erscheint, daß sie alle Gemeinschaft mit der Zeitlichkeit zerrissen und negirt hat, wenn das Ideal eine für sich bestehende, unabhängige Totalität ist, so wunderst du dich daher auch nicht, daß zu diesen Höhen keine irdischen Seufzer dringen, daß dort keine hoffnungslose Verzweiflung, kein bodenloser Schmerz Statt hat. Die Werke der Kunst — sagt Schiller — die Ideale, sind die Schatten und Geister jener Welt, die leidenlosen Bewohner der elysäischen Felder.[12] Du begreifst also, daß kein herzzerreißender Schmerz, daß keine Verzweiflung, kein grenzenloses Leiden an der Kunst seine Manifestation finden kann. Das Ideal hat seine Leiden, seine Schmerzen und Thränen; denn es ist ~~[illegible]~~ aus der Wirklichkeit ~~[illegible]~~ entsprungen; aber jene Leiden, Schmerzen und Thränen des Ideals sind durch die Hoheit des Geistes gemildert.

mildert. der Geist aber ist unendlich, er ist unsterblich und deshalb können ihn auch keine Leiden, kein Schmerzen vernichten. Im wirklichen Leben bricht der Mensch unter der Last seines Unglücks zusammen, krümmt sich im Staube seiner Erniedrigung, der Geier der Reue hackt ihm in die Seele Wunden unendlichen Schmerzes, das Herz bricht, und ein oft verzweiflungsvoller Tod beendigt sein Leben. Aber im Ideal glänzt durch die Thränen und Leiden die unsterbliche Glückseligkeit des Geistes; denn das Ideal ist Wirklichkeit und Geist zugleich, es ist vergeistigte Realität; in ihm berührt sich die Zeitlichkeit mit der jenseitigen Welt, die endliche Vergänglichkeit mit der Ewigkeit: das Ideal unterliegt keinem Schmerze und keinem Unglücke ohne Grenzen (vergleiche S. 180. u. ffg.)

So wie die Musik den Schmerz nicht durch Geschrei, wüstes Gestöhne und gellende Entsetzen erregende Klänge ausdrückt, sondern wie der schwere, herbe Schmerz in Tönen voll ewiger Harmonie zerschmelzend, sich als Strom einer elegisch klagenden, schwermuthschwersten Harmonie ergießt, ebenso heiligt die harmonische Schönheit des Ideals auch den in andern Künsten, wie in der Malerei, Skulptur und der Poesie ausgedrückten Schmerz: es sind dies die Töne der über den Tod des Gottessohnes in der sixtinischen Kapelle zu Rom am Charfreitage weinenden Engel, wenn mit jedem Psalme eine von den

drei-

dreizehnte Kerze auf dem Altare erlischt, gleich verlöschen den Sternen in dem durchbohrten Herzen der schmerzhaften Mutter. — Betrachte die griechischen Bildwerke, und du wirst überall finden, daß Verzweiflung, Tod und alle das Herz eines edlen Menschen zerreißenden Schreckensmomente, im Ideale keine Statt haben, ja, es ist sogar noch sehr zweifelhaft, ob der geöffnete Mund des schlangenumgepreßten Laokoon den Schrei einer unendlichen Schmerzensverzweiflung andeuten soll.[3] In den Tragödien jener antiken griechischen Dichter hast du von der Schmerzenslosigkeit des Ideals genug der herrlichsten Beispiele. In allen weht der Geist des Trostes, und der Kranz der Unsterblichkeit schwebt aus den Wolken auf das Haupt der sterbenden Helden hernieder. Ich glaube, daß nichts die Auffassung der Griechen in dieser Beziehung so sehr veranschaulicht, wie Oedipus auf Kolonos von Sophokles.

Oedipus hat, ohne es zu wissen, ein doppeltes Verbrechen, nämlich Vatermord und Blutschande auf sich geladen. Als diese Wahrheit in ihrer ganzen Schreckensgestalt vor seine Seele trat, als er in des Unglückes tiefen Abgrund hinunterschaute, als er durch seine Söhne des Thrones beraubt, an seine eigenen Augen Hand anlegte, und sie aus ihren Höhlen herausriß, und in der Nebel die herrliche Hülle des Geistes verschwinden ließ, sich freiwillig der Blindheit weihend, da geht der durch die Jahre und schreckliche Erlebnisse gebeugte Greis, auf den Stab gestützt, in die weite fremde Welt, um Obdach

durchzusuchen. Der Anfang der genannten Tragödie beginnt grade mit dem Momente, wo Oedipus auf seine Tochter Antigone gestützt, in den heiligen, den Eumeniden, jenen furchtbaren Göttinnen geweihten Hain anlangt. Dieser Akt ist höchst einfach, aber auch ebenso schön. In dem dunklen Schatten dieses Haines ist der Eingang in die Unterwelt, wo es keine Schmerzen mehr giebt, und wo der Hauch jener Welt alle Leiden mildert. Hier warten auf Oedipus die Götter, damit derselbe sich mit ihnen und mit sich selbst aussöhne. Sie führen ihn aus dem Drangsale des zeitlichen Lebens in das Reich, das keine Thränen kennt. Und als die Töchter verzweifeln, daß sie einsam auf der Welt übrig bleiben müssen, tröstet sie der Chor mit den Worten: „Wenn durch die Gnade das Ende seines Lebens gelöst ist, so beseitigt auch das Schmerzes Stimme. Es fällt ja ein Jeder so leicht ins Unglück!" Und Theseus fügt später hinzu: „Beschwichtigt ~~[illegible]~~ die Eigner der Trauer, ihr Kinder, nun weinet nicht über den Vater; denn die Gnade hat ihn in heil'ger Erde geborgen, und Gottlosigkeit wäre Jammern und Schluchzen."[14] – Wahrlich, ein solches Leiden und Schmerzen, wo der Mensch unter dem Fittig der Gottheit in die andere Welt hinüberschwebt, ist das höchste Glück, das den + ~~Sterblichen treffen kann.~~

+ Menschen auf dieser Erde treffen kann.

So findest du in der Litteratur der Alten, und namentlich im Aeschylus, unermeßliche Schätze dieser idealen Poesie. Auch hoffe ich in diesen meinen Briefen einmal

Ge-

Gelegenheit zu finden, den Sophokles, den größten Tragiker des Alterthums mit Shakspeare, dem genialsten Dichter der christlichen Litteratur, zu vergleichen. Hier aber möchte ich von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht gern abweichen, und erinnere nur, wie Shakspeare, in dessen Dichterseele, in dessen Geiste das erhabenste Gefühl des Ideals lebte, durch sein Genie wie durch einen Instinkt geleitet, den Geist der wahren Schönheit, welche zauberische Blumen auf schreckenvolle Leiden streut, entwickelte und darstellte. So in Romeo und Julia, am Ende, da, wo schon die ganze Handlung ihrer Entwicklung entgegeneilt. Romeo sieht seine Julie in der Gruft starr und leblos, und sagt: „denn hier liegt Julie, und ihre Schön„heit erfüllt mit strahlendem Glanze die dunkle Woh„nung des Todes! ... Wie, verklären sich Menschen, wenn „sie des Todes Schwelle betreten mit Freude? Zeugen „Sterbender sagen, daß dies gleichsam der letzte Blitz in „dem Antlitze des Dahinscheidenden sei. Ach, ich möchte „diese meine Hochzeit einen solchen Blitz nennen! O, „meine Liebe! mein Weib! der Tod, der deines Odems „Süßigkeit ausgesogen hat, vermochte nichts über die „Wunder deiner Schönheit. Er hat den Sieg über dich „noch nicht davongetragen; die Zeichen der Schönheit „wehen Purpur noch auf dein Antlitz und auf deine „Wangen, und des Todes blasse Fahne ist noch nicht „hieher gedrungen .... Hier will ich bleiben, und nicht meh-

ren

„verlassen diesen Palast der Finsterniß. Hier lege ich des lä-
„bens schwere Bürde nieder, und schüttle der neidischen Ster-
„ne Joch von dem leidenbedrängten Körper. Ihr Augen,
„blickt mich zum letzten Male an; ihr Schultern, nehmt
„noch die letzte Umarmung hin! Und du Mund, des Athems
„Thor, besiegle mit deinem Kusse die ewige Ver-
„schreibung des wuchernden Todes"[15] Und am Ende reichen
die Väter jener sich hassenden Geschlechter, der Kapulets
und Montagues, über den Leichen ihrer Kinder einander
die Hände; denn der Schmerz hat den Haß verbannt.
Kapulet: „Bruder, reich mir die brüderliche Hand u. s. w.[(d)]

(d) Ich kann nicht umhin jene Worte Romeo's wegen ihrer wunderbaren Schönheit aus dem Original ganz zu citiren:

For here lies Juliet, and her beauty makes
This vault a feasting presence full of light.
Death, lie thou there, by a dead man interr'd!
(Laying Paris in the monument.)

How oft, when men are at the point of death,
Have they been merry? which their keepers call
A lightning bevore death: O, how may I
Call this a lightning? – O, my love! my wife!
Death, that hath suck'd the honey of thy breath,
Hath had no power yet upon thy beauty:
Thou art not conquer'd; beauty's einsign yet
Is crimson in thy lips, and in thy cheeks,
And death's pale flag is not advanced there.
Tybalt, liest thou there in thy bloody sheet?

O,

Und in Hamlet sagt Horatio in dem Augenblick, wo Hamlet stirbt: „Jetzt bricht ein edles Herz! – Gute Nacht, theurer Königssohn!" In diesen wenigen und einfachen Worten ist der ganze Inhalt des Lebens u.

O, what more favour can I do to thee,
Than with that hand, that cut thy yauth in
twain
To sunder his, that was thine enemy?
Forgive me, cousin! – Ah, dear Juliet,
Why art thou yet so fair? Shall I believe
That unsubstantial death is amorous;
And that the lean abhorred monster keeps
Thee here in dark to be his paramour?
For fear of that, I will still stay with thee:
And newer from this palace of dim night
Depart again; here, here will I remain
With worms that are thy chamber-maids; O, here
Will I set up my everlasting rest,
And schake the yoke of inauspicious stars
From this world-wearied flesh. – Eyes, look your
last!
Arms, take your last embrace! and lips, O you
Thee doors of breath, seal with a righteous kiss
A dateless bargain to engrossing death! –
Come, bitter conduct, come, unsavoury guide!
Thou desperate pilot, now at once run
on
The dashing rocks thy sea-sick weary bark!
Here's to my love! – (*Drinks*). O, true apoth-
cary!
Thy drugs are quick! – Thus with a kiss I
die! (*Dies*).

Todes aushalten. Und so wird, wenn auch der letz-
ten Scene der Tragödie der Vorhang fällt, jedes mit-
rufen: es ist vollbracht! und wird eine Blume
auf den Sarg des Opfers der Zeitlichkeit legen.

Betrachten wir alle großen Künstler, so finden
wir in ihren Leistungen einen verwandten, erhabenen
Schmerz dargestellt. Ueber die Thäler des irdischen
Lebens ziehen Wolken, Regenschauer und Blitze der-
für; die hellleuchtenden Höhen des Ideals aber
reichen weder Regenschauer, noch schwarze Wolken,
noch die brennenden Blitze, und aus dem dür-
ren Holze des Kreuzes der zeitlichen Leiden er-
sprießen des Himmels wonnige Freuden. Die
Poesie allein kann um ihrer Natur willen den
Zauber unserer Freuden zerreißen; sie vermag
ihn aber wieder herzustellen, und dann einen noch
reizendern zu erschaffen. Denn indem sie in dem
Strome ihrer Harmonie fließt, hebt sie uns bald
über schwarze und schaudererregende Felsenabgrün-
de empor, bald geleitet sie uns in die weiten, fried-
lichreichen Höhen, wo unser schmerzerfülltes Herz
sich gleichsam [illegible] mit der Majestät der Gott-
heit, die tief in unserer Seele wohnt, [illegible].
Die Skulptur und Malerei aber, die nur einen
bestimmten Moment darzustellen im Stande sind,
haben einen schwierigern Beruf. Die Christum
verspottende Soldatenknechte in der Ferne, wie
wir sie auf alten deutschen Gemälden sehen, sind
die schreiende Töne einer falschen in die Har-
monie des Ideals sich eindringende Seite. Nur
das höchste Genie kann einen Stoff von dieser Art
vergeistigen. 16)

In diesem Augenblick erinnere ich mich an zwei

Gr.

gemalt, die beide von einem und demselben Künst-
ler herrühren: beide sind klassische Werke von Giro-
det, beide versammeln auch heute Schaaren von Be-
wunderern in Paris um sich, beide eignen sich zum
[illegible] Beispiele. Das eine stellt eine Scene aus der
Sündfluth dar; das andere aus der Atala. Auf
dem ersteren haben die Gewässer die Welt überflu-
thet. Im Vordergrunde wiegt sich auf schäumender
Fluthen eine Leiche. Ein einsamer Felsen ragt über
das Gewässer empor — auf ihm steht ein Baum. — Ein
in der Kraft des besten Alters stehender Mann
trägt auf seinen Schultern einen schwachen Greis
— seinen Vater. Mit der einen Hand erfaßt er
jenen Baum, die andere reicht er der zarten Gat-
tin, die einen Säugling an ihre Brust drückt. Aber
ein älterer Knabe, hat in der Todesangst die
Haare der Mutter ergriffen, zieht dieselbe rück-
wärts — sie verliert das Gleichgewicht — der Gat-
te, mit dem Ausdruck des Entsetzens seine äu-
ßersten Kräfte anstrengend, will die unter-
sinkende Gattin hinaufziehen: — in diesem Au-
genblick bricht der durch die Last gebogene Baum-
stamm, und die ganze Gruppe von Menschen ver-
sinkt in den Abgrund der überfluthenden Ge-
wässer. Es ist dies eine das Herz durch und durch
erschütternde Scene, und verwundet doch ihre
Vollendung durch einen disharmonischen, entse-
tzensvollen Klang. —

Einen ganz andern Eindruck bringt das zweite
Bild Girodets hervor, welches die Beerdigung der
Atala darstellt.

Der Zuschauer blickt durch den Hintergrund einer

dunk.

dunklen Grotte, mit dem Gesichte nach dem Ein-
gange derselben. Im Vordergrunde, doch noch unter
der Wölbung der Grotte klafft ein frisches Grab. Ehr-
bert und ein Eremit senken den Körper der Jungfrau
in den Schoß der Erde. Der in stillen, innern Schmer-
ze aufgelößte Jüngling drückt sein Antlitz an die
Knie der todten Geliebten, und der Greis hat im
stummen Mitgefühl die Trauer des Herzens in
die Tiefen der Seele verdrängt. In der Ferne aber,
auf der lauschenden Höhe eines waldumkränzten
Gebirges, zeigt sich ein Kreuz – das Ende jedes
Leidens!

Gewiß kennst du jenes kostbare Meisterwerk
von Schoreel, welches den Tod der heiligen Jungfrau
vorstellt. Hier zeigt sich in den Physiognomien der
rings umher stehenden Personen kein verzweiflungs-
voller Schmerz. Betrachte genau das Hochaltar
unserer Marienkirche, und du wirst die hohe Er-
habenheit der die Gottesgebärerin umgeben-
den Figuren bewundern. Maria neigt sich wie
vom süßen Schlummer bewältigt, sanft hernie-
der, und in Engelsträume versinkend giebt sie
das zeitliche Leben auf. Ich werde noch ganz be-
stimmt Gelegenheit haben, über dieses unvergleich-
bare Kunstwerk mit dir ausführlicher zu spre-
chen.

Die Kunst weilt nur auf Höhen, wohin die Schre-
cken unseres irdischen Jammerthals nicht dringen:
dort hört man keinen Schrei endloser Verzweif-
lung. Sogar in der Komödie, wo es doch haupt-
sächlich auf das Komische ankommt, darf der
Gegenstand nicht in äußerste Karrikatur der
Figuren ausarten. Hier darf nur das wahrhaft

Ko-

komischen, und nicht das Streben den Gegenstand
lächerlich zu machen, nicht die [illegible] Andern
schmähende Schadenfreude Statt haben. Denn, wenn
die Komödie auch die Fehler der Menschen auf-
decken soll, so ist es nichts destoweniger auch ihre
Pflicht, darauf zu achten, daß die menschlichen Tugen-
den nicht vernichtet werden. Dieselben müssen
trotz dessen, daß sie sich von ihren Fehlern über-
zeugen, doch die Wendung der Dinge zu er-
tragen im Stande seyn — sie dürfen nicht in der
Lächerlichkeit untergehen. Es folgt daraus, daß
von Grund aus verdorbene Menschen, gemeine
Charaktere nicht einmal in der Komödie [illegible]
[illegible] eingeführt werden dürfen. Die Komödie
soll nicht im entferntesten darnach streben,
die Bosheit und die moralischen Gebrechen zu
billigen, zu vermischen, sondern vielmehr darauf,
den Gegensatz nachzuweisen, in welchem sich manch-
mal die Individualität des Menschen zur all-
gemeinen Wahrheit oder auch Wirklichkeit ver-
hält. Das schönste Beispiel des Komischen ist der
Quixote. Hier treten beständig diese Gegensä-
tze hervor. Häufig blitzt mitten durch die [illegible]
[illegible] Macht des Irrthums der Funken einer edlen und
[illegible] Seele. Und nun jener unvergleich-
liche Sancho, der, wie ein entgegengesetzter Pol von
seinem Herrn, demselben stets zuwider handelt. Er
ist das gewählteste Komplement zu dem Quixote —
er ist seine andere Seite.

Hier ist nicht der Ort, um das Wesen der Komö-
die und des Komischen zu entwickeln. Nur zwei
Beispiele will ich dir aus unserem [illegible]

von

ren. Wer hat nicht seine vortreffliche Komödie „Da-
men und Husaren" bewundert? 18) Anfangs ma-
chen sich der Major, der Rittmeister und Gregor über
den Ehestand und über die Frauen lustig, und lassen
den Junggesellenstand sammt dessen Annehmlichkeiten
hochleben. Bald aber macht ihnen die Ankunft der
Fräulein Sophie, Angela und Friedrike einen Strich
durch die Rechnung. Jeder der Graubärte verliebt sich,
und so kommen sie mit sich selbst ihrer früheren
Grundsätze wegen in Streit. Sie gerathen mit sich
selbst in Widerspruch, und sehen, bis zu welchem Gra-
de der Lächerlichkeit sie sich verirrt, daß sie jetzt
auf einmal den Ehestand als eine allgemeine Wahr-
heit gelten lassen, und, weil sie sich verliebt haben,
wirklich heirathen wollen. Damit werden sie in
eine komische Lage versetzt, denn die Ehe in ihrem
Alter ist Thorheit. Bei der überdieß schon komi-
schen Gestaltung der Umstände werden die hei-
rathslustigen Graubärte durch die listigen
Bestrebungen Rembo's zu guterletzt nochmals
in eine komische Lage rücksichtlich ihrer selbst gebracht.
Und hiedurch wird ihnen die Lächerlichkeit ihres Vor-
habens im Gegensatze zur gesunden Vernunft klar.
Indem sie also ihren Fehler und ihre Verirrung er-
kennen, kehren sie zur Vernunft zurück. Die Wahr-
heit trägt den Sieg über sie davon; aber sie bringt
ihnen deshalb keine schmerzhafte Wunde bei: sie
ertragen die Wahrheit mit leichtem und fröhlichem
Herzen und scherzen über sich selbst. Wie sie wonne-
voll vergnügt sind, und sich mit einander freuen,
tritt Frau Orgon auf, und fragt: „Was sollen
denn die Lebehoch's bedeuten?" worauf der Rittmei-

ster

ster fröhlich antwortet: „Wir feiern heute die Rück-
kehr der Vernunft!" Der vortreffliche Major aber
giebt hierauf dem Ganzen einen Schluß, der von dem
hohen Adel seiner Gesinnung zeugt.

Ganz anders dagegen ist der Rest in dem andern
Stücke „die Menschenhasser und der Dichter" 19) [illegible]. Die Schürzung des dramatischen Knotens besteht
hier darin, daß Gerland mit dem Antlitze eines
Auferstandenen der Wohlthäter des jungen Liebespaar-
es wird, während Ostolf, der andere, aber finsterere
Menschenhasser, in die Worte ausbricht:

„Allein bin ich nun auf der Welt und merke jetzt,
daß der, der gleich mir unglücklich war, Trost findet,
Mir aber die Natur nicht einmal lächeln mag:
Aufspannen! sonst schieß ich mir die Kugel durch den Kopf."

In diesen Worten giebt es aber doch wahrlich nichts Hö-
heres, wie du mir zugestehen wirst. Dieser Ostolf
ist hier moralisch todt, er ist durch und durch vernichtet.

Damit habe ich dir das Wesen des Ideals, wie man es im
Allgemeinen betrachtet, in den Hauptumrissen hin-
gezeichnet. Das Ideal erhält aber dann einen Werth,
wenn es sich der Kunst wirklich einverleibt. Wir
wollen es daher noch genauer betrachten.

Vor allen andern Dingen drängt sich uns die
Frage auf, in welcher der verschiedenen Sphären
der Künstler sein Ideal finden könne? Wir sehen die Schöp-
ferkraft des ewigen Vaters ebenso gut in den lieb-
sten Farbentönen eines großen Kornblumen, wie in dem
Zitterwerke des in den Sonnenstrahlen aufgehangenen
Stäubchens Staubes; ebenso versinnlicht sich auch der
Schöpfergeist des Künstlers nicht nur auf den erha-
bensten Sonnenhöhen der Imagination, sondern auch in
den tiefsten Schluchten der Natur: überall holt er sich sei-
nen Gegenstand heraus und pflanzt überall seine
Siegeszeichen auf. Daher rühren die verschiedenen
Kunstgattungen oder Gebiete der Kunst.

In

Im Alterthume zeigt sich noch keine Gradation
der Künste; denn hier schlummern noch die Sphären der
Götter und Menschen miteinander eingehüllt. Die
ewige und zeitliche Welt sind aus ihrer primitiven Ver=
einigung noch nicht herausgeschieden. Der Mensch träumt
noch in der Befangenheit seiner Sinne, und die Gottheit
spricht mitten aus dem Schooße der Erde durch den Mund
des Orakels. Der Olympus nimmt unter die frohe
Schaaren seiner Götter auch die jugendlichen Gedanken
der Welt auf. Der Mensch ist noch nicht zur Unter=
scheidung des Himmlischen vom Irdischen gelangt, noch
nicht gelangt zu der aus der Vergleichung der religiö=
sen Kunst mit der weltlichen resultirenden Er=
kenntniß beider. Diese Unterscheidung wur=
de dem Menschen erst von dem Augenblicke an klar, als
Gott im Sterben von der Höhe des Kreuzes auf die Welt
herabblickte. Die Welt wankte in ihren Grundfesten,
und aus träumerischer Umarmung der Sinne entschlüpf=
te die Freiheit des Geistes, und gebar die religiöse
Kunst. Denn so wie bei dem Hauche des eintretenden
Lenzes die Bäume und Äste nebst allem Laube der
Wälder erzittern, also erzittern und erbeben sich
die Herzen aller Menschen, aller Nationen und Jahrhun=
derte bei dem Gedanken an Gott. Gott hört und versteht die=
ses Herzenszittern und die Sprache der Jahrhunderte,
und die Seufzer eines zärtlichen Menschen. Und die
Welt betet Gott durch die herrlichsten Werke der
Künste an; sie preist ihn aber durch die religiö=
se, die Heiligkeit selbst veranschaulichende Kunst.
Nur Gott=Vater, der ewige und unkörperliche
Gott regiert auch für die Kunst unerreichbar
von Höhen, und wenn ———

wenn auch das im menschlichen Geiste geborene Ideal
mit seinen Fittigen sich emporschwingt, so zieht es doch
die sinnliche irdische Gestalt immer wieder darnieder,
es arbeitet vergebens, um an den göttlichen Thron in
den höchsten Himmel zu gelangen. Aber Gott-Sohn, der
körperliche Gott, der Heiland, ist von den Gipfeln der Herr-
keit herabgestiegen, ist Fleisch geworden: darum kann
auch die Kunst an ihn das Ideal des Gottmenschen suchen.
An der Stelle der Götter, die wie die Wolken schwanden,
erglänzte unter den Menschen die Gestalt der Himmelskö-
nigin, und eine Schaar von Männern und Frauen, erleuch-
tet vom göttlichen Geiste: die Gestalten der Heiligen,
der Apostel, der Jünger und Märtyrer. Anstatt des
verstummten Orakels erklang der Propheten hehre Stim-
me, und die über die Wirklichkeit weisenden Hymnen
und Psalmen. (vergl. S. 225.)

Willst du wissen und fühlen, was die Majestät der hei-
ligen, der religiösen Kunst sei, so tritt in das Heilig-
thum unserer katholischen Kathedralen; aber tritt
hinein mit einem Herzen voll Glauben. Hier ist Alles,
was nur immer die religiöse Kunst hat erschwingen kön-
nen. So wie der Jüngling vor Freuden erzittert, wenn
er die Stimme seiner Mutter hört, also erzittert auch
die Seele vor ewiger Sehnsucht, wenn sie hier von dem
Hauche anderer Welten angeweht wird. Hier schießen
Säulen im kühnen Wuchse zum Himmel, gleich verstei-
nerten Gebeten verstummter Andachten, und, indem sie
sich oben wie Palmenkronen ausbreiten, verbinden sie

die

die Bögen des Gewölbes, und in diesen hohen, weiten Räu-
men erheben sich gleich dem Geflüster des Waldlaubs die
geflügelten Seufzer und die stillen Thränen des Volkes.
Durch die hohen Fenster und gemalten Scheiben fliesst
der tausendfältigen Strahlen Himmelslicht herein, giesst
sich wie ein Ocean über das Heiligthum, und schlägt mit
den Wellen allen Zauber des Lichtes und Schattens und
der dunklen Abenddämmerung, und bricht sich und leuch-
tet, und beschattet der hohen Gewölbe Hallen, und die
schimmernden, phantastischen Mauergesimse . . . .
Hier ist das Bild der mannigfaltigsten Schönheit, der
exotischesten Phantasie, der vollendetsten Harmonie.
Der Friede des Herrn hat sich über dieses Heiligthum
und in die Herzen der Gott verehrenden Schaar gesenkt.
Es kommt dir vor, als ständest du in der Vorhalle der
Ewigkeit. Die zeitlichen Freuden, Schmerzen, Hoffnun-
gen – Alles, was irdisch ist, verstummt in der Seele.
Die Wage unserer Gefühle, die ~~aber~~ ewig schwankt,
senkt sich jetzt in unserem Herzen: die Schaale der
irdischen Wünsche sinkt weit hinunter in den luftlee-
ren Raum der Vergessenheit, während die Schaale mit
himmlischem Inhalte auf der Hoffnung Hebel zur Ewig-
keit emporsteigt. – Horch! es erdröhnt der Orgel
Donnerstimme; das Chor erschallt in Hymnus und in
Psalmen zu Ehre Gottes in der Höhe. Der Herr aber
fährt auf des Sturmes und der Blitze Wagen; es
braust Musik und Sang wie auf wogenden Wellen

der

der Meeresfluth, und erfüllt alle Räume, sich brechend
an dem Gewölbe, den Bogen und den hohen Strebepfei-
lern. Das Heiligthum ist mit ~~Tönen~~ Tönen angefüllt: sie seuf-
zen gepreßt, und weinen, wie ein Klagelied, und wie-
der wachsen sie, brausen, schwellen an, und wogen im
Sturme und Donner. Und in diesen Tönen hörst du Ge-
bete, die Bitten und das Flehen der ganzen Natur und
Myriaden von Menschen, sowol derer, die schon waren,
als auch derer, die jetzt sind, und sein werden. Denn hier
hat die Zeit ihre Herrschaft verloren; hier hat sich die
Ewigkeit auf ihren Thron niedergelassen. Von den spitz-
bogigen Gewölben schauen die Säulenknäufe stau-
nend auf das knieende Volk herab; von der Höhe des
Altares herab leuchtet der Ausdruck der Barmherzig-
keit im heiligen Antlitze des gekreuzigten Christus ei-
nen warmen Strahl der Hoffnung und der Liebe in
die Seele ~~jeder~~ der Gemeinde fließen, und dieser Strahl
zerschmelzt der härtesten Herzen Frost – zum Thränen-
strome. Aus den Nischen der hohen Tempelmauern
strahlen der Heiligen gemalte Bilder und die bered-
ten Gestalten stummer Bildsäulen, deren marmor-
ner Mund die Geheimnisse des Glaubens, die uner-
forschlichen Tiefen des menschlichen Geistes und die Be-
stimmung der Welt verkündet. Auf der endlichen
Erde stehst du, siehst aber Gestalten des Himmels, bli-
ckest in das Leben der Unsterblichkeit; denn vor dir ent-
faltet sich die Unendlichkeit, und du siehst sie mit dei-
nen Augen, und vernimmst sie mit dem Gehöre deines

Her-

Kürzest! – Siehe, das ist die allmächtige Kraft der religiösen Kunst; denn diese ist die Krone jeglicher Kunst.

Wenn schon aber in der Kunst die Unendlichkeit und die absolute, ewige Wahrheit in einer sinnlichen Gestalt ausdrückt, so muss auch die religiöse Kunst, die sie die höchste Unendlichkeit, d. i. Gott selbst, versinnlicht, aller Künste Kunst sein. Das Ideal ist hier in seiner erhabensten Sphäre. Aber die religiöse Kunst kann nur auf dem Boden des innigen Glaubens wachsen und Blüthen treiben. Wo kein Glaube ist, da giebt es auch keine religiöse Kunst. Der Protestantismus vermag wenig nur die historische Kunst zu pflegen. Als in Frankreich die Leuchte des Glaubens unterging, da beschäftigte sich die Kunst mit der Apotheose des menschlichen Zeitalters; ihr Gegenstand wurde – Napoleon.

So wie die Sonne ihren Glanz nicht blos über den Himmel verbreitet, und auf demselben die Sterne wie Lichter in dem göttlichen Heiligthume entzündet, sondern auch auf die Erde herabstrahlend, auf unseren Alpengipfeln brennt, und von dort herab in die Erdklüfte sich senkend, durch das kleine Fensterchen in die niedrige Hütte des Menschen blickt, ebenso schwebt auch das Ideal zur Erde hernieder, und schafft die <u>weltliche Kunst</u>. Was in der religiösen Kunst die heiligen, vom göttlichen Geiste erleuchteten Männer waren, das sind in der weltlichen Kunst große Sterbliche, große historische Persönlichkeiten, die eine klare Kenntniß davon haben, was, für die übrige Welt noch ungekannt, auf dem

Grund voller Herzen, gleich dem Samenkorne einer
künftigen Geschichte ruht. Solche mit den Thaten der
Weltgeschichte verflochtenen Figuren sind die Repräsen-
tanten ganzer Jahrhunderte, und, was in anderen Men-
schen sich als Schmerz, als edlere Hoffnung, als Gefühl,
als schwacher Instinkt kund thut, das ist bei ihnen Ge-
danke, ist Kraft, die den Gang der Zeiten versteht, die den
Pulsschlag des Jahrhunderts fühlt, die ein Orakel für
die Welt ist: es ist kräftiger, vollziehender Wille. Das
Ideal verkörpert sich also in Menschen von hochherzi-
gem Charakter, in Menschen, durch deren Kapazität
die wichtigsten Wahrheiten gewaltig Oberhand nehmen,
die da beseelt sind vom Streben nach Ruhm, von Vater-
landsliebe, von Anhänglichkeit an die Eltern, von Ach-
tung für Wahrheit und Gerechtigkeit, von Liebe, Freund-
schaft und ähnlichen das menschliche Herz ergreifenden
Mächten. Und diesen Mächten weihen sich jene großen
Charaktere, für sie geben sie ihr Leben dahin.

So verwandeln sich denn Psalmen, Kirchenhymnen,
Gemälde, heilige Statuen in Werke weltlicher Kunst:
in erhabene Oden, in Epopöen, Tragödien, Bildsäulen
und Büsten, die das Andenken berühmter Menschen fei-
ern. Hieher gehört denn die historische Malerei, welche
die Apotheose großer Sterblicher und welterschüttern-
der Thaten ist. Desgleichen wird die Kirchenmusik, wer-
den heilige Oratorien in der weltlichen Kunst zur he-
roischen Musik, zur Oper, oder zum Nationallied, wel-

ches

ihres ganzen Reiches und Völker bewegt, (wie: Rule Britania – Gode save the king). Und die Architektur der Kathedralen und Tempeln verwandelt sich zur weltlichen Baukunst, welche Burgen, königliche Paläste, Stadtgebäude, Theater, Gallerien, Bibliotheken, Akademien errichtet, die das Land zur eigenen Ehre baut.

Das sind die Manifestationen des Ideals in der weltlichen Kunst. Aber diese Kunst hat auch noch andere niedrigere Stufen; denn sie verschönt die irdischen Sphären des Alltags- und Privatlebens. Hier führt die Architektur bescheidene Hütten, Villen, Gebirgsbauden, chinesische Altanen, Gartenbrücken und zierliche Stadthäuser auf. Hier schafft die Malerei gemüthliche Sittengemälde, wie die niederländischen Bambocciaden. Hier zeigt sich die Poesie im Roman, der Novelle, der Komödie, die Bildnerei errichtet Ennotaphien und Standbilder; die Musik aber begleitet heitere Lieder und spielt zum fröhlichen Tanze.

Zehnter Brief.

Einstmals, gerade gegen die Abendzeit, entstand in der Gegend des Bergwerkes Falun in Schweden plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung. Weiber, Kinder, Bergleute, Greise eilten sich in Hast, und liefen von allen Seiten in bewunderndem Gedränge und in gegenseitigem Gespräche zusammen, und Alle drängten sich nach einem Orte, wie nach einem gemeinschaftlichen Standpunkt ihrer Neugierde und Erwartung. Ein unerhörtes Wunder mußte sich ereignet haben; denn kaum hatten sich die bunten Schwarmen in einen Kreis gestellt, als Jeder die Stimme in sich erdrückend, mit Schaudern und Entsetzen verstummte, und regungslos einem besondern Ereignisse zusah. Mitten in dem Kreise der wie versteinerten, stummen Zuschauer lag auf dem Rasen ein Jüngling, gleichsam im tiefen Schlafe versunken. Er war mit fremder Tracht gekleidet, und sein Gesicht war unbekannt. Niemand kannte seine Züge, Niemand seine jugendliche Gestalt. Seine Kleider und sein Haar waren frisch, neu — und der Körper fühlte sich weich an. Man hatte ihn auf dem Boden einer dreihundert Fuß tiefen Schacht gefunden, wo schwefelmetallisches Wasser seinen Körper durchdrungen, und vor Verwesung geschützt hatte. Aus den finsteren, unterirdischen Tiefen ans Tageslicht

her-

heraufgeschafft, setzte er durch seine Erscheinung Alle in Erstaunen. Fremd war er dem lebenden Geschlechte; man hatte nicht einmal von diesem Unglück des bedauernswürdigen Bergmanns erzählen hören. Es war sogar mit dem Namen in der Erinnerung der Menschen und in der Sprache derselben erloschen. Jetzt lag er ungekannt da, kalt, starr, unverstanden von der ihn umgebenden Welt. Allen war er fremd: seine Gestalt erweckte in keinem Herzen Thränen, in keiner Seele regte sich das Mitleid des Kummers. Er lag allein, ruhig und still, mitten unter der Menge Menschen, die sich jetzt mit stillem, gedämpften Gemurmel neugierig um ihn herum drängte. Er war gewiß der Jugendgenosse ihrer Großeltern.—

Als man sich mit leisem Geflüster gegenseitig fragte, wer doch wohl dieser Jüngling sein könnte, — als man umsonst das Gedächtniß selbst der ältesten erwachsenen Greise in Anspruch genommen hatte, siehe, da näherte sich auf Krücken, morsch von Jahren, bedeckt mit dem Reif eines hohen Alters, schwach und zitternd ein altes Mütterchen, von dem Gefühle einer unaussprechlichen Ahndung hieher geleitet. Angst im Herzen, Hoffnung und Schmerz in den Augen, hatte sie sich bereits durch der Zuschauer Menge gedrängt.— Sie heftet ihren schwachen Blick und ihre Seele auf das blasse Antlitz des todten Jünglings.— Plötzlich entbrennen ihre matten

Augen mit dem Feuer des Blitzes, aus dem tiefsten Grun-
de ihrer Seele schießt eine Röthe ihr ins Antlitz, und mit
einem Schauer, in welchem sich ihr ganze Vergangenheit
verkörpert, wirft sie sich auf den todten Jüngling, bedeckt
sein kaltes Antlitz mit heißen Küssen und häufigen
Thränen der schmerzlichsten Freude. Es ist ihr Verlobter!
ihr Geliebter! Er war mit ihr vor einem halben Jahr-
hundert verlobt, und gerade vor der Hochzeitsfeier war er
irgendwo ~~in~~ der Erde verschwunden. Niemand hatte da-
mals gemuthmaßt, daß der junge Bergmann allein sich
in den tiefen Schacht heruntergelassen hätte, und in den
Abgrund desselben gestürzt wäre. Die ganze Welt hatte ihn
vergessen; dennungeachtet brannte sein Andenken mit
hellen Flammen im Herzen der Geliebten. Sie hatte ihm
durch ein halbes Jahrhundert Treue und heiße Liebe be-
wahrt. So feierte denn dieses ungewöhnliche Geliebten-
paar nach fünfzig Jahren seine goldene Hochzeit: er, jung
und schön, wie am Morgen seines Jünglingslebens – aber
kalt, starr, fühllos und stumm, – sie, eine Greisin, zur Er-
de gebeugt, aber mit einem warmen, pochenden Herzen,
voll Leben, noch voll heißer Liebe und zärtlicher Freundschaft.

Gleich dem bedauernswürdigen Bergmann wird, mein
theurer Freund, auch die Gestalt des Juwels ungekannt,
starr und todt sein, wenn sie sich in einer fremden, und sie
nicht begreifenden Welt zeigt. Das Juwel, welches in den
geistigen Tiefen des Künstlers gezeugt, und aus diesen her-

ligen Tiefen auf eine fremde Welt heraufgeschafft ist, wird blos eine stille Bewunderung erwecken, wird ein Gast aus einer anderen Welt sein: Niemand wird es verstehen, Niemand wird ein Freund sein, es beim Namen zu nennen, es wird kein Mitgefühl erregen, keines Herzens Klang wird es mit dieser Welt vereinigen, es wird für Alle todt, starr und stumm sein. Aber die Seele des Künstlers — sie wird es erkennen — für sie wird es nicht ein fremdes sein. Sie allein wird mitten unter den Menschen die Züge des Geliebten bewahren, und wird ihre heilige Liebe durch eine heiße Umarmung bethätigen; denn sie ist mit dem Ideale aus alten Zeiten her verlobt, sie hat ihm Treue und innige Liebe bewahrt, und mitten unter der fremden Welt wird sie mit ihm ihre goldene Hochzeit feiern.(e)

Sage — ist es wol genug, daß eine poetische Figur, daß das Ideal aus dem Geiste des Künstlers in voller Schönheit hervortrete? Muß es nicht auch zum Gehalte, zum Lebensfundamente die ihm entsprechende Welt, die ideale Welt haben? Und ist wol jedes Jahrhundert, jedes Land und jedes Volk eine würdige Umgebung, eine wür-

---

(e) Jenes Ereigniß ist schon sehr häufig in Versen und in Prosa erzählt worden. — Fr. Hoffmann hat diesen Stoff zu einer seiner schönsten Erzählungen bearbeitet. Leonhard theilt im 3. Bande seiner Geologie die Grabschrift jenes Bergmanns mit. Ich bin Schubert gefolgt.

digen Boden für das Ideal? Die Lösung dieser Frage wird sich uns ohne Schwierigkeit darbieten, sobald wir uns aus dem vorigen Briefe das Wesen des Ideals vergegenwärtigen.

Wir haben dort gesagt, es sei ein Haupterforderniß, daß das Ideal ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Ganze sei, daß es also nicht durch Beziehungen mit der Wirklichkeit in Verbindung stehe, daß die Bande des realen Lebens seine geistige Freiheit nicht fesseln. Es muß also in einer solchen Welt, in einer solchen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft gestellt sein, die nicht durch Verhältnisse die persönliche Freiheit und ~~di~~ individuelle Unabhängigkeit des Menschen beschränkt, in einer Sphäre, die die völlige Entwicklung der einzelnen Individualitäten nicht verhindert. Das Ideal muß sich daher eine solche Wirklichkeit aufsuchen, die es zwar von allen Seiten umgebe, von der es aber ganz unabhängig dastehen könne, und daß der Mensch Alles, was er thut, ohne fremden Einfluß verrichte, daß er hierdurch auch die Folgen seines Verfahrens und die Verantwortlichkeit für seine Handlungen auf sich nehme. Denn wenn er nicht nach seinem eigenen Willen handelt, sondern fremder Eingebung und der Macht der Umstände folgt, dann gehören die Handlungen, welche er verrichtet, und die aus ihnen resultirenden Folgen nur zum Theil ihm, er selbst ist dann nur etwas Theilbares, Fragmentarisches, und kein in sich selbst vollendete Totalität.

Du siehst also, daß diese Welt nur dann eine poetische,

und

und dem Zwecke angemessenen Umgebung frei wird, wenn
sich in ihr der Mensch frei bewegen, selbstständig wirken,
kämpfen, und, wenn es sein muß, für diesen seinen frei-
en Willen und für diese seine Überzeugung auch sein Le-
ben lassen kann. Aber nicht jedes Volk, nicht jedes Jahr-
hundert ist die Manifestation eines solchen freien Zu-
standes.

Betrachte z. B. den heutigen gesitteten Zustand des ci-
vilisirten Europa. Ist es auch nur denkbar, daß ein Künst-
ler, wenn er eine Figur voll starker rücksichtloser Ge-
danken, Gefühle und Handlungen schaffen will, diese
Figur in dem gemeinsamen Zustande hinstellen kann,
in welchem sich die aufgeklärten Länder Europas befin-
den? Kann man auch nur annehmen, ob sei heute Je-
mand im Stande, ganz seiner eigenen Inspiration zu
folgen, ohne rings um sich zu blicken, und ohne die gering-
ste Rücksicht auf die Verhältnisse, in denen die Dinge zu
den Menschen stehen, zu nehmen, und somit in seinen Hand-
lungen ein in sich abgeschlossenes, von der umgebenden
Wirklichkeit geschiedenes Ganze zu sein? — Das ist eine
reine Unmöglichkeit. Denn, auf je stärkeren Grund-
lagen die Civilisation eines Landes beruht, je heller das
Licht der allgemeinen Aufklärung ist, um so kräftiger
ist auch die allgemeine Ordnung der Dinge, um so zahlrei-
cher und fester sind auch die Bande, welche die einzelnen
Individuen mit der Allgemeinheit verbinden, und ein
um so mehr angekettetes Ganze ist die Organisation

des

des Landes. Es walten hier nicht nur Gesetze, Anordnungen, Statuten, Vorschriften, sondern ein gleich großes, wenn nicht vielleicht noch größeres Gewicht haben Sitte, Gewohnheit, die öffentliche Meinung, die geselligen Formen, und sogar die Mode. Hier ist Alles, die höchsten Interessen des Lebens, wie die unbedeutendsten Kleinigkeiten classifiziert und in Rubriken getheilt, in welchen alle Menschen wie in einem unzerreißbaren Netze gefangen gehalten werden. Von dem höchsten Gipfel der Gesellschaft bis zur niedrigsten Hütte kann sich Niemand aus diesen Rubriken, aus diesen Vorschriften, Gesetzregeln, Gewohnheiten, aus der öffentlichen Meinung losarbeiten. Jedem ist der Weg und die Weise des Verfahrens streng vorgeschrieben: nicht er lenkt die Sache, sondern die Sache ihn. Wollte Jemand seinen eigenen Weg gehen, ohne sich an die von allen Anderen angenommene Weise zu kehren, ohne sich um das Urtheil der Gesammtheit zu kümmern, wollte er nach seiner persönlichen Überzeugung handeln, so würde er es mit Allen verderben, würde in einen ewigen Kampf heraustreten, wo er unfehlbar in kurzer Zeit eine Niederlage zu erleiden hätte. Denn ~~wenn auch~~ die gesellschaftlichen Formen, + ~~[illegible]~~ nur so bindende Norm, daß es bereits Niemand wagt der Sitte ~~dieselben~~ entgegenzustreben, und seinen eigenen Phantasie zu folgen. ~~deshalb ist auch~~ Alles stereotyp geworden; denn nicht Menschen, sondern Gesetze und Vorschriften walten hier. Alle

+ und darunter selbst die untergeordneteren, ja sogar die Lebensweise sind es . . . .

Was soll man aber erst von den höheren Angelegenheiten des Lebens sagen? Hier ist Al. . . .

le Glieder einer so organisirten Gesellschaft sind so eng mit einander verbunden, daß sich Niemand rühren kann, ohne daß sich zugleich auch eine große Anzahl Anderer mitrührt.

In einer solchen Welt, in einer so organisirten Gesellschaft üben die Formen eine allmächtige Kraft; denn diese Formen sind ebenso nothwendig, als ihr Inhalt, obgleich es besser wäre, daß ihrem Inhalte eine größere Berücksichtigung zugewendet würde. Ein solcher Zustand ist ein Zustand der Prosa, und jeder Poesie stracks entgegengesetzt. Die Bande der Wirklichkeit und die Verhältnisse zur Welt binden und fesseln Jeden dermaßen, daß Niemand daran denken kann, sich von dieser Welt zu befreien, und ein in sich vollendetes, abgeschlossenes Ganze zu werden. Es ist dies ein Verstandeszustand; denn nicht die Willkühr individueller Gedanken, sondern das Gesetz und die Überzeugung Aller hat Werth und Bedeutung. Deshalb hat auch das Gesetz und die Überzeugung Aller die Oberhand über jeden poetischen Zustand, welcher ein Kampf Aller gegen Alle ist. In einem solchen prosaischen Verstandeszustande, in welchem wir gegenwärtig leben, kann es nur einen kleinen Bereich geben, in welchem die Menschen aus ihrem eigenen, persönlichen Willen handeln und wirken können. Dieser kleine Kreis umfaßt aber auch nur spezielle Dinge. Dahin gehört also: Liebe, Freundschaft, väterliche Autorität, Gattenliebe, Kinder, Vermögensumstände und dem Ähnliches. Aber auch hier findet

Sie

die jenen Krieg, jenen bis auf die kleinsten Specialitäten vertheilten, und manchmal sehr schmerzhaften Kampf. Dieser Jener härmt sich, weil er einen mißrathenen Sohn hat, dieser hat beim Kaufe verloren, und ist ~~gänz~~ untröstlich. Jener hat sich verliebt, und ist glücklich, als wär er im Himmel: er glaubt am Ziele seiner Wünsche zu sein. Hier zankt sich eine Mutter mit einer herangewachsenen Tochter. Jenen bestürmen ungeduldige Gläubiger, diesem fällt eine reiche Erbschaft zu. Ein Anderer ärgert sich, daß sein erhofftes Avancement nicht eingetreten ist, oder daß seine Bewerbung zurückgewiesen wurde. Dieser wieder muß sich vor dem Publikum verantworten, wo ein Anderer läßt sich von seiner Frau scheiden... ~~Aber~~ Alle diese Dinge können höchstens den Stoff zu einer Erzählung, zu einem Roman, einer Komödie oder zu einem Sittengemälde abgeben; zu einem Epos, oder zu einer Tragödie oder zu einem historischen Gemälde können sie nimmermehr etwas beitragen. Deshalb kann auch nur die Komödie, Novelle und der Roman in diesem Alltagsleben Platz finden. ~~Schon~~ Schiller hat das ~~[illegible]~~ gefühlt schon als er eine poetische Figur in das bereits verweichlichte gesellige Leben einführen wollte, schuf er die riesige Gestalt des Karl Moor, und machte ihn zum Räuber, zu einem kolossalen, aber in sich selbst auf zwei Theile zerbrochenen Gebilde. Denn Moor ~~nimmt~~ übernimmt die Vertheidigung dessen ~~auf~~ sich, was groß und edel ist; nichtsdestoweniger ist er selber Räuber und Verbrecher – ein zur Karikatur verzerrter Riese. Und das wird Niemand

läug-

bringen, daß die kalabrischen Banditen und unsere kor-
sischen Brüder, welche kein Recht und kein Gesetz an-
erkennen, und mit ihrer Mitwelt Krieg führen, [illegible]
voll Poesie sind.

Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß ein Zustand, in
welchem die menschliche Gesellschaft aus sich selbst eine un-
erschütterliche Ordnung der Dinge herausgearbeitet hat, und
in welchem der Wille der Gesammtheit und die Allen eigen-
thümliche Art der Auffassung gleichsam die Atmosphäre ist,
welche Alle einathmen, daß ein solcher Zustand, sage ich, für die
Poesie nicht geeignet ist. Wenn der Künstler trotz dessen,
daß er das Mitglied einer solchen Gesellschaft ist, ein Kunst-
werk schaffen will, so muß er mit seiner Seele hinter die-
se engen Schranken der sozialen Wirklichkeit heraustre-
ten, und sich eine andere geistige Stellung und andere Wel-
ten schaffen. Dann erst werden seine Gedanken, Gefühle und
Ideale, diese Kinder des Genius, trotz dessen, daß sie in jener
kalten Welt der Prosa gezeugt sind, ihre Schwingen ausbrei-
ten, und gleich einer Schaar von Zugvögeln, vor den Winter-
frösten der Wirklichkeit fliehen, und über Felsenberge und
Thäler nach der Heimath der Poesie, nach jenem gelobten Lande
segeln, welches sie noch nicht gesehen, dahin, wo es keinen Win-
ter giebt, wo der Windhauch des kalten Verstandes niemals
weht, wo ein ewiger Frühling lacht, und von wo aus sie
des Künstlers allmächtiger Odem nach des Paradieses
Wonnegärten führt.

Wenn nun ~~aus~~ obige Betrachtung) den klaren Beweis ~~ganz klar hervorgeht~~
li ~~[illegible]~~

~~Daß~~ Eignet der gegenwärtige Zustand der Dinge sich nicht zum Substrat für Ideale eignen, so geht daraus zugleich auch hervor, wie die Welt der Ideale eigentlich beschaffen sein müßte. Es ist ganz natürlich, daß diese Welt nur eine solche sein kann, in welcher die menschliche Gemeinschaft zu keiner strikten Organisation verbunden und verkettet ist, wo die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen nicht eng an einander geknüpft erscheinen, und wo sie einen solchen Zustand darbieten, der entweder noch nicht fest organisiert oder schon desorganisiert ist, der bereits aus seinen Angeln heraustritt, und in einzelne Theile zerfällt. Hier ragen gleichwie dort die über den gemeinen Haufen erhabenen Menschen, wie die emporten Gipfel über die schattigen Niederungen des Tieflandes empor. Auf ihnen entzündet sich zuerst die den Sonnenaufgang verkündende Morgenröthe, auf ihnen erlischt zuletzt das Tages Licht, und, wenn die Thäler sich bereits in Nebelzelte bergen, erglänzt die Stirne jener Höhen noch im Purpur der versinkenden Sonne. Den Sternen näher, halten sie mit dem Himmel Gemeinschaft, sind aber auch den Blitzen desselben ausgesetzt. Wenn aber die Erde in ihren Grundfesten wankt, so stürzen jene Gipfel in sich selbst zusammen, und füllen den Abgrund mit Trümmern. Betrachte die letzten Lebensmomente Roms oder Griechenlands, betrachte jenen blutigen Kampf, der dem Sturze von Rom voranging, und du hast ein klares Beispiel, welche große Bedeutung einzelne Menschen in der Zeit haben, wo die ganze Vergangenheit [in] sich zusammenbricht und stürzt. Einen solchen Zustand der gesellschaftlichen Zertrümmerung

bot

bot auch Frankreich zur Zeit der Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts dar. Alle Verhältnisse wurden aufgelöst, und die ihrer eigenen Kraft übergebenen Individualitäten hoben, sich selbst stützend, sowol ihre eigenen als auch fremde Schicksale, und konnten ein geeigneter Stoff für die Tragödie oder für ein historisches Gemälde sein. Aus derselben Ursache sind auch die mit dem Tode des Letzten der Hohenstaufen beginnenden Zeiten Italiens eine an Poesie und Stoff reiche Zeit.

Ich könnte dir aus der Geschichte eine Menge anderer, hieher gehöriger Beispiele anführen, die gewiß ebenso gleich belehrend wären, und vielleicht mehr Reiz gewährten, zumal sie nicht in sich die Keime des Verfalles trügen. Ihr Inhalt ist der gesellschaftliche Zustand, der sich noch auf keine kräftigen Stützen basirt hat, ein Zustand, in dem die ganze Zukunft noch als Embryo schlummert. Ist es daher ein Wunder, daß gerade in den Zeitläuften einer überreifen Civilisation, und einer jeglichen individuellen Entwickelung strenge entgegenstrebenden Epochen, wo man neben den notwendig erforderlichen Statuten, welche als die Hauptbedingungen einer jeden Gesellschaft erscheinen, auch noch das schwere und unbequeme Joch der Konvention durch die Bürde der fesselnden Vorurtheile, lächerlicher Anforderungen auf sich zu laden hatte, in Epochen, wo man ebenso gut den Körper als den Geist in knappe, beengende Gewänder zwängte, in Epochen, wo sich mit dem Schlummer der Unverfälschtheit des Menschen Würde und gesunde Vernunft betäubt.

schmutzte, ist es ein Wunder, frag' ich, daß in einer solchen Zeit
der Sinn die Wirklichkeit verachtete, und von einer unaus-
sprechlichen Sehnsucht befallen, kindlich von einer geräuschlo-
sen, zufriedenen und einfachen Welt träumte, von einer
Welt, die von tausend beschwerenden, die persönliche Unab-
hängigkeit drückenden Fesseln befreit war, mit einem Wor-
te: daß der Sinn von einem idyllischen Hirtenleben, von ei-
nem in allen Farben der Imagination glänzenden Paradie-
se träumte, und daß somit Eklogen und Idyllen entstanden?
Die Hirtenwelt, die Welt der Idylle schien die wahre Grundla-
ge zu bieten, um darauf die Ideale der Kunst zu realisiren.
Aber dieser Zustand der Unschuld und Einfachheit ist zugleich
ein steriler und todter Boden. Aus diesem Boden sproßt kei-
ne kräftige, keine üppige Poesie; hier erheben sich keine
großartigen Thaten, die den Sinn und das Herz gewaltig
erschütterten; denn in der Hirtenwelt handelt es sich nur um
kleine Dinge. Alle Leidenschaften und Herzensqualen
verstummen hier beim Anblick einiger Schäflein oder Zie-
gen und beim Wettstreite der Syrinx oder des Liedes. Das
höchste Unglück bereitet der Verlust einer Kuh, und die
Sprödigkeit oder Treulosigkeit einer Schäferin, und wenn
der Hirt je einmal einen pathetischen Anlauf nimmt,
dann singt er höchstens:

„Mag doch mein Grab die Aufschrift tragen:
Die grausame Phyllis hat den Daphnis erschlagen." 1)

Und mit dieser Drohung endigt Alles. – Kleine Knaben
pflegen zu weinen, wenn sie den <u>Tod Abels</u> von Geßner 2) le-
sen, und es ist gut, daß sie darüber weinen. Trotz dessen muß

man

man aber bekennen, daß diese Arbeit ebenso wie alle Idyllen dieser Gattung, allzu schwach, farblos und matt ist. Das Erbauen einer Hütte, ein todter Vogel, eine verwelkte Blume und ähnliche Kleinigkeiten, sind viel zu unbedeutend, als daß für unsere Leser ~~sich damit beschäftigen sollte~~; und nach der Ermordung Abels ~~sind~~ ist der weinerliche Adam und die sentimentale Eva so süßlich, so matt, daß sie eher Ekel, als Bewunderung erregen: es sind Menschen ohne Thatkraft.

Anders, wenn auch nicht ganz vollendet trat Voß auf, der die Idylle in das bereits civilisirte Leben der Deutschen einführte. Deshalb sind auch seine Figuren im entschiedenen Widerspruch mit dem ~~[illegible]~~ (Geiste) einer Idylle. Seine idyllischen Figuren gehen in blumigen Schlafröcken, rauchen Taback, trinken Kaffee, und fahren ländliche Renner selber mit einem Fiaker aufs Dorf. Wer aber Kaffee trinkt, Taback raucht, im Schlafrock geht und mit einem Fiaker fährt, der muß schon darum nothwendig in einer wohlgeordneten Gesellschaft leben, in einer Gesellschaft, welche diese Bedürfnisse kraft ihrer bereits entwickelten, blühenden Industrie befriedigt, während der eigentliche Zweck der Idylle der ist, eine noch unorganisirte Welt, eine primitive Sozietät darzustellen, in welcher der Einzelmensch vollkommen unabhängig ist und sich auf sich selbst stützt. Dichtungen der Art, worin die modernen Figuren mit idyllischen Gefühlen kokettiren, widersprechen sich gänzlich, und die darin vorkommenden Helden sind so nüchtern, so schal, wie jene Daphnisse, Thyrsisse, Damons und Phyllidens in gewöhnlichen Eklogen. 3)

Gr-

Gepriesen sei daher nie Dichter, wie Kasimir Brodzinski.
Denn, wenn die deutschen Ästhetiker mit Recht die Erzählung
Hermann und Dorothea deshalb rühmen, daß sie Goethe
auf dem Substrate großer, ganz Europa erschütternder
Ereignisse, nämlich auf dem Substrate der französischen
Revolution ausgebreitet, und eben dadurch die Bedeutung
der ganzen Erzählung gehoben hat, so haben auch wir ein
gleiches Recht, unseren Brodzinski zu loben, daß er zum
Substrate des in seinem Wiesław 4) dargestellten Bildes
großer Weltereignisse wählte, einen Krieg nämlich, der sei-
ne Schrecken über die ganze damalige Welt trug. Und so ist die
über seine so einfache, edle und schlichte Erzählung der Wie-
derschein großer Ereignisse ausgegossen, ein Glanz, der über
die Welt und die Geschichte jener Periode verbreitet war. –
Brodzinski hat sich in einem Briefe nur das bescheidene
Glöckchen eines Dorfkirchleins genannt, welches das ein-
zige Verdienst habe, am frühesten, mit den ersten Sonnen-
strahlen der Litteratur zu Morgenandacht geweckt
zu haben, das aber verstummt sei, als die Hauptstadt Kir-
chenglocke †) mit mächtigen, sich über das ganze Land ver-
breitenden Klängen der Poesie ertönt hätten. So spricht
Brodzinski über sich; aber seine Lieder und sein würdi-
ges Andenken werden nicht verstummen, er wird sin-
gen und läuten in der Seele der Menschen, so lange über-
haupt das Edle und Erhabene auf Erden in Ehren steht.
Er war der Herold einer neuen litterarischen Aera und er führte zu
~~[illegible]~~ herrliche Zeugen derselben.

†) Die Kirchenglocke ist der Lithauer Adam — E.
Mickiewicz, der gefeierte Sänger des „Konrad Wallen-
rod" und der „Dziady", auf die wir bald zu sprechen kom-
men werden.

Es ziemt sich aber auch, daß wir mit Liebe unserer alten Idyllendichter aus dem 16. und 17. Jahrhunderte erwähnen, und ihnen eine herzliche Huldigung darbringen. Ihre Poesien sind größtentheils nur dem Namen nach Idyllen. Während ein höherer Geist und eine tiefere Bedeutung ihnen inwohnet, sei es, daß sie die blutigen Thaten ihrer Zeit besingen, oder eine mit Thränen geschriebene Satire über die damalige Noth des Volks einschärfen, sei es, daß sie andere Gegenstände berühren, immer erkennt man, daß sich darin eine hochweise Betrachtung der Dinge und eine erhabene Auffassung derselben abspiegelt, als dies bei den gewöhnlichen Eklogendichtern der Fall ist.[5] Von den ~~Hirtenromanen~~ Hirtenromanen, in denen [illegible] sich schon rühmlichst auszeichnet, werden wir bei einer andern Gelegenheit sprechen.

Wenn aber auch der idyllische Gegenstand, oder die Beschreibung des Zustandes der Gesellschaft einzelnen Menschen entweder eine absolute Unabhängigkeit zu handeln läßt, oder ihrer freien Bewegung durch Verhältnisse nicht hemmend entgegen tritt, so führt doch weder jene Unabhängigkeit, noch jene freie Bewegung zu wichtigen Resultaten, weshalb denn auch eine solche Poesie vollkommen schaal und matt ist. Die Malerei kann sich hierbei leichter helfen, in wiefern nämlich jene Hirtenfiguren die Bedeutung eines Sittengemäldes gewinnen, in wiefern selbst Bäumen, Ziegen und andere in die Welt der Idylle gehörige Thiere sogar des größten Malers Pinsel würdig beschäftigen können, und in wiefern vor allem Andern der Reiz der sie von allen Seiten umgebenden Natur den

gen-

ganzen Gegenstand in ein kostbares und vortreffliches Landschaftsgemälde zu verwandeln im Stande ist. Jedoch werden solche Gemälde niemals den Werth historischer Bilder erreichen.

Ist aber nicht blos das Hirtenleben der Zustand der persönlichen Unabhängigkeit der Individuen, du findest solcher Zustände noch mehrere, wenn du dich mit der Geschichte und der Geographie vertraut machst. Selbst der Zustand des alten Griechenlands, jener freien halbmythologischen [?] Zeiten, welche man die Heroenzeiten nennt, die ich aber lieber die romantische Epoche des classischen Alterthums nennen möchte, sie sind es, in welchen die homerischen Helden gelebt haben, die mit den wunderbarsten Farben in der Ilias und in der Odyssee beschrieben sind. Hier findest du ganze Menschen, Menschen, die wie aus einem Guß entstanden sind, von Niemandem abhängig. Sogar Könige gehen, wenn es nöthig ist, Hand an, fechten [?] selber, schlachten Stiere und braten sie. Jeder weiß sich selber dasjenige ~~selber~~ zu verschaffen, was zu seinem Unterhalte nothwendig ist. Aber ihr Leben fließt nicht blos bei diesen kleinlichen und im Grunde angenehmen [?] Beschäftigungen dahin; sie sind keine hohlen Hülsen, keine süßlichen [?] Geschöpfe, sondern thatkräftige Menschen, Männer von hochherzigem Sinne und überzeugendem Rathe. Sie tragen gleichsam auf ihren Schultern die Welt, der sie angehören, und, was sie vollführen, das vollführen sie durch sich, auf Niemanden achtend. Sie nehmen daher auch die ganze Last der Verantwortlichkeit für ihre Thaten auf sich, indem sie ihr Leben in die Schanze schlagen. Da-

her

Sie waren sie aber auch von keinen Naturmächten gebunden. Ihr Verhältniß z. B. zu Agamemnon, seinem König der Könige, fließt aus ihrem freien Willen; sie hören auf ihn, so lange es ihnen gut dünkt, und, wenn es ihnen nicht gefällt, folgen sie ihrem eigenen Triebe. Diese ist diese Zeit nicht blos der Stoff des homerischen Epos, sie ist auch der Gegenstand der griechischen Tragödie. Sie haben Äschylus, Sophokles und Euripides jener Zeit in ihren Tragödien geweiht. Nur eine Tragödie, die Perser des Äschylus behandelt eine spätere Epoche, die Zeit der Expedition des Xerxes gegen Griechenland; dafür ist aber auch der Schauplatz in Persien im Lande der Barbaren, welches weit entlegen ist von der gleichzeitigen, auf griechischem Boden aufspringenden Wirklichkeiten.

Aber auch die christliche Ära hat ihre idealen und romantischen Jahrhunderte. Es sind dies die Heldenzeiten des neueren Europa, die Epochen der Romantik, mit einem Wort: das Mittelalter – die Zeiten des Ritterthums. Diese an Wundern und Zaubereien reichen Zeiten dauerten fast tausend Jahre, und ihre Poesie beruht auf der bloßen Lebenskraft dieser Epoche. Das Feudalwesen hatte die Länder in kleine Theile zerstückelt, und jedes dieser Theile war ein Ganzes für sich, und war es Schloß, war darin Fürst, König für sich, nur mit lockeren Banden der Treue und der Ehre an seinen Lehnsherrn gebunden, nur in schweren verpflichtet, ihm mit seinen ~~[illegible]~~ Vasallenschaaren zu Hülfe zu kommen, im übrigen sich bis mit seiner eigenen Ehre vereinbaren ließ, während er zu gewissen Zeiten gegen selber

den

den König befehden konnte (guerroyer le roi). Bei einem so
lockeren Verbande der Landestheile mußte sich die größte
Unabhängigkeit der einzelnen Individuen entwickeln. Hat-
te der Ritter seinen Speer und sein Streitroß, so war er sein ei-
gener Herr, er ritt in die weite Welt, ohne Jemandes Hül-
fe in Anspruch zu nehmen; – er war sich selbst genug. Er
schlief, wo ihn die Nacht überraschte, und im schlimmsten
Falle schoß er im Walde ein Kaninchen, zog es ab, be-
streute es mit Salz, und aß es roh auf. Mit dieser Hel-
denspeise (nourriture des héraux) gestärkt, ritt er wei-
ter zur Vertheidigung der Waisen und bedrängter Witt-
wen, forschte, wo eine leidende Unschuld war, die seines
kräftigen Armes bedurfte, und bot sich ihm die Gele-
genheit dar, flugs brach er die Lanze für die Schönheit
der Dame seines Herzens. Durch nichts war er gebun-
den, aus sich selbst schöpfte er seine ganze Kraft. Heu-
te haben wir, den Göttern sei Dank, derlei irrende Rit-
ter nicht mehr nöthig, sie würden auch nichts mehr für
den Schutz der bedrängten Unschuld zu thun finden; der
einzige irrende Ritter ist heute – der Gensdarm.

Wenn wir das Bild des Mittelalters betrachten, welches
so reich ist an Rittern und Turnieren, an Einsiedlern u.
schönen Damen, an jenen Kreuzzügen, die Pilgerreisen
ins heilige Land, an Burgen und Zugbrücken, an Ga-
lanterie und Manneskraft, an Treue und Ritterehre,
wenn wir betrachten den innigen Glauben, so dünkt dir,
daß Alles so schillert, strahlt, funkelt, in Farben glän-
zet, daß du sagen dürftest, der jugendliche Geist der Welt
schlummere noch, schlummere im süßen Schlaf auf einer

ew-

gesträuchen Au, unter Blumen, mit denen der Mor-
genwind spielt, und der junge Krieger träumt von Lie-
be, von Ruhm, von Kampf und von Gott. Und so hat diese
Welt geschlummert und geträumt, bis der Donner der Feu-
ergeschütze und der noch kräftigere Ruf des im gedruck-
ten Buche ~~des~~ verkörperten Gedankens sie weckte. Denn
als das Schießpulver und die Buchdruckerkunst, diese
zwei entscheidenden Waffen, die eine materiell, die
andere geistig, in Wirksamkeit traten, muß das Men-
schengeschlecht plötzlich Mann, und im Augenblicke sieht es
um sich herum, und blickte [mit neuem Auge] in sich selbst ~~mit denkendem
Auge~~, und ~~es~~ hört auf ein Jüngling zu sein; denn ein
anderer Kampfplatz erwartet seiner und anderer Lohn.
Nicht mehr gilt es mit der Lanze den Feind zu bekämp-
fen, sondern mit dem Geiste. Aber so wie die Augen des
Sterbenden, kurz eh sie verlöschen, noch einmal hell auf-
blitzen, also leuchtete auch die Zeit des Mittelalters, eh
sie aus der lebenden Geschichte auf ewig ins Grab ge-
tragen wurde, noch einmal mit ihrer ganzen Kraft, noch
einmal versammelte sie in ihr Auge die Blitze ihres
ganzen Wesens: und diese Augen des sterbenden Mit-
telalters waren — die schönen Künste.

Sieh, jene mit ihren Thaten versinkende Zeit blickte
auf die Welt mit dem Geiste eines Leonard, eines Dü-
rer, Ariosto, Michael Angelo, Raphael, Correggio,
Camoens, Tasso, Cervantes, Shakespeare. Dieser ganze
Sternenkranz leuchtete grad zu einer und derselben
Zeit. Viele dieser Männer kannten sich gegenseitig, und

lieb-

liebten, schätzten und beherrschten einander. In ihnen con-
zentrirten sich, wie in einem Fokus, die Strahlen der
ganzen romantischen Welt. Sie standen gleichsam an der
Scheidegrenze zweier Historien, und neben ihren Männern,
wie ~~[illegible]~~ Karolinger, Leon, Gelibri, ~~und [illegible]~~ Boleslaus, die,
schon mit ganzer Seele der neueren Geschichte angehörend,
ein weites Thor der nahenden Ordnung der Dinge erschlos-
sen, eine Ordnung, welche nach dem Erlöschen des Mittelal-
ters den Thron der moralischen Welt einnehmen sollte.

Aber nicht blos die Vergangenheit bietet uns einen Bo-
den dar, auf welchem alle Blumen der poetischen Ideale blüh-
ten, auch unsere Zeiten enthüllen uns wundervolle, viel-
farbige Welten und Verhältnisse, so daß du stets einen
Zustand findest, wo sich die Individualität des Einzel-
menschen in ihrer ganzen Kraft entfalten kann, Verhält-
nisse, in denen man der Herr seines eigenen Schicksals
sein, und auf sich rechnen, sich selber genug sein und so
der Stoff für Ideale werden kann. Sieh, wie Cooper sei-
ne Leser nach den rauhen und unwirthbaren Wildnis-
sen Nordamerika's führt, wo der Mensch im steten Kamp-
fe mit den Thieren, den Elementen und der wilden Loka-
lität Alles sich selbst verdankt, und, allein in seiner Hei-
math, der Vater, Lehrer, Anführer, Priester derselben ist,
nur sich selbst und Gott Rechenschaft ablegend. Sieh, wie
Walter Scott dich an die Spiegel der Bergseen führt
mitten unter die schottischen Clans, die nur durch die
Band einer weitläuftigen Verwandtschaft mit ein-
ander verbunden sind, während das Haupt der Clans ihr
Vater und unabhängiger Herr ist. Anderswo findest du einen Corsaren
~~ein Meerschiffszögling, d~~ der sich ein Schiff auf den Wel-
len

bar das Oceans wiegt. Die ganze Mannschaft wird in strenger Disziplin gehalten; aber dafür ist sie auch so weit entfernt von der übrigen Welt, und ist nur ein vielköpfiger Held. Denn in dem Augenblicke der Gefahr zeigt Jeder, was er ist und was er werth ist: die Einheit springt, und zersetzt sich in eine Menge spezieller Individualitäten, wenn es ums Leben geht. Ist es daher auch ein Wunder, daß aus den hohen ukrainischen Grabeshügeln die Sagen wie die Blumen herauswachsen? 6) Die weite Steppe wogt gleich einem trockenen Meere, ~~wogt~~ mit den Wellen ihrer grünen blumenreichen Gräser, und durch diese Steppe fliegt frei wie der Falke — der Kosak. Denn ihn drückt nichts; die Sterne und die Sonne zeigen ihm den Weg, und mit der Steppe und dem Grase, und den Blumen und dem Thiere athmet er hier den weitströmenden, offenen Windhauch Gottes ein. Kaum ist hier ~~die~~ das Kosakendorf ~~[illegible]~~ ein schwaches Abbild gesellschaftlicher Bande. Der Steppenbewohner ist nur ein Gast in ~~ihr, denn~~ derselben. Er hängt nur von sich selbst ab, und glaubt nur an sich selbst.

Grabowski hat unter andern jene Gegenden zum Schauplatz seiner Schilderungen gewählt, und in seinem unter dem Titel Standlager von Hulajpole 7) erschienenen Werke ~~hat er~~ mit dem ihm eigenthümlichen Takte, gegen eine Ferne auf der polnischen, russischen, türkischen Gränze weggeführt + seine Punkte, wohin nur ein schwacher Schein ~~die Kraft~~ der Gesetze wirkt und der sozialen Vorschriften dringt, ~~und also~~ ein Umstand, der den ~~[illegible]~~ hier weilenden Individuen die größte Muße und Unabhängigkeit sichert.

doch

Doch wozu dir noch mehr Beispiele aufzählen? Ist nicht das ganze heutige Arabien, ist nicht das ganze Morgenland eine lebendige Poesie? Findest du blos in Nordamerika eine Welt, wie sie uns Cooper malt? oder finden wir sie nicht überall, wo nur immer Europa mit der primitiven Welt in Berührung gekommen ist, wo es nur immer seine ersten Granzmarken gelegt und die einsamen Warten seiner Aufklärung erreicht hat? Findest du hier nicht einen Boden, der allen Gattungen der Poesie im höchsten Grade günstig ist?

Indem ich nunmehr diesen Gegenstand schließe, will ich nur noch so viel sagen, daß, wenn es sich auch blos um eine dem Idealen entsprechende Welt, und zunächst um die Poesie handelt, diese Welt nichtsdestoweniger auch von der Skulptur, Malerei und sogar von der Musik ausgebeutet werden könne. Wenn nehmlich die Musik eine Dolmetscherin der die Seele bewegenden Gefühle ist, wenn sich der tiefste Inhalt des Menschen in Harmonie verkörpern soll, so wirst du auch zugeben, daß die Brust des Menschen nicht beengt werden darf durch die äußere Welt und die darin vorhandenen Dinge; denn nur aus voller und freier Brust allein fließt frei des Gesanges Strom. Deshalb spielt die Handlung einer Oper mit Lust in der Ritterwelt, oder im Orient, oder in der Sphäre des Zaubers und überirdischer Wunder, oder in was für einer andern, die Handlung der Figuren nicht beeinträchtigenden Situation. Daher gibt es auch nur äußerst wenige große Opern, deren Handlung in einer bereits organisirten Welt spielt, weil sich eine solche Sphäre ungleich mehr für die kleinen Operetten und Vaudevilles eignet.

Wenn nun aber schon der Künstler aus seiner eigenen Brust das Ideal herausholt, und für dasselbe eine entsprechende Welt findet, so muß dieses Ideal immer auch als That hervortreten; denn nur durch die That, durch das Handeln giebt ebensowohl der wirkliche Mensch als auch das Ideal in der Kunst Zeugniß von seinem innern Gehalte. Auch des Ideals Natur ist es, daß es handle, und hiefür muß es eine entsprechende Welt suchen, um in ihr sich als That entfalten zu können. Der Inhalt des Menschen, der tief in seiner Seele schlummert, erwacht nur dann, wenn diese äußere Welt an sein Herz selbst schlägt, und die Tiefen der Seele selber berührt. Dann erwacht der Mensch mit dem Gefühle, blitzt mit dem Willen, und schlägt donnernd mit der That. Sieh ein musikalisches Instrument an: es ist stumm und still; in ihm schlummert und träumt, einem Säugling gleich, die Harmonie; es schlummern die schweigenden Saiten. Doch wenn der Künstler, der das innere Geheimniß und die Wunder der Harmonie kennt, jene Saiten berührt, dann erwachen ganze Engelchöre, erfüllen die Welt mit himmlischer Sprache, du würdest sagen, die Harmonie habe neue Sterne am Himmel angezündet, aus Knospen Blumen von zauberischer, neuer Schönheit hervorgelockt, und, Wolken auf Wolken thürmend, goldene luftige Stufen gebaut, — würdest glauben die Sprache eines gewaltigen Stromes zu hören, eines Stromes, der unter dem Throne Gottes entspringt, und in den Schooß der Ewigkeit stürzt. So auch schweigen die geistigen Saiten des Ideals, bis daß sie des Künstlers Hand berührt. Ehe wir ideali-sche Töne vernehmen, ehe wir das Erwachen und den Kampf

das Ideal betrachten, müssen wir deshalb auch in seinen verschiedenen Gestalten, die jenem Kampfe vorangehen, zur Anschauung bringen.

Die Gestalt des Ideals, die poetische Figur, ist ~~aber~~ mitten in eine Welt gestellt, von der sie umgeben wird. Das Verhältniß, in welchem sie zur Welt steht, ist ihre Situation. Ich bediene mich dieses Ausdruckes, wenn er auch nicht unserer Sprache angehört deshalb, weil er in der ästhetischen Sprache überhaupt gäng und gäbe geworden ist. Aber jene Situation ist aber nicht immer der Kampf mit der Welt, ja, manchmal hat das Ideal noch gar keine Situation; da es tritt in kein Verhältniß zur Welt, sondern ist in sich selbst verschlossen, in sich versunken: die äußere Welt hat seine That noch nicht gezeitigt. Wenn die Poesie einen solchen Zustand, eine solche Situation repräsentirt, so ist auch sie nur eine vorangehende Sphäre, eine vorbereitende Stufe. Und wenn die Malerei und Skulptur nur einen bestimmten Moment ihres Ideals zu erfassen, und ihm Permanenz zu verleihen im Stande ist, so giebt sie ihm auch eine Gestalt, die noch keine Situation hat, und noch in keinem Verhältnisse zur äußeren Welt steht. Namentlich ist es die Bildnerei, welche Gegenstände dieses Inhalts wählt, und sie mit allem Schönheitszauber umkleidet. Unter dem Meißel wird aus dem Schooße des blendenden Marmors die Gestalt des schlummernden Amor geboren, dort blickt das Haupt Jupiters oder das Antlitz anderer Himmlischen auf die Welt mit einer Stirne und mit einem Auge herab, in welchem man die ganze Fülle einer ruhigen Majestät bewundern muß. Dort steht ein Kreis von Lichtern, die wir Götter die Welt

mit

mit ihren Blicken messen. Hier wieder prangt die medice-
ische ~~Venus~~, oder die kapitolinische Venus, stolz auf ihr Wuchs,
die vatikanische Pallas, der farnesische Herkules, der indische
Bacchus, Äskulap, Ganymed oder andere Bildsäulen, die Mei-
sterwerke des Alterthums. Und in der neueren Kunst steht
da Napoleon, der mit verschränkten Armen auf der Ven-
domesäule über die Welt wegschaut, oder Moses und Bru-
tus, die Werke des unsterblichen <u>Buonarotti</u>. Aber auch
in der religiösen Kunst haben wir nur ganz wenige hieher
gehörige Werke.

Tritt in unsere Kathedralen, und du findest dich um-
geben von vielen Monumenten, die so voll sind des ern-
sten Zaubers; denn indem das Land seine dem Steine an-
vertraute Geschichte und die Monumente seiner Künstler ~~der~~ unter
göttlichen Asyl und den schirmenden Fittigen der Religion
stellt, schafft es herrliche Pantheone großer Sterblichen. Wer
erinnert sich nicht gern an die Kapelle in der Westmin-
sterabtei zu London, genannt die Dichterkapelle, wo auch
Shakespeare im Angesichte der Ewigkeit über die Unsterblich-
keit seiner ~~Werke~~ sinnt und darüber wegschaut, was in den Tie-
fen des Erdenlebens den menschlichen Geist bewegt, und
was dort über den Sternen stehend, ewige, unwandel-
bare Wahrheit ist. — Mit Übergehung anderer Dome will
ich nur noch unserer Krakauer Schloßkirche erwähnen,
und erinnern an jene Piasten und Jagellonen, so wie
an König Stephan und Andere, die in Marmor über ihren
Gräbern liegen, zufrieden und ausgesöhnt mit sich und
der Welt. Sie haben ihre Rechnung mit der Welt abge-
schlossen.

schlossen, haben der Geschichte ihren Tribut gezollt, man sieht,
daß sie am Abend nach vollbrachtem Werk ihres Lebens
entschlafen sind, und daß der Athem der Vergangenheit und
der Hauch des Glaubens sie umschützend zur Seite steht. Sie
stehen mit der Situation in keiner Berührung mehr. 8)

Diesen Zustand der Situationslosigkeit wirst du haupt-
sächlich in der Malerei, und zwar in den frühesten Pro-
duktionen der christlichen Kunst finden, am meisten aber
in dem von mir schon einmal erwähnten byzantini-
schen Stile, den wir bis heute in den griechischen Kirchen zu sehen
Gelegenheit haben. Betrachte diese Heiligenbilder, die
mit braunen, ernsten Antlitze von ihrem Goldgrund
auf die Welt herabblicken, aber keine Zeitlichkeit, son-
dern ein überirdisches Reich sehen, und in demselben ver-
sinken. Selbst in der spätern und neuesten religiösen
Kunst finden wir sehr häufig Gemälde, deren Figuren
keine Situation haben, z. B. das Jesuskind, die sixtini-
sche Madonna, das Antlitz Christi von Holbein, An-
nibal Carracci, und viele andere diesen ähnliche Wer-
ke.

Sowohl die griechische als auch die christliche Kunst hat
ideale Figuren geschaffen, die der Situation entbehren,
denn sie hat die Frucht der Erkenntniß des Guten und
Bösen berührt, hat ihr unschuldiges Paradies verlas-
sen, ist mit dem Leben in Kampf getreten, und sich
auch sich selbst entwickelnd, schuf sie ihre Ideale, denen
sie Thätigkeit und Bewegung verlieh. Nichtsdestowe-
niger hat es in der Geschichte Völker gegeben, deren Kunst-
sinn ewig ein Embryo geblieben ist, weshalb denn auch

rel-

alle ihr Kunstwerke Ideale ohne Situation darstellen;
denn der Geist dieser Völker hatte sich selbst noch nicht er-
kannt, und sich darum auch nur in seinem Heimlichkeits-
gut realisirt.

Betrachte die Werke der alten Inder, ihren gereinigten
Gedanken, der das Herz ihrer Geschichte ist, betrachte ihre
Kunst, die als die treue Abbildung ihres Gedankens
erscheint, und du wirst finden, daß dieser, ihr Leben de-
terminirende Gedanke sich schon in dem Glauben an
Wischnu verkörpert hatte. Wischnu, Gott der Schöpfer,
schlummert schlafbewältigt auf dem tiefen Grunde
des Oceans, auf dem Meeresboden selbst, oder auf
der Schlange der Ewigkeit ruhend. Aus ihm wächst ein
ungemein langer Schaft heraus, der bis auf die Oberfläche
des Wassers heraufreicht. Auf diesem Schafte blüht ei-
ne Blume Lotos, welche auf den Wellen des Oceans
schwimmt. So lange diese Blume nur Knospe war, so
lange war sie die Welt vor der Schöpfung; seitdem sie
aber aufgeblüht ist, ist sie die Welt nach der Schöpfung.
Ihre vier Blüthenblätter aber sind die vier Welttheile, gleich-
sam Halbinseln, umspült von den ewigen Wogen der Gewässer.
Die Staubfäden und Honiggefäße dieser Blume sind die
höchsten Berggipfel, aus denen die Hauptströme der
Erde fließen. Die von der Blume losgerissenen Blät-
ter, die nun frei herumschwimmen, sind die Inseln im Mee-
re.

An dieser Art die Dinge aufzufassen, kennst du den Geist

oder

der Inder am besten erkennen. Ich will dir daher diesen Geist hier nicht weiter beschreiben; denn schon daraus, was ich gesagt habe, siehst du, wie eng hier die Vermischung göttlicher und menschlicher Dinge ist. Hier wächst die Zeitlichkeit und Ewigkeit, die geistige und physische Welt, die Gottheit und die reale Materie in enger Einheit mit einander. Die Gottheit verkörpert sich in der Materie, und die von ihren Fesseln befreite Materie wird Geist, wird Gott. Hier dauert die Wiederverjüngung der Wesen ewig fort: was war, verjüngt sich in das, was sein wird: das Ende ist Anfang. Die ganze Welt, sowol die geistige als auch die körperliche, die Gottheit und das Geschöpf sind hier das Werk einer ewig transitorischen Verjüngung der sinnlichen und geistigen Dinge. Die Welt mit Allem, was da ist, fließt ~~[illegible]~~ [illegible] rehabilitirt sich durch Verjüngungen. Die All~~[illegible]~~[illegible]heit ist eine Wanderin, welche ihren Weg durch Tausende, durch Millionen Jahre wandelt, vielfache Gestalten der Geister und der materiellen Dinge auf sich nehmend; und, hat sie den ganzen Weg zurückgelegt, so fängt sie neuerdings von Anfang an, und so ist ewig und ewig das Ende Anfang: der ganze Weg ist ein Kreis. Diese Ungetheiltheit, dieses Verwachsensein des Geistes und der Materie bekundet sich in dem ganzen Leben der Inder, in ihren Künsten und Idealen.

Hier ist noch nicht der Ort, um dich in diese Welt der Wunder, und in die indischen Bildwerke zu versetzen, welche der Sitz und der Schauplatz des indischen Cultus sind, um

über Ramajana und Mahabarata, diese beiden riesigen
Epopöen der Inder zu sprechen, und bemerke nur im All-
gemeinen, daß in dieser Poesie der Mensch und die Gottheit,
das Thier und der Himmel, die Sterne und die Bäume mit
einander in der engsten Verbindung stehen. Der Held die-
ser Dichtungen ist der Büßer: er wirkt Wunder durch
seine Selbstbeherrschung; durch Buße kann er sich über
sich selbst erheben — Brahmanen werden. Und, ~~wenn~~ hat er
tausend Jahre gebüßt, so gelangt er ~~dann~~ zur weltbeherrschen-
den Weisheit, noch später erschüttert er durch seine Kraft
die Welten, heißt die Meereswogen stürmisch brausen,
löscht das Licht der Sonne aus, schleudert Angst gegen
die Götter: er beherrscht die Welt wie seinen eigenen Kör-
per; denn diese Macht des Menschen über das Universum
der sinnlichen und geistigen Welten kann einzig nur daher
rühren, daß der Mensch mit ihnen ein Ganzes bildet, und
mit diesem Ganzen eng verbunden ist. Wenn er daher
durch Beherrschung des Körpers den materiellen Theil sei-
nes Wesens von sich gestreift, wenn er ihn aufgerieben
und vernichtet hat, so kehrt er zur ursprünglichen Stufe der
Allwesenheit zurück, seine durch die Leiblichkeit zu We-
ge gebrachte Entfernung vom Allwesen ist negirt, und
sein Geist gießt sich wie ein Tropfen in den Ocean des All-
geistes. Hier giebt es keine festbestimmte Gränze zwi-
schen dem Ideale und seiner äußern Welt, es giebt da-
her auch keine Situation, wenigstens nicht in der gewöhn-

li:

lichen Bedeutung des Wortes. – Was soll ich aber erst von der indischen Architektur und Bildnerei sagen?

In ihnen zeigt sich noch deutlicher wie in der Poesie der Mangel an Situation, weshalb denn hier jene Einheit des Menschen mit der Natur und der Gottheit in ihrer ganzen Scheidung vor unsere Augen tritt. Die Bauten und Tempel, die den Göttern + ~~errichteten Pagoden~~ gleichen Städten äusserlichen, erheben sich aber nicht über die Erde in die hellen Sonnenstrahlen, sondern sind in tiefen Felsenschachten, in unterirdischer Finsterniß ausgehauen; und diese Tempelbauten sind endlos, streichen in langen Gassen neben einander, in Etagen über einander, und stützen sich auf einen ganzen Wald von wunderverzierten Säulen. Hier haben ganze Jahrhunderte und Millionen Menschen das Zeugniß ihrer Mühen und harter Arbeit abgelegt, hier sind ganze Geschlechter an der Arbeit müde geworden, hier haben sie ganz gewiß mit ihren Göttern zusammen gewohnt. Aber Alles dieses ist im Schooße der Erde verborgen: denn der menschliche Geist ist mit dieser Mutter-Erde noch eine Einheit, er ist ihrem Schooße noch nicht entschlüpft. Die Bildsäulen, Gottheiten, Ungethüme, aus denen eine Menge Köpfe, Hände, Füße herauswachsen, menschliche und thierische Gestalten sind in ein Ganzes verbunden, zu einem Knäuel, zu einem unentschürzbaren Knoten verschlungen.

+ geheiligten

Dieser Geist der Inder, der, wie ein Samenkorn dem stillen Schooße der Erde anvertraut, noch in den Tiefen

sei-

seiner unterirdischen Architektur ruht, ist in Ägypten gleichsam in Sehnsucht nach dem Sonnenlichte durch die Erdrinde emporgekeimt, hat sich über den Boden in jenen Bauten am Nil erhoben. Die ägyptische Architektur baut nicht mehr unter der Erde, sondern über der Erde. Wunderbar sind diese Bauten, und noch wunderbarer war das Volk, das in diesem geheimnißvollen Lande seine Lebenspilgerschaft vollzog. Nur ein Gedanke hat hier mit seinem mächtigen Fittige sowol dieses Volk, als auch dieses Land bedeckt; es ist dies der Gedanke an den Tod. Außer diesem Gedanken ist Alles bedeutungslos, da der Mensch durch sein grübelndes Sinnen sich in den Abgrund seines eigenen erblichen Wesens, wie in ein bodenloses Grab versenkt. Aber seine Geschichte ist lang, ausgedehnt, stetig; wenig und wenig schlägt sie einen und wieder den einen Akkord, und dieser sich immer wiederholende, drohende Ton ist nur verkörpert und nur versteinert in die Doppelreihe der Sphinxe, die in gleichen Intervallen zweimal einander gegenüber gestellt, wenig dieselben und dieselben wie ein monotoner Klang – auf einem langen Wege in das Heiligthum, gleichsam in der Ewigkeit Tempel führen. Hier ist Alles in das tiefe Schleier gehüllt, und die Inschrift auf dem Tempel der Isis zu Sais wiederholt nur den verschließenden Schauder: „Ich war – ich bin – ich werde sein; Niemand ~~lüftete~~ erregte meinen Vorhang; ~~selbst~~ Blüthe die Sonne ist mein Sohn.“

die

die Wohnhäuser sind einfach, elend, ungern aufgeführt; denn das Erdenleben ist nur ein bloßes Nachtquartier, eine transitorische Herberge, keiner Berücksichtigung werth; die Gräber aber, diese Wohnungen des Todes, sind riesig, für die Ewigkeit gebaut, und haben bereits Jahrtausende überdauert.

Im alten Ägypten suche keine lebendige Poesie; sie hat sich den Granitfelsen zugewendet. Der erhabene Hymnus Stamme schoß als Obelisk zum Himmel, das Gebet baute sich zur Pyramide auf, welche die Königsgräber deckt, und das Drama spielte mit der verschleierten Weisheit jener stummen thebaischen Bauten und dem Walde ihrer unendlichen Säulen, um die Geschichte in Steinen zu setzen; das Lied aber jammert und weint in jenen Tempeln, die von den Katarakten bis Memphis in einer ununterbrochenen Reihe über den Nilstrom schauen, der durch die Wüsten seine Wogen gleich den in den Schoß der Ewigkeit entfliehenden Jahrhunderten wälzt. Das Epos aber sind die thebaischen Gräber, ausgehauen in die Felsen der nubischen Gebirgskette, jene Katakomben und unterirdischen Städte, die in ein unendliches Labyrinth von Todtenhöhlen verwickelt, der Sitz des Todes sind. 9)

Wenn man heute dieses dunkle Reich des ewigen Schweigens besucht, wo das einzige Leben die Schwärme der Fledermäuse, und die die Fackel des Wanderers mit pfeifendem Gekreische und schwerem Flügelschlage umschwärmenden Eulen sind, — so öffnen sich nach allen Seiten hin

Zo-

Todtengassen: denn vom untersten Boden bis zu den höchsten Ge-
wölben stehen schichtenweise die Särge, und sehen uns an, und
ins Endlose ziehen sich diese sargbedeckten Wände. Überall
siehst du tausende von Zeugen des Todes vor dir. Alle Jahrhun-
derte des alten Ägyptens haben hier ihre Gebeine niederge-
legt; nur hie und da haben die von frecher Hand der Araber
ausgeschobenen unteren Bergschichten ihren ganzen Überbau
zur Erde geworfen; denn die ganze sarggethürmte Wand
stürzte nieder, und zerstreute die Mumien auf den Boden der
Todtenhöhlen. Wo du hintrittst, versinkt dein Fuß, schaurig rau-
schend durch Moder durchschleifend, durch die Körperhaufen,
aus welchen ein dicker, grober, schwarzer Staub in dunklen
Wirbeln sich erhebt, den Athem stopfend, und das Licht der Fa-
ckeln verfinsternd.

Das ist das Reich und das Leben Ägyptens – ein Reich des Todes!
Die, welche in diesem Reich sterben, sind Helden, und das ganze
Leben ist in eine braune mit Hieroglyphen bemalte Mumie
verschrumpft, während der Geist zu einem Memnon versteinert
ist. Hier hat sich das Leben, der Tod, der Himmel und die Erde,
der Mensch und die Gottheit in ein Räthsel gehüllt. Das zeitli-
che Leben ist ein nüchterner, todter Schlaf, es lohnt sich nicht,
damit zu ringen, denn der Kampf und das Ringen mit der Zeit-
lichkeit ist bedeutungslos. Hier giebt es daher auch keine [illegible]-
sittliche Situation —: hier wird der Mensch geboren, um zu
sterben. Auch, beim Eintritt nach Mittelägypten stehen wir
zur Rechten zwei Bildsäulen des Memnon. Selbst ihr dunk-
les Angesicht trennen sich als schwarzes Bild auf ewig von
der Bläue des Himmels; sie sind riesig, stumm, schweigend.

Nur

Nur dann, wenn die aufgehende Sonne sie mit ihrem ersten Strahle anblickt, ertönen sie in einem Klange, wie in einem langen Gestöhn: es ist dies die Stimme des sich gebärenden und sterbenden Ägyptens. Dieses Gestöhn ist die ganze Sprache der Geschichte dieses Landes. Dieselbe Memnonen und Sphinge und alle die Gottheiten, welche den Eingang in die geheimnißvollen Tempel bewachen, oder die Wände derselben zieren, sind trocken, steril: die Füße und Hände gegen einander gedrückt, überall winzige, spitzige Formen, gerad gerichtete — harte Gestalten, gleichsam der in Windeln zusammengeschnürte Geist. Sie sind also der schlagendste Beweis von dem Mangel an Verhältnissen zur Welt, von dem Mangel an Situation. Und indem die Gesichter dieser Gottheiten, Memnone und Sphinge in den ewigen Abgrund des Himmels, in die Sterne versunken, schauen, beachten sie weder die Welt, noch ihre eigene elende Gestalt, vergessen auf die für sie nicht existirende Wirklichkeit.

Eine ähnliche Form haben die alten slavischen und germanischen Götzenbilder, die Anfänge der Bildnerei und der übrigen Künste bei allen Nationen, wie wir dies unter andern sogar bei den Griechen und Etruskern in ihren ursprünglichen Zeiten sehen. Das geistige Samenkorn der Kunst aber, das in Indien sich unter der Erde verborgen mit der Natur noch eine Einheit bildete, und in Ägypten aus der Erde zur Sonne emporgeklimmt, hat sich erst in Griechenland zur reinsten Blüthe entfaltet. Hier ist der Geist und die Kunst frei, hier beginnt die Situation; denn, nach-

denn der Mensch sich selber kennen gelernt, lernte er auch sein Verhältniß zur Welt kennen, und so zeigt sich hier das Ideal in seiner wahren Gestalt, nehmlich frei. Das strenge Aneinanderliegen der Füße, das feste Angedrücktsein der Arme an den Oberleib, die Steifheit und Unbeweglichkeit des Körpers, alle diese der ägyptischen Kunst so eigenthümlichen Momente, schwinden in der griechischen. Der Körper nimmt an Freiheit und Bewegung zu; mit einem Worte: die Ideale gewinnen ~~eine~~ Situation.

Diese Situation aber ruft nicht plötzlich den Kampf hervor, sondern nähert sich ihm erst. Es ist dies eine Situation, die noch voll ist von innerer Ruhe. Die Figuren sinnen nicht mehr schweigend nach, versenken ihren Geist nicht mehr in die Tiefen ihres eigenen Wesens, sondern sind frei und selbstständig, beschäftigen sich mit sich selbst und mit der Außenwelt. Dieser Typus der griechischen Kunstideale manifestirt sich hauptsächlich in der Skulptur. Die Bildsäulen schauen in ihrer stillen und schweigend-ernsten Majestät wie aus dem Olymp auf diese unsere irdische Welt herab.

Deutlicher aber, als alle Erklärungen stellen diese Art der Situation die aus der rühmlichst bekannten, antiken Kunst selbst hergenommenen Beispiele. Du begreifst indeß auch, daß hier, wie überall, die Anwendung allgemeiner Begriffe ihre Schwierigkeiten habe; denn, wenn die Theorie die Dinge mit festen Linien in Klassen, Arten und dieser ähnliche Abtheilungen scheidet, so findest du in der Wirklichkeit diese genaue Trennung nicht, und triffst häufig Gegenstände an, die auf

der

der Scheidegrenze zweier verschiedener Arten stehen,
und sich ebenso auf die eine, als auf die andere Seite
hinneigen. Und so giebt es auch viele Kunstwerke, bei
denen man schwer bestimmen kann, ob der Zustand
der Seele noch ein Zustand ohne Situation, oder ob er schon
der Anfang einer in sich abgeschlossenen Situation ist, de-
ren Thätigkeit aber keineswegs aus der Abschließung der
Seele von der Welt, sondern vielmehr aus der dem Geiste
eigenthümlichen Natur herrührt. Der Geist der sicher ruhi-
gen Seele ist das krystallene Quellwasser, das im stil-
len Strahle aus dem Herzen der Alpengipfel hervorspru-
delnd, einsam mitten durch die Blumenwiesen, eines blumen-
reichen Geländes rieselt. Nur die Natur hört die Sprache
des Bächleins, und nur der Himmel schützt seinen Lauf.
Es fließt schweigend für sich fort, bis er über eine Fels-
kluft in den tiefen Thalgrund hinabstürzt, und mit der
Kraft des Falles tosend in die Schluchten des irdischen
Lebens hinabschäumt.

Das Alterthum hat uns die wundervollsten Muster ei-
ner solchen Situation hinterlassen: die mit ihrer Schön-
heit Paris zürnende Jägerin Diana, Apollo, den Gott der
Leyer, einen Amor und Psyche, einen Amor mit dem Bo-
gen, einen Apollo und Faunus, beide bewohnen der floren-
tinischen Tribune, einen aus dem verwundeten Fuße den
Splitter herausziehenden Jüngling, einen auf der Syrinx
spielenden Faunus und viele diesen ähnliche Kunstwer-
ke griechischer Meister. Und ihnen zur Seite kommt die vie-

le

le Meisterwerke Canova's und Thorwaldsen's stellen; ich erinnere nur an die Gruppe der drei Grazien. Die stille Erhabenheit des Geistes, die sich an diesen durch die Ruhe der ins Leben gerufenen Situation manifestirt, ist die höchste Schönheit. Du könntest sagen, der Geist dieser Figuren singe in seiner Tiefe einen Hymnus der Unsterblichkeit, den nicht die äußere Welt träfe, – du könntest sagen, der Geist sei sich selber Dichter und selber Zuhörer. Wenn aber manchen anderen Bildhauern jener überirdische Verklärung abgeht, wenn in dieser Situation die Figuren gewaltige, heftige, erschütternde Bewegungen zeigen, so grenzen sie fast an die Karrikatur. Hast du z. B. jene kolossalen Marschälle betrachtet, die man noch vor Kurzem auf der Brücke Ludwigs XV. in heftigen Gestikulationen, in prächtiger, aufgeblasener Gestalt hatte sehen können, so ist es dir gewiß vorgekommen, als wäre dies eine Truppe plumper plötzlich versteinerter Schauspieler. Die in der Krakauer Schloßkirche den Sarkophag der Könige Johann und Michael [10] stützenden Türken, die mit aufgedunsenen Backen in die Tuba des Ruhmes blasenden Engel, sind deutliche Beweise von dem Verfalle des Schönheitsgefühles, der sich sowol bei uns, als auch in dem übrigen Europa kund gab. Aus der religiösen Kunst gehört hieher: Jesus, als Kind mit dem Kranze, oder mit einer Blume, oder mit einem Vogel, oder mit Obst sich unterhaltend, oder mit dem heil. Johannes kindlich; ferner

die

die heilige Familie übergossen mit himmlischem Frieden, die Auferstehung Christi, die h. Jungfrau, wie sie mit liebe- und ehrfurchtsvollem Antlitze die schlummernde Gestalt des Heilandes betrachtet.

Ähnliche Beispiele sind in Unzahl vorhanden, und es wäre sogar vergebliche Mühe, auch nur eine kleine Menge derselben aufzuzählen. Obgleich aber diese Situation ihre vorzüglichste Manifestation von der Skulptur und Malerei hat, so offenbart sie sich nichtsdestoweniger in der Poesie in voller Zauberfülle. So malt sie sich in den Worten der Aldona[11], wo diese von ihrer verschwundenen Jugend spricht:

„Die Tage ohne Sehnsucht, Nächte ohne Träume, —
Der Friede in Gestalt des stillen Engeleins,
Am Tage und des Nachts, im Freien und im Hause
Hat mich geschützt, wie nah, wenn zwar nichts angesehn.“ [12]

Und Goethe's Faust mit Mephistopheles leise in das Zimmer ~~Margarethens~~ Gretchens in deren Abwesenheit eintretend, sagt entzückt:

„Wie athmet rings Gefühl der Stille,
der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!
. . . .

(den Bettvorhang wegschiebend)

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus.

Hier

Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwickelte sich das Götterbild!"

So ist auch Julie, ehe sie Ferner kennen lernt, ein Engel voll Friedens. Dem Willen der Mutter ohne Grenzen ergeben, wirft sie sich ganz in ihre Umarmung, und als ihr die Mutter den Plan der Eltern ~~mittheilt~~ mittheilt, sie mit Ferner zu vermählen, und sie bittet, sie möchte diesem Jünglinge beim Balle zusehen, antwortet Julie, sie werde ihn zusehen, werde aber nur so viel an ihn denken, wie viel es ihrer Mutter erlaubt.

Die lyrische Poesie, die aus dem Innern der Seele dringt, und aus der heißen Brust die geheimnißvollen Schätze unserer Gefühle und Gedanken gießt, manifestirt am häufigsten jenen beschriebenen Zustand der Naturliebe ohne Kampf. Die Hymnen und Psalmen gehören ganz vorzüglich hieher.

Es entflieht aber diese Ruhe des Geistes aus dem menschlichen Herzen, wenn der Sterbliche ~~Mensch~~ nur seiner eigenen Neigung folgend, es mit der Welt bricht, und die rücksichtlich der Gefühle und des Willens wandelbaren Menschen von sich stößt. Dann entsteht die Kollision, welche sich im Bilde des menschlichen Herzens bemeistert. Sie ist es, die den Menschen zu Thaten und zum Kampfe fortreißt. Sehr verschieden sind aber auch die Ursachen, die auf uns einwirken, und jene Kollisionen ins Leben rufen. Der Mensch, welcher rücksichtlich seines Leibes der physischen Natur angehört ist + ~~gegen diese Natur erbittert~~. Es ist wahr, daß ein sinnlicher Kampf

+ den Schlägen dieser Natur ausgesetzt.

Kampf mit der Natur unterworfen ist, aber die Katastro-
phen der Natur können für den Menschen die Ursachen zur
Kollision werden. Herrliche Beispiele liefert uns das
Alterthum davon. Die Griechen z. B. rüsten sich gegen
Troja, aber in Aulis verzögert der Mangel günstiger
Winde die Abfahrt ihrer Flotte. Das befragte Orakel
erklärt, die Natur werde nicht eher die Abfahrt begünsti-
gen, bevor nicht Iphigenie, die Tochter Agamemnons, der
Diana geopfert sei. So sind dem Agamemnon und Iphige-
nie mit der Wohlfahrt und dem Willen der ganzen griechi-
schen Flotte in Kollision, und die Ursachen dieser Kollision
sind die physischen Mächte der Natur, der Mangel günstiger
Winde.

Ähnlich wurden Pest, Wasserfluth, Hungersnoth, Feuers-
brunst und andere Naturereignisse der Grund zur Kol-
lision für den Menschen. Doch haben solche von der Macht der
Natur herrührenden Störungen ihre Bedeutung verloren,
seitdem die Religion ihr göttliches Licht verbreitete. Sofort
wurden diese Störungen als Heimsuchungen der Vorse-
hung dargestellt, und senkten Trost in die Herzen der
Menschen. Der Geist des Glaubens umgab mit leuchtendem
Glanze die Gestalt Hiobs und seine Geschichte, die so wun-
dervoll in der h. Schrift dargestellt ist: „Das göttliche
Feuer fiel vom Himmel, und zerstörte seine Wohnung und
sein Besitzthum. Der Wind brauste aus der Wüste, schlug
an die vier Wände seines Hauses, und das Haus stürz-
te ein, und zerschmetterte seine Kinder. Doch Hiob stand
auf, zerriß sein Gewand, fiel zur Erde nieder, und be-

te-

tete den Herrn an. Bald aber steckten Krankheiten seinen Körper vom Fuße bis zum Scheitel seines Hauptes an, u. so wurde er der Gegenstand des Spottes und des Hohnes böser Menschen. Es verließen ihn seine alten Freunde, ja sogar sein eigen Weib, und wendeten ihre Rede gegen ihn, und machten ihm herbe Vorwürfe, und schmähten ihn, und sagten: Deine Sünden haben den Zorn Gottes herabgerufen. Hiob aber betete zum Herrn, bekannte seine Schuld, und endlich sah der Herr gnädiglich auf das Antlitz Hiobs, und segnete seine letzten Zeiten mehr, denn die ersten. Und Hiob lebte noch lange, und sah seine Söhne, und die Söhne seiner Söhne, und starb alt und der Tage satt." 13)

Anders, ja schnurstracks entgegengesetzt, verhält sich die Sache mit der klassischen Welt des Alterthums. Hier steht der Mensch in einer anderen Beziehung zu seinen Göttern, und zeigt sich in seinem ganzen Wesen im Prometheus des Äschylus. Prometheus hatte den neidischen Göttern heimlich des Feuers Flammen entwendet, um Künste und Wissenschaften, die höchsten Güter des Menschen, zu schaffen. Dafür schlug ihn der Beherrscher des Olympus mit seiner Rache, und mit der grausamsten Strafe seines Zornes. Doch Prometheus zeigt trotz dessen, daß er an den Felsen geschmiedet ist, dem Zeus eine kühne Stirne, und den Zorn des Götterkönigs fortwährend herausfordernd, bedroht er dessen Boten Hermes mit Schmach, und als schon der letzte Augenblick schreckenvoll über sei-

seinem Haupte schwebt, ruft Prometheus voll Verach-
tung:

„Herabgeschleudert werde denn die Feuergluth
Mit weißbeschwingtem Schneegeflock, erschütterndem
Gedonner mag' und wirre Alles er zumal –
Nichts beugt mich dessen . . . .“

Und als zuletzt die ganze Natur wüthend tobt, als die auf-
gewühlten Elemente in furchtbaren Stürmen sich umtrei-
ben, als die Erde erschüttert in ihren Grundfesten erwankt,
und der Tartarus weit aufklaffend, ihn in seinen Ab-
grund schlingt, auch da bricht nicht die Macht seines un-
beugsamen Willens, er stürzt in den Orkus hinab, ein
Held im Bekämpfen der feindlichen Natur.

Es giebt aber auch noch eine andere Art der Kollisionen, die
ebenfalls aus der Natur herrührt, aber nicht aus der äu-
ßeren den Menschen umgebenden Natur, als vielmehr aus
dem Einflusse, den sie auf ihn schon durch die Geburt aus-
übt. Betrachte einmal jenen vollendeten Quasimodo,
wie ihn Victor Hugo in seiner Notre Dame de Paris zeich-
net. Die Natur hatte ihn zum scheußlichen Ungethüme u.
zu einem fast unvernünftigen Thiere geschaffen, und so
eine unüberspringbare Kluft zwischen ihn und Esmeral-
da, den Gegenstand seiner Liebe gelegt. – In einer ähn-
lichen Kollision befindet sich Rebecca in Walter Scotts
Ivanhoe. Sie, eine Jüdin, liebt einen christlichen Ritter.
Gleichermaßen ist hoffnungslose Liebe das Gefühl O-
phelias zu Hamlet; sie eine für bescheidene Zukunft
bestimmte Jungfrau, er ~~der Nach~~ zum Thronfolger ~~auf dem Throne~~;

der

der Unterschied der Geburt wird kraft der Kirchgesetze der Grund zur Kollision.

Aber eine Quelle für die Kunst als auch für den Menschen würdigerer Kollisionen ist diejenige, welche nicht aus der blinden Macht der Natur, sondern aus des Menschen eigener That resultirt. Wenn nemlich der Mensch durch seine eigene, also von ihm abhängige That mit der Welt zwiespältig wird, so ist dies keines blinden Zufalles Werk, sondern das Werk des klarbewußten Willens des Menschen. Was aber ist denn diese That? Welches sind denn jene Mächte, die den Menschen drängen, daß er sich durch die That offenbare? Dies ist gerade die gewichtvolle Frage, deren Lösung mir hier obliegt. Obwohl sich meine spätere Auseinandersetzung eigentlich auf alle Künste erstrecken wird, so glaube ich, ~~wird~~ da sich ~~die~~ unsere Poesie hauptsächlich beschäftigen, darum habe ich schon hier die Tragödie vorzüglich im Auge; denn so wie die Poesie die höchste Stufe der Kunst ist, ebenso ist hinwieder auch die Tragödie das höchste Erzeugniß der Poesie. In der Tragödie hat also die Theorie und Kritik das weiteste und fruchtbarste Feld.

Die Sonne, dieser Schutzgeist der Natur, steht im Mittelpunkte der sinnlichen Welt, erleuchtet, erwärmt dieselbe mit ihren Strahlen und hält sie vermöge ihrer Attractionskraft gleichsam wie am Gängelbande, auf daß sie nicht in endlose Räume versinke. Um sie herum kreisen ganze Schwärme von Sternen, und erwärmen sich an dem allen gemeinschaftlichen Lichte. Und der Strahl der Sonne ist ewig durchsichtig, ewig ein und derselbe; wenn ~~er~~ aber bis auf

die-

unser irdisches Jammerthal herabsteigt, dann verliert er seine ursprüngliche Weiße, und schillert in den Farben, die die materiellen Dingen sich tragen; denn die irdischen Wesen sehen nur Farben, und nur erreichen diese Farben die reinste Helle des Sonnenstrahles. Aber nicht einmal die Farben dieser materiellen Welt haben ihre primitive Klarheit, sondern erscheinen durch die Zeitlichkeit verdunkelt. Keines der materiellen Dinge, so viel wir ihrer kennen, hat seine primitive, reine Farbe. Alles ist von dem Staube des Irdischen befleckt, und das Roth der Rose trägt ebenso gut, wie das Grün der Au und die Bläue des Himmels ~~das~~ die Zeichen der materiellen Befleckung. – Wenn aber einer jener leuchtenden Sonnenstrahlen in die Camera obs ~~das dunkle Zimmer~~ durch die Fuge des Fensterladens dringt, gleichsam den göttlichen in das Thal des irdischen Lebens herabschwebenden Worte, und wenn du diesen Strahl mit ~~einem~~ der durchsichtigen Säule des Bergkrystall[illegible] auffängst, so zertheilt sich seine helle Weiße in vielfarbige Strahlen, und leuchtet mit dem Widerschein der herrlichsten Farben auf der dunklen Wand der Camera, und jeder Strahl entzündet sich mit einer reinen, klaren, durchsichtigen Farbe, wie sie die materielle Natur hervorzubringen nicht im Stande ist. Wenn du aber gegen diese vielfarbigen Strahlen eine + ~~Hohlspiegel~~ hälst, so sammeln sich alle in ein Ganzes, fließen zusammen, und bilden neuerdings einen weißen Strahl. Neuerdings kehrt jene reine Helle zurück, die sich niemals ändert, und die durch alle Ewigkeiten wächst, weil sie die allreinige ur- alte.

+ Konkavlinse

allgemeine Mutter jeder wunderlichen irdischen Farbe ist.

Ebenso giebt es auch, mein theurer Freund, eine allge-
meine Wahrheit, die das Auge der Welt, und ewig ein und
dieselbe ist. Es ist dies die ewige Weisheit, welche die Welt
erwärmt und erleuchtet durch Jahrhunderte und Jahrtau-
sende, die ewige Weisheit, um welche die Jahrhunderte und
Jahrtausende wie Planeten herumkreisen, und aus ihr Le-
ben, Licht und Wärme ziehen. Aber der Strahl ihrer leuch-
tenden Weiße dringt nicht in seiner Klarheit in die Her-
zen der Menschen. In jedem Menschen leuchtet anstatt
jenes hellen Strahls der ewigen Weisheit nur ein vor-
herrschendes Gefühl, welches seine eigene Farbe, sein eige-
nes von andern sich unterscheidendes Zeichen hat. Freund-
schaft, Liebe, Ehre, Eltern- und Kindesliebe, Sehnsucht,
Muth, Vaterlandsliebe und diesen ähnliche Gefühle sind
die Zeichen, welche den einzelnen Menschen einen eigen-
thümlichen Charakter verleihen, zumal wenn eines die-
ser Zeichen ausschließlich die Oberhand im Menschen nimmt.
Dieses im Menschen überwiegende Gefühl ist sicherlich ei-
ne Wahrheit, aber nur eine spezielle ~~Wahrheit~~, und da-
her auch eine unvollkommene und irrige, und zwar
eine irrige, weil sie nur überwiegende sein will,
weil sie sich einzig und allein für Wahrheit hält, weil
sie anderen speziellen Wahrheiten nicht einen gleichen
Werth, nicht eine gleiche Geltung einräumen mag, und
sich somit an jener ~~je~~ allgemeinen und ewigen Wahr-
heit versündigt, welche mit einer belebenden, klaren,
durchsichtigen Wärme leuchtet, welche die Quelle aller

ge-

geistigen Farben und der allgemeine Ursprung aller spe-
ziellen Wahrheiten ist, indem sie alle speziellen Wahrhei-
ten in sich enthält. Also auch diese speziellen Einzelnwahrheiten welche die menschlichen Herzen und Gefühle, auch welche enthält sie keinen rein geistigen Farben; denn...
~~Ebenso enthalten auch diese speziellen, auf die Herzen und
Gefühle der Einzelmenschen enthaltenen Wahrheiten, die
selben, wie ich schon gesagt habe, mit keinem reinen, unge-
trübten Farbenglanz~~; denn sie sind mit dem Staube der
Wirklichkeit ~~verdunkelt~~ verdunkelt und ~~mit~~ durch den Hauch der Zeitlich-
keit ~~verfinstert~~ getrübt (vergl. Brief IX.) Wenn du ~~nun~~ aber jenen
weißen, selben Strahl der ewigen Wahrheit mit dem Kry-
stallprisma der Kunst auffängst, – dann zerspaltet er sich in
vielfarbige Strahlen einzelner Ideale und poetischer Fi-
guren, von denen jede in dem Glanze einer bestimmten
Wahrheit, wie in einer bestimmten Regenbogenfarbe leuch-
tet. Und diese verschiedenen, bestimmten Wahrheiten
zeigen sich ~~in~~ nun in ihrer ursprünglichen Klarheit, befreit vom
irdischen Staube; denn die dunkeln Nebel der Wirk-
lichkeit schwinden von ihnen, und werden der zeitlichen, ma-
teriellen Welt, der sie angehören, zurückgegeben.

So strahlt denn in der Kunst, und namentlich in der Tragö-
die, jene eine, ewige Wahrheit in vielen einzelnen Idea-
len. Denn der Beruf der Kunst ist, die Unendlichkeit je-
ner ewigen, immer ein und dieselbe seienden, immer
sich gleich bleibenden Wahrheit zu versinnlichen (vergl. Brief
VII.) deshalb kann sich aber auch die Kunst nicht mit spe-
ziellen, in einzelnen Menschen lebenden Wahrheiten begnü-
gen, sondern muß die Kraft und die Herrlichkeit der ewig
dauernden, unendlichen Wahrheit manifestiren, um ihr ih-
~~ren~~ selben, weißen, farblosen Glanz wiederzugeben,

sie

sie muß die ewige Wahrheit rehabilitiren, muß jene vielfarbigen Strahlen ihrer Figuren in einen Brennpunkt konzentriren, und sie in jenen einzigen, klaren, farblosen Strahl zusammenfließen lassen. Da stehen denn die tragischen Figuren, von denen jede nur die Manifestation und der Träger einer bestimmten, speziellen Wahrheit ist, in Kollision mit einander, treten in Streit und Kampf gegen einander auf, und versündigen sich an jener Universalwahrheit, welche die Mutter aller Einzelnwahrheiten ist. Deshalb gehen auch die tragischen Figuren zu Grunde, und müssen zu Grunde gehen; denn ihr Tod ist die Negation der mit der Universalwahrheit in Opposition stehenden Einzelnwahrheiten, er ist gleichsam die Konzentrirung verschiedenfarbiger Strahlen in einen einzigen, weißen, ewig hellen Strahl, ist die Genugthuung für jene ewige Wahrheit, ist ihre blutige Rehabilitation. Zu dieser ewigen Wahrheit kehren alle speziellen Wahrheiten ebenso zurück, wie sie von ihr ausgegangen sind — die ewige Wahrheit geht nie zu Grunde. So geschieht es in der Kunst, so in der Tragödie der Welt, so faßten die Theorie der tragischen Kollisionen große Künstler auf. Erlaube, daß ich den so eben entwickelten Satz dadurch näher beleuchte, daß ich ihn auf eines der Meisterwerke der Kunst anwende.

Du erräthst schon, daß ich hier ein Meisterwerk des größten Künstlers aller christlichen Zeiten, Shakspeare's absichtlich wähle. Unter allen seinen Tragödien

scheint

scheint sich Romeo und Julie am meisten hiezu zu eignen. Schon oft habe ich dieses Werkes erwähnt, und ich ziehe es hier schon deshalb vor, weil es bereits am gründlichsten von solchen Ästhetikern zergliedert worden ist, auf die wir ein Gewicht legen können.+) Ich kann mich hier aber auch nicht auf die Zergliederung der Handlung und auf den ~~Orga~~ inneren Organismus dieses Stückes einlassen, weil hier nicht der Ort ist, das Wesen der Tragödie zu entwickeln. Ich beschränke mich hier nur auf die Beschreibung der Farbe und des Charakters der Figuren, von denen jede der Träger einer anderen speziellen Wahrheit ist, und deshalb jede mit allen in Kollision steht.

Hauptstoff dieser Tragödie ist die Liebe. Sie waltet hier mit allmächtiger Kraft, zeigt sich aber in der höchsten Allmachtskraft in Romeo und in Julie. Wenn sie auch in der flammenden und gewaltigen Seele Romeo's in einem anderen Lichte leuchtet, als in dem jungfräulichen Herzen seiner Geliebten, so reißt sie doch sie und ihn unaufhaltsam zum Verderben, denn beide glauben nur an die Liebe, an das Recht ihres eigenen Herzens, erkennen nur die Liebe, und zwar ausschließlich ~~f~~ nur ihre Liebe als Wahrheiten, und achten alles Andere gering.

Andere spezielle Wahrheiten sind in ihren Vätern, den Häuptern zweier einander befeindenden Geschlechter der Capuletten und Montecchi, verkörpert. Diese glauben nur an das Recht der Geburt, erheben sich in ihrem Privatleben, und achten nicht auf das Bestehen ihres unter der Last innerer Zerwürfnisse erliegenden Vaterlandes.

Und

+) z.B. von Rötscher.

Anm. d. Uebers.

Und in diesem Hasse beider Geschlechter erscheint fast unmöglich der Bund zweier sich liebenden Seelen. Indem Capulet, der Vater Juliens durch die Aussicht auf Erhöhung der Würde seines Hauses verleitet wird, bestimmt er seine Tochter dem Paris, ohne bei dieser Wahl das Herz des Mädchens zu befragen. Paris selbst aber, ein reicher, stolzer Jüngling, liebt Julien, ohne sich darum zu bekümmern, ob seine Gefühle auch in ihrer Seele Anklang finden. Nicht bewirbt er sich um ihre Neigung, sondern begibt sich geradeswegs zu ihren Eltern, nur von der Autorität dieser glaubend. Aber darin irrt er sich, und eben darum hält man es für eine große Meisterschaft Shakspeares, daß Paris von der Hand Romeos stirbt, zumal letzterer in der That ein größeres Recht auf Julien hatte. Tybalt aus dem Hause der Capulets ist der leibhafte Muth und blinde Haß: er liebt den Kampf des Kampfes halber.

Merkutio, der Freund Romeos, ein Philosoph, der alle Dinge von ihrer lächerlichen, wenig bedeutenden Seite auffaßt, verspottet die Welt, die Menschen und das Leben, indem er die Welt als Satiriker betrachtet. Wie nun dieser Standpunkt Merkutios einerseits eine Wahrheit ist, und den Beweis liefert, daß Merkutio sich über die Wirklichkeit erhoben hatte, ebenso ist dieser Standpunkt andererseits falsch; denn auch das Leben hat seine Anforderungen und bietet hochwichtige Momente dar. Benvolio und sein Vater Lorenzo sind das Prinzip des Friedens und des kalten Verstandes; aber ihre wohlgemeinten Worte verhallen in dem Sturme der brausenden Leidenschaften; denn da, wo das Herz von der Heftigkeit der Gefühle erschüttert wird, findet die Rede der Besonnenheit keinen Eingang.

Glück.

Gleichsam zur Vervollständigung des Ganzen schuf Shakspe-
are eine Figur, wie wir sie in der Amme Juliens finden, und
welche die Liebe vom rein sinnlichen Standpunkte aus be-
trachtet. Anfänglich sind ihre Worte dem Herzen Juliens un-
verständlich; denn dieses Mädchen ist voll himmlischer Rein-
heit. Sobald aber Julie die Denkungsweise ihrer alten Freun-
din erräth, traut sie ihr nicht mehr, und wendet sich mit dem
Gefühle des Abscheues von ihr ab. Ähnlich theilen auch die
im Stück vorkommenden Diener und Musikanten nicht
das furchtbare Unglück, welches auf das ganze Haus her-
abstürzt. Sie sind voll roher Begriffe und einer heiteren Ge-
nuß des Lebens. Sie dienen dem Dichter nur zum Hintergrun-
de, auf dem sich die eigentliche Begebenheit um so hervorste-
chender abspiegelt. Indem aber Shakspeare Verona zum
Schauplatz dieser tragischen Ereignisse gewählt hat, führt
er uns gerade in eine Sphäre, wo uns als für poetische Fi-
guren, für Ideale sich eignende Welt, zumal hier jener Man-
gel an engen gesellschaftlichen Verhältnissen die Einzeln-
thätigkeit der Individualitäten zulässig macht. Dieser Zu-
stand der lockeren öffentlichen Ordnung und die durch Ver-
trennungen der mächtigsten Familien erschütterte Wohlfahrt
des Staates repräsentiren sich in der Person des Herzo-
ges von Verona. Er ist eine der wesentlichsten Figuren die-
ser Tragödie. Bald durch Drohungen, bald durch Gesetze,
bald durch mildere Mittel suchte er die das öffentliche
Wohl schmerzhaft berührenden Zertrennungen beseitigen;
seine Bemühungen sind aber vergeblich, und vermögen
nicht die stürmische Feindschaft und den Hochmuth der mäch-
tigsten Häuser niederzukämpfen.

Wen

Wenn du alle diese Figuren, alle diese Charaktere, welche in dieser oben besprochenen Tragödie vorkommen, betrachtet hast, so wirst du gewiß zugeben, daß Liebe, Familienbande, Autorität der Eltern, Mannheit, Auffassung der Dinge vom philosophischen Standpunkte, gesundes Urtheil und Verstand, Sinnlichkeit und der Staat zwar sehr wichtige Wahrheiten sind, daß aber jede von ihnen nur eine spezielle Einzeln-wahrheit ist, und sie darum auch nur insofern eine Bedeutung eingeräumt werden kann, so lange neben ihr auch andere spezielle Wahrheiten bestand haben; denn alle diese speziellen Wahrheiten sind nur die vereinzelten Strahlen einer großen und ewigen Wahrheit, die sie alle in sich schließt. Sobald aber die Einzelnwahrheiten mit einander in Kollision treten, und einen Kampf gegen einander selbst beginnen, weil sie sich gegenseitig nicht respektiren mögen, dann müssen sie sich in diesem Kampfe nothwendig aufreiben, wie wir dies in der vorliegenden Tragödie deutlich sehen können. Romeo, Julie, Paris, Tybalt, Merkutio gehen zu Grunde, und diese blutige Katastrophe erschüttert dermaßen das Herz der Übrigbleibenden, daß sie sich versöhnen und ihrem Irrthume entsagen. Und so ist denn der ewigen Wahrheit, an der sich Alle versündigt hatten, die Herrschaft wieder gegeben, und ihre Versöhnung leuchtet wieder über die Welt. Alle vom Unglück betroffenen reichen einander die Hände, und die letzten, die höchste Wahrheit ausdrückenden Worte fließen aus dem Munde des Herzogs, der als die Verkörperung der allgemeinen Ordnung erscheint. Laßt uns nicht sagen, es habe ein blinder Zufall die traurige Katastrophe und die blutige

Lö-

Lösung der Tragödie herbeigeführt; denn in der Tragödie
und in der Geschichte giebt es keinen Zufall. Alles, was
geschieht, geschieht in Folge einer absoluten, im Gange der Er-
eignisse bedingten Nothwendigkeit; der Zufall hat nur ei-
ne [illegible] Herrschaft, er ist blos die sichtbare Ur-
sache, während die den Gang der Geschichte bestimmenden
Mächte sich tief in der Seele der Ereignisse bergen.

Die Kollision und der das Tragische ausdrückende Kampf
manifestirt sich aber auch in der Malerei und Bildnerei. Wer
z. B. die Niobe und ihre Kinder, den Raub der Sabinerin-
nen, die beiden Athleten, den Laokoon gesehen hat, wer
namentlich den Saal der Äginеten in der Glyptothek zu
München mit Aufmerksamkeit durchwandelt ist, der
wird bekennen, daß die Figuren, die er gesehen, verkör-
perte Gedanken und Ideale griechischer Tragiker sind, der wird
fühlen, daß man vorher den Sophokles gelesen und sich mit
seinem Geiste bekannt gemacht haben muß, ehe man in
diese belebten Marmorstatuen hereintritt.

Wenn du dich nun aber in der That zu einer solchen Auf-
fassung der Dinge verstehst, wenn du zugiebst, daß die po-
etischen Figuren und Ideale verkörperte, jedoch spezielle
Wahrheiten sind, alle zusammen aber jene allgemeine, ewi-
ge Wahrheit bilden, so wird dir auch klar einleuchten, daß
das Böse an und für sich, das sich selber Zweck seiende Böse,
in der schönen Kunst keine Manifestation haben könne. Ein
etwas Anderes ist es, wenn eine ideale Figur, fortgeris-
sen durch ihre innere Überzeugung, ein Verbrechen begeht,
indem sie alle Hemmnisse zu beseitigen sucht, und ein Ande-
res,

was, ein Verbrechen des Verbrechens selber zu begehen. –
Die Ideale sind also, wie ich gesagt habe, nur die verein-
zelten Strahlen einer großen, ewigen Klarheit, aus wel-
cher sie herausgehen, und zu der sie wieder zurückkehren;
das absolute Böse aber rührt nicht von dieser unendlichen
Wahrheit, und kann daher auch nicht wieder zu ihr zurück-
kehren. Oder entsteht wol aus der Vermischung der Schat-
ten, und zwar immer Schatten, die Klarheit? Können
wol an und für sich falsche Töne die Harmonie des Akkor-
des bilden? Sie können in Folge dessen, was wir gesagt
haben, nicht läugnen, daß die Ideale eine bestimmte Wahr-
heit, und also ein bestimmtes einziges, nur in der geisti-
gen Welt vorkommende Wesenheit ausdrücken müssen;
was aber ist denn das Böse anders, wenn nicht der Man-
gel an etwas, wenn nicht ein wüstes und leeres, in sich
selbst abgeschlossenes Reich, wenn nicht jedes Laster die
Negation einer ihr entgegengesetzten Tugend ist? Was
aber nichts ist, das ist hohl und inhaltleer, und kann nie
der Gegenstand eines sinnlich-wahrnehmbaren Kunstwer-
kes werden; denn was hohl ist, kann nicht poetisch sein, es
ist die trivialste Prosa.
Was für eine Schönheit soll aus dem erwachsen, was schon
an und für sich scheußlich, widrig und entsetzlich ist? Selbst
die Sprache sogar hat seit jeher ihre Entscheidung getrof-
fen, indem sie unmoralische Handlungen + ~~schlecht~~ nennt, wäh-
rend im Gegentheile edle, vortreffliche, erhabene Handlun-
gen als gleichbedeutend mit schönen Handlungen gefaßt
werden. Wie kann man also ein schönes Werk aus einem

+ häßlich

schlech-

schlechten, absolut ~~verächtlichsten~~ und häßlichen Geschöpfen? – Schon aus dem in die-
sem Briefe entwickelten Standpunkte, namentlich aber in
Folge dessen, was ich im sechsten Briefe gesagt habe, ist dir
bekannt, daß ich nicht im entferntesten der Ansicht huldige,
als müßte die Moralität der Zweck der schönen Künste sein;
denn wenn die Kunst einerseits die Manifestation der
Unendlichkeit des menschlichen Wesens ist, so giebst du an-
dererseits auch zu, daß sie die Veredlung des Menschen
nicht zum Hauptzweck hat, sie ist, wie ich schon gesagt habe,
weil sie ist, weil sie aus dem Wesen des Menschen noth-
wendig resultirt. Deshalb hat auch Schiller sehr Recht,
wenn er sagt, daß die Handlungen des Menschen nicht im-
mer in dem Grade unmoralisch sind, in welchem sie unästhe-
tisch erscheinen. Was ist wol mehr unästhetisch als Dieb-
stahl, Betrug und Lüge; und doch sind diese Dinge in den Au-
gen der Immoralität kleinere Vergehen, als der Mord. Selbst
Todschlag und Verbrechen können unter gewissen Bedingun-
gen in die schöne Kunst eingeführt werden, und werden
sehr häufig eingeführt, aber der Schande und Gemeinheit
ist der Weg zur Kunst gänzlich versperrt.

Deshalb begreifst du auch, warum wir mit so vielen Fi-
guren, die uns Kraszewski in seinen Erzählungen vor-
führt, nicht zufrieden sein können. Von anderen Littera-
turen will ich hier ganz schweigen. Vielleicht wirfst du mir
~~Entgegen~~ vor, daß selbst so sehr große Meister, wie Dante, Mil-
ton, Byron, Goethe den Satan in ihren Poesien auftreten
ließen, während doch der Teufel die Manifestation des ab-
soluten, sich selber Zweck seienden Bösen sei. Sehr wahr,

nur

nur Schade, daß bei den genannten Künstlern der Teufel
eine ganz andere Bedeutung hat. Er ist hier innere Nei-
gung des Menschen zum Bösen, er ist aber hier im Menschen-
herzen wohnend und den Menschen ins Verderben rei-
ßende Potenz. Mephistopheles bestätigt dasselbe aus-
drücklich; denn, als Faust die Wissenschaften und geistigen
Bestrebungen, die für den Menschen das einzige Feld der
Erkenntniß sind, verwirft, und von dem unersättlichen,
kühnen Drange, sich über die dem Menschen angewiesene
Sphäre zu erheben, fortgerissen, mit dem Teufel ein Bünd-
niß schließt, sagt der sich in seiner wahren, inneren Ge-
stalt zeigende Mephistopheles:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt."

Und weiter Faust schmähend, spricht er:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn."

Doch ich kehre zum Gegenstande selbst zurück. Wir haben
früher gesagt, daß jede ideale Figur die Manifestation
einer bestimmten Wahrheit sei, die ihr nicht nur innewohne,
sondern dadurch, daß sie ihren Inhalt ausmache, auch ihre
Handlungen bestimme. Es entsteht nun die Frage, in wel-
cher Gestalt diese Wahrheiten und diese bestimmenden Mäch-
te sich dem Menschen offenbaren, und unter welcher Form
sie auf das menschliche Gefühl einwirken? – Nur in den
Tiefen unserer eigenen Brust werden diese Mächte gebo-

ren

ren, welche denn die Lenker unseres Schicksales und unseres Lebens sind. der Mensch erräth aber nicht sogleich, ob sich in ihm ein auf Rosen schlummernder, unschuldiger Engel, oder eine Hyder ausgebiert, welche Unglück, Tod, Verbrechen und Verderben streut. Ehe der Mensch die Geheimnisse seines eigenen Wesens ergründet, ehe er erkennt, daß sich in ihm selbst jene Mächte ausgebären, die ihn mit unaufhaltsamer Gewalt entweder auf den Gipfel des Ruhmes heben, oder in den finsteren Abgrund hinabschleudern, ist es Wunder, daß er der Meinung ist, es wirken ihm überirdische Kräfte zum Handeln, es stiegen die Götter des hohen Olympus herab, um ihn zu Thaten anzutreiben, die er ohne diesen Sporn niemals vollführen würde.

In der christlichen Welt traten an die Stelle der olympischen Götter: Hexen, Kobolde, Nixen, Gespenster, Geister und diesen ähnliche personifizirte Potenzen, und sogar die neue und neueste Litteratur kann sich ihrer nicht entschlagen. Bei allen dem ist es aber leicht zu begreifen, daß die Einführung dieser, bestimmte Potenzen bedeutenden Figuren in die Kunst, derselben nur einen sehr geringen Werth verleihen kann, ~~weil~~ wenn sie als überirdische Wesen den Menschen zur That antreiben, ohne sich in dem Geiste des Menschen ausgeboren zu haben. die Kunst kann diese Figuren entbehren, weil sie nicht nothwendig zu ihr gehören, weil sie als völlig von dem menschlichen Herzen gesonderte Mächte dem Menschen gegenüber stehen, und die der Mensch darum nicht bekämpfen kann, weil nicht sie von ihm abhängig sind, sondern weil er von ihnen dependirt. Darum gehört auch die That, die er vollbringt, nicht ihm, sondern ge-

hört

hört entweder ganz oder theilweise jenen Mächten an, u. der Mensch erscheint als ein sich zum Theile nicht eigenendes Fragment. Im Epos können diese, einem Menschen unabhängigen Mächte, als Personifikationen ungescheut ihre Stelle finden, weil der epische Stoff ein entschieden äußerlicher, plastischer ist.[14] Ganz zweckwidrig ist aber die Einführung der genannten Mächte in der Tragödie, denn hier handelt es sich blos darum, den Geist des Helden in seiner Werkstätte zu sehen, in sein Inneres zu blicken, um seine Handlungen zu verstehen. Vollkommen anders verhält es sich damit in dem Falle, wenn diese Götter, diese Erscheinungen, die uns der Künstler als individuelle Personifikationen malt, in der That nichts weiter sind, als die Macht der in dem eigenen Herzen des Menschen lebenden Einzelnwesenheit. Jeder begreift die Bedeutung der Figuren, als da sind: Mars, Apollo, Venus, Amor, Minerva; denn sie sind die Elemente unserer eigenen Seele. So stellt sie Homer, so stellen sie andere große Künstler des Alterthums dar. Der Mensch war es, der mit den in seiner eigenen Brust gezeugten Göttern den Olymp erfüllte, u. sich einen Himmel schuf, wie er ihn in seinem Geiste sah: der Himmel und dessen Bewohner waren aus der Seele des Menschen erst auf den Olymp versetzt. So sind in der christlichen Litteratur die Hexen die verkörperte Stimme des Herzens Macbeths,[15] und ~~der~~ [die Schwermuth läßt Hamlet den] Schatten des Vaters ~~steigt gleichsam~~ aus dem Grabe [heraufsteigend erblicken.] ~~in dem Busen Hamlets~~. So sieht der nach der Krone von Böhmen strebende Wallen-

stein

stein in den astrologischen Zeichen den ihr bestimmten Fi-
gur.

Jemand hat gesagt, es gebe Augenblicke, die mit einer tiefen Stille und mit feierlichem Ernste die Natur und das Herz des Menschen erfüllen. Wenn nehmlich die Bäume, Felsen, Blumen, Gewächse und Blätter schweigen, wenn nichts sich regt, wenn die Au verstummt, wenn selbst die goldenen Wolken in ihrem Fluge sich anhalten, so steigen ~~[illegible]~~ die Geburten unserer Phantasie: Schwärme von Feen, Sylphiden, Nymphen aus unserer Brust, erfüllen die ganze Natur, den Himmel und die Erde. Ich glaube öfters träumen diese Gebilde unserer Seele auch in den Abendstunden des Spätherbstes, wenn des Waldes Stimme die Natur wie zum Kampfe ruft, wenn die Bäume und ihre Äste gegeneinander anstehen, wenn der Sturm auf unsichtbaren Schwingen über die bebende Natur dahinbrauset, ganze Wirbel abgefallenen Laubes vor sich her treibend, und unter die Wohnungen der Menschen gerathend, seufzt und klagt, wie eine Schaar weinender Geister, wenn der Nebel in wunderlichen Formen kreiset, die riesengroß über die Ebene dahinziehen, wenn der Mond mitten durch die zerrissenen Wolken vom Himmel dahinschwebt, und sich bald hinter das schwarze Gewölk birgt, bald durch die Risse desselben wie durch Fensterscheiben auf uns herabschaut, und wieder unsichtbar wird, dann entsteht, wenn wir in reinen Stunden von Imagination besitzen, ein Bild in uns, die Welt füllt sich rings herum mit den Gebilden unserer erregten Phantasie, und wird in andere überirdische Sphären entrückt. Solche Augenblicke hat si-

jeder Jüngling, wenn ~~er~~ seine Seele noch frisch und klar ist. Solche Momente hat sogar die ganze Litteratur erlebt, so lange sie noch jünger, frischer und wärmer war. Es genügt, wenn ich Sie an das elfte und zwölfte Jahrhundert erinnere, an jene Zeiten, wo sich die Welt in einen lenzigen Blumengarten mit romantischen Wundergeschichten schmückte, und an jene Zeiten, wo in der Seele Ariostos der rasende Orlando, und in dem gewaltigen Geiste Shakespeares unter anderen wundervollen Meisterwerken der Sommernachtstraum entstand.

Immer aber gelangen jene übernatürlichen Erscheinungen erst dann zu einem wahren Werthe und zu einer tiefen Bedeutung, wenn sie der Ausdruck derjenigen Gefühle sind, die in uns leben, und unaufhörlich wirken; denn nur dann handelt der Mensch durch sich selbst. Alle anderen phantastischen Erzählungen, denen jener unterscheidende Charakter abgeht, werden trotz des Talentes des Schriftstellers und trotz des hohen Schwunges seiner Imagination, immer etwas Trockenes, Oberflächliches und Prosaisches bleiben. Und was kann auch mehr prosaisch sein, als der Gehorsam gegen die Kräfte der Natur und gegen Gespenster, die jedem Schriftsteller, so oft er es nur will, erscheinen, und die Verhaltungsmaßregeln für den Helden der Erzählung bringen, denen dieser auch blindlings nachkommt. Der Held selbst ist also nur ein schwaches und willenloses Werkzeug jener Gespenster, oder besser, des Autors selbst. Nichts ist leichter als solche Erzählungen zu schreiben, zumal wenn man dazu nichts weiter nothwendig hat, als seiner Imagination freien Zügel zu lassen, und sie mit dem Dufte ei-

nes

nur seiden Phantasie zu schwingen. Es giebt aber eine andere, auf den Menschen einwirkende, und ihn zum Handeln antreibende Kraft: es ist dies die pathetische Potenz, jenes Pathos der Griechen. Auch diese Benennung ist in die ästhetische Sprache anderer Völker übergegangen, und deshalb wollen auch wir sie beibehalten.

Pathos bedeutet wörtlich Leiden; in der Sprache der Ästhetik aber ist ~~es~~ nicht ganz mit Leidenschaft gleichbedeutend. ~~Auch~~ Unter der Leidenschaft verstehen wir bald ein mehr oder minder edles, bald ein mehr oder minder niedriges und tadelnswerthes Gefühl. Genauer genommen ist Pathos das Ergriffenwerden des Herzens von einem in aller Herzen Anklang findenden Gefühle. – Solche Gefühle sind jene speziellen Einzelnwesenheiten, die sich aber hier nicht mehr in der Gestalt der personifizirten Erscheinungen zeigen, sondern die sich durch ein inneres Leben der Seele und durch eine mächtige, unser Herz durchdringende, und unser ganzes Wesen erschütternde Stimme bekunden, als da ist: Liebe, Freundschaft, kindliche Anhänglichkeit, Ehre, Sehnsucht, und diesen ähnliche Wesenheiten, wovon wir Beispiele bei der Betrachtung der in der Tragödie Romeo und Julie vorkommenden Figuren gesehen haben.

Eine sehr mächtige, in der christlichen Kunst, und in dem ganzen Leben der christlichen Zeit sich manifestirende Potenz ist die Liebe. Der klassischen Welt war sie unbekannt. Die Griechen und Römer haben sie nur einseitig, und zwar rein sinnlich aufgefaßt. Deshalb stand auch im Alterthume die Würde der Frauen in keinem Ansehen; denn sie wurde nicht in ihrer tieferen Bedeutung aufgefaßt.

Als aber das Wort des Heiles den Gedanken der Mensch-
heit erschütterte, als der geistige Glaube den Thron des Him-
mels und der Erde einnahm, als der Mensch in fester Gläu-
bigkeit seine Beziehung zu einer andern Welt begriff, faß-
te er auch das Leben von einer ganz andern Seite auf,
und die Liebe ~~band ihn an das Leben~~ [wurde geboren]. Die Liebe ist die schön-
ste Blume, welche auf Erden je erblühte, ~~nachdem~~ [seit] dem die Sonne
des Glaubens auf uns herabblickt. Die Verehrung der
Frauen wurde ein Hauptelement in der Civilisation Eu-
ropa's, und führte dasselbe aus der finsteren Nacht des
Barbarismus. Der ritterliche Frauendienst mildert
die Wildheit und Rohheit der Gefühle, und indem er der zü-
gellosen Leidenschaft Schranken setzte, befähigte er den
Menschen zur Erkenntniß jener höchsten Wahrheiten, auf
denen die Würde des menschlichen Geschlechtes und die Wohl-
fahrt der Welt beruht. Der Zustand der Geringschätzung
der Frauen ist der schlagendste Beweis von der Barba-
rei eines Volkes, und zeugt von dem Übergewichte der
physischen Kraft, von jenem am meisten schändenden Über-
gewichte, weil es den Menschen dem Thiere gleichstellt. Jenes
Unterthänigkeitsverhältniß der Weiber kann man
nicht aus dem Übergewichte des Gefühles beim Manne her-
leiten; denn ein Gefühlsübergewicht giebt es beim Manne
nicht. Gott hat unter seine Kinder die Seeleneigenthüm-
lichkeiten gleichmäßig vertheilt, weil er beide Geschlechter
gleichmäßig liebt. Wir können also von einem geisti-
gen Übergewichte des einen Geschlechtes über das andere
nicht sprechen; denn in spiritueller Beziehung sind beide

Ge-

Geschlechter einander gleich, wenn auch sonst einander ent-
gegengesetzt, und von einander verschieden. Der Mann in sei-
nem Wirkungskreise, das Weib in dem ihrigen handelnd,
sind gleichermaßen achtbare Weltelemente, und so, wie
das Weib nicht fähig ist, in dem für Männer bestimmten
Wirkungskreise zu handeln, ebenso wenig der Mann mit
all seinem Verstande sicher nicht den Wirkungskreis der weib-
lichen Hälfte auszufüllen. Mann und Weib sind sowol in körper-
licher, als auch in geistiger Beziehung, die gegenseitige Ergän-
zung von einander: sie sind zu einander nothwendig gehö-
rige Hälften.

Wenn man also nicht von der geistigen, sondern von der
physischen Übermacht des Mannes das untergeordnete
Verhältniß der Frauen bei den wilden Völkern herleiten muß,
so sehen wir, warum dort die Frauen sich den schwersten
Arbeiten unterziehen, während die Männer fischen, jagen u.
schlafen. Ist's ein Wunder, daß Asien noch bis heute in Bar-
barei sich befindet? Asien wird sich wahrlich nicht eher
aus der Rohheit und aus dem Gewirre des öffentlichen u.
privaten Unheils befreien, solange dort dem weiblichen Ge-
schlechte das gleiche Recht mit den Männern entzogen wird,
solange nicht die Vielweiberei aufhört. Ist's ein Wunder,
daß, wenn du in der bürgerlichen Gesellschaft einen Men-
schen findest, der durch Wort und That den, für das andere
Geschlecht zu ehrenden Rücksichten Hohn spricht, du auch schon
überzeugt bist, daß er von Grund aus Barbar ist? Be-
trachte ihn näher, und du wirst gar bald finden, daß sein,
wenn auch noch so geschmeidiges und polirtes Äußere,

ein

ein stolzes Herz, einen engen Verstand, und eine erstorbene Seele birgt.

Wie ich sehe, bin ich wieder vom Gegenstande abgekommen, und kehre daher zur weiteren Entwickelung desselben zurück. Die Natur des Pathos, dieser im Menschen brennenden Macht, dieser Triebfeder unserer Handlungen, muß, wie ich gesagt habe, so beschaffen sein, daß sie auch in allen übrigen Herzen Anklang finde. Dieses wird aber nur dann der Fall sein, wenn jene früher ausführlich behandelten Einzelneigenschaften eingeführt werden, zumal gerade sie so beschaffen sind, daß sie im Herzen aller Zuschauer und Zuhörer einige Theilnahme finden. Oder sind die, durch die in der Tragödie Romeo und Julie vorkommenden Personen ausgedrückten Einzelneigenschaften nicht von der Art, daß auch wir sie als die unsrigen anerkennen, und in ihnen uns selben sehen?

Daraus geht also klar hervor, daß das Pathos nicht aus solchen Gefühlen fließen darf, die schon eine gewisse wissenschaftliche Vorbereitung und eine gewisse Vorbildung des Verstandes voraussetzen. So kann eine neue und wichtige Entdeckung in der Chemie, in der Mathematik, in der Naturgeschichte und diesen ähnlichen Wissenschaften den Entdecker nicht nur begeistern, sondern ihn auch veranlassen, sein ganzes Leben an diese Entdeckung zu wagen, und nichtsdestoweniger wird seine Entdeckung in den Herzen der übrigen Menschen keinen Anklang finden, oder höchstens nur von solchen verstanden werden, die schon eine gewisse, hierauf bezügliche Bildungsstufe erklommen haben. Eine solche Entdeckung wird also, weil

sie

sie übrigens im Felde der betreffenden Wissenschaft noch so wichtig sein, nicht aesthetisch sein können, und nicht befähigt sein, in die Kunst eingeführt zu werden; denn die Kunst ist die Sprache des Geistes zu allen Geistern, ist das Eigenthum aller fühlenden und denkenden Menschen, ohne Rücksicht auf ihren Bildungsgrad.

Noch minder aesthetisch sind leere Beschäftigungen, nichtssagende und läppische Neigungen. Sie eignen sich nicht einmal für die Komödie; denn was in der Kunst leben, und im Ideale seine Vollendung finden soll, muß würdig sein, von Allen verstanden zu werden. Kahle und kindische Neigungen sprechen Niemanden an. So beschäftigt sich in der unter dem Titel Herr Jowialski[16] bekannten, sonst vortrefflichen Komödie von Alexander Fredro der ~~Junggesellen~~ Schwerenöter Jowialski nur mit einer Hauptaufgabe seines Lebens damit, daß er Käfige verfertigt, und Vögel fängt. Diese seine Phantasie wird aber bei Niemandem Anklang finden, weil sie subaltern und fade ~~ist~~, weil sie einzig nur dem ~~Junggesellen~~ Schwerenöter Jowialski eigenthümlich ist, sonst aber Niemanden interessirt. (f)

Es ist denn also das Pathos nie im Ideale, in der poetischen

(f) J. W. Grozа[17], der in vielen Beziehungen ein in der That bedeutendes schriftstellerisches Talent bekundet, hat im zweiten Theile seiner podolisch-ukrainischen Erzählungen eine Erzählung unter dem Titel: Das Unglück des Färbers Kulinski mitgetheilt. Das Ganze handelt von gegebenen und erhaltenen Stockprügeln. Meisterhaft ist hier das die Ideale zum Handeln antreibende Pathos! – vortrefflich die Gründe zur Kollision! – – – Wenn aber ein solcher Stoff auch in dem

Ide:

Figur wirkendes Element. Es muß sich aber auch dieser Pa-
thos, die ihn speziell umgebende Engelmacherschaft, in der wirk-

---

bleichendsten Stile, den man gerade in dieser Erzählung hineinzuge-
findet, beschrieben wäre, so würde er gleichwohl wie den Werth
selbst das unbedeutendsten Bildchen aus der holländischen Schu-
le haben können; denn es ist eine reine Unmöglichkeit die Ab-
scheu des Werkes zu schreiben. Scherze aber sind hier gar nicht
an ihrer Stelle; denn der Anblick solcher Wunden betrübt schmerz-
lich, und man kann nicht begreifen, wie solche Werke unsere Lit-
teratur anfüllen, und unter uns circuliren können.–

Diese Art von Schriftstellern ~~wollen~~ erzählen sich die Vergangenheit
malen: lassen sich denn aber, wenn die Vergangenheit durchaus
sehr gemalt werden muß, in derselben keine besseren Momen-
te hervorheben, als Rohheit, Fraß und Völlerei, gegenseiti-
ges Schimpfen, das Abprügeln blinder Bettler und andere ähn-
liche Schmutz? Solche Schriftsteller wollen uns das Hausleben
der Vorzeit zeichnen, führen uns aber nicht vor die alten, ehr-
würdigen Ahnenbilder, nicht vor die würdigen Büsten, öff-
nen uns nicht die verrosteten Rüstkammern und Schloßke-
ller, sondern führen uns nach schmutzigen Hinterhäusern
über Kehrichthaufen, die man eher mit ewiger Vergessen-
heit überschütten, als noch aufwühlen sollte. Darum ist sol-
chen Schriftstellern nicht nur an der Kunst der Darstellung
nichts gelegen, sondern sie gleichen auch schlechten Kindern, die,
während sie die Vorzüge und Tugenden ihrer Eltern ver-
schweigen, nur der schwachen Seiten, Fehler und Vergehen der-
selben gedenken, und solche mit loser Zunge vor anderen
Menschen ausklatschen. Aber – sie bereiten sich dadurch nur
selber Schaden!–

Doch sind wir auch zu hoffen berechtigt, daß eine Schrift,
in der ein so kräftiger Geist weht, wie die Kunstphilosophie
von Liebelt[18] (wovon die Warschauer Bibliothek ein Stück

mit.

lichen Menschen nothwendig verkörpern. Wenn ~~nun~~ der Künstler ~~dasselbe~~ das Pathos in die Kunst einführen will, so muß er sich einen Menschen schaffen, der das ~~Pathos~~ selbe mit Herz und That bekundet, er muß in der Seele dieses Menschen eine zum Ausdruck des Pathos geeignete Seite entdecken, mit einem Worte: er muß einen Charakter schaffen.

In dem Charakter einer idealen Figur hast du daher zwei Seiten: erstens jenes allgemeine Pathos, zweitens einen wirklichen Menschen, der diesem Pathos eine bestimmte Färbung und Richtung verleiht. Es giebt kein allgemeineres Pathos, als die Liebe: sie ist immer ein und dieselbe, wenn man sie speziell und universell betrachtet. Nichtsdestoweniger nimmt sie, je nachdem der Charakter des Menschen ist, eine verschiedene Färbung an. Myriaden Menschen haben schon geliebt; aber jeder einzelne Mensch liebte in seiner Weise, an jedem fand die Liebe eine andere Manifestation, weil jeder eine andere Charaktereigenthümlichkeit hatte. Gar viele Künstler haben die heilige Jungfrau gemalt: Alle haben sie auf gleiche, ähnlich auf ideale Weise aufgefaßt; dennoch aber bieten die wirklichen Madonnen jener Meister die größte Verschieden-

---

mitgetheilt hat, in Kurzem jener schwere, unreine, ungesunden Nebel verscheuchen wird, der noch hie und da in den tiefsten Schluchten unserer Litteratur lagert. Mit Vergnügen haben wir Alle das in der genannten wissenschaftlichen Zeitschrift mitgetheilte Stück der Liebeltschen Arbeit gelesen, weil wir darin ein kräftiges Anzeichen fanden, daß unserer Litteratur ein größeres Ansehen vindizirt werden wird.

heit der. Selbst Raphaels Madonnen sind trotz dessen, daß in ihnen ein Geist, und zwar der der reinsten Heiligkeit lebt, von einander verschieden. Du erinnerst dich vielleicht an jene Köpfe, die man mitunter den Kindern zum Abzeichnen vorlegt. Der eine dieser Köpfe soll die Verzweiflung darstellen, ein anderer den Zorn, noch ein anderer den Schmerz u.s.w. – aber selten haben diese Köpfe einen Character; denn sie sind nicht von wirklichen, verzweifelnden, zornigen oder vom Schmerz berührten Menschen hergenommen, sondern aus der Abstraction gegriffen. In der _Zauberflöte_ tritt die _Nacht_, eine schon an und für sich abstracte und daher jeden Characters entbehrende Figur auf. Mozart war nothwendig gezwungen, um die Hoheit einer solchen Figur durch Musik zu verstehen. Wir fühlen ~~wir~~ es ~~mit~~, wie sich _Klopstock_ behilft, wo er in der _Messiade_ Engel einführt; denn die Engel sind reine Geister, und als solche einander gleich. Wie können sie also eine specielle Färbung, wie einen characteristischen Typus haben, der sie von einander unterscheide? 19)

Wenn aber das im Menschen lebende Höhere nothwendig einen Character und eine bestimmte Färbung haben muß, so bleibt noch übrig, diesen bestimmten Character genauer zu betrachten. Natürlich werden wir dieß in sehr verschiedenen Situationen, von sehr verschiedenen Standpunkten, und in mannigfaltiger Beziehung auf Sachen und Menschen thun können. Wir werden auch

nicht

nicht das Ideal allein, sondern nebenbei auch den Reich-
thum der Gefühle und die Fülle von Gedanken zur Anschau-
ung bringen mußten. – Achilles, jener Held von felsen-
fester Mannheit und furchtbarem Zorne, schleift den
erschlagenen Hektor um die Mauern von Troja –
nichtsdestoweniger hat er eine weiche und edle Seele.
Homer zeigt ihn uns in der Ilias bald als einen war-
men Freund, bald wieder als einen edel denkenden
Mann; denn als Hektors Vater, der greise Priamus,
ihn um den Leichnam seines erschlagenen Sohnes bit-
tet, und vor dem Jüngling knieend ihn flehend bei sei-
nem eigenen Vater beschwört, und weinend ausruft,
daß er die Hand küsse, die ihm den Sohn erschlagen, da
hebt der zu Thränen gerührte Achilles den Greis
vom Boden auf, und gewährt ihm die Bitte.

Aber wozu erst Beispiele aufzusuchen? Ist nicht Ro-
meo das schlagendste Beispiel? Seine Seele birgt
neben der Liebe zu Julie noch einen unerschöpflichen
Inhalt. Er ist tapfer, treu gegen Freunde, und, sei
es, daß er durch Tybalt schwer beleidigt wird, sei es,
daß ihn Paris' Worte verwunden, sei es, daß er
dem Vater Lorenzo gegenüber ehrerbietig sich er-
weiset, sei es, daß er stirbt, in jeder Situation
zeigt sich sein edler Charakter, und verleihet seiner
ganzen Figur eine eigenthümliche Färbung.

Auch bei Wallenstein treten uns die verschiedenen
Seiten seines Wesens zur Anschauung. Er ist ein Mensch,
der neben dem glühenden Haße gegen die [illegible]

ein.

viele zarte Gefühle kennt. Bezeichnend hierfür ist sein Verhält-niß zu seinem Knappen, und ganz vorzüglich die Liebe zu Aldana, die für die Welt so schneidenden und traurigen Töne sind für sein Herz ein inniges Lied, und, wenn er auch, wie er selber sagt, vom Alter gebeugt ist, so träumt er doch noch von entschwundenen Zeiten, und einst theuren Plätzen, die er nach langen Jahren vor Kurzem wieder besucht hat, und sagt:

Ich ging nach jenem unsrem Thale dort:
Noch Alles fand ich, wie es früher war,
Ich sah die Wäldchen und die Blumen auch
Und Alles, wie's an jenem Abend war,
~~Als wir das Thal vor Jahren [verließen]~~: + [wie wir vor Jahren dies Thal unbeschaut:]
Und ach! es schien mir, als wenn's gestern wär'!
Denkst du zurück noch an den hohen Stein,
Der einst das Ziel war unsres Lustwandelns?
Er steht noch heut', jedoch mit Moos bedeckt,
Kaum hab' ich ihn erspäht, den Grund auch dort,
Ich riß das weg, und wusch mit Thränen ihn.
Den Rasensitz, wo du nach Sommerqual
Müd' den Blattern pflegtest auszuruhn,
Die Quelle, aus der ich für dich Labung holt? —
Ich suchte Alles dort, — und fand es noch! u. s. w. [20]

Wallenrod's ganze Gestalt ~~ist ein Gemälde entwürfe~~ [bietet in einzelnen Theilen das Bild] gleich ~~der~~ [dem einer] verbrannten Ruine, eines niedergebrannten Tempels [zurück]. Mitten unter den Trümmern erheben sich schlanke Säulen, leichte, zierliche, in Stein gemeißelte Blumen und Zweige, hie und da glänzt noch der Gold-grund und der ganze Zauber frischer Farben. Man möchte glauben, solche Charaktere müßten in den gro-ßen Katastrophen ihres Lebens gewinnen, denn der

Sturm,

Sturm, der in ihrer Seele tobt, und dieselbe bis auf den Grund aufwühlt, wirft aus ihrer Tiefe verborgene Schätze und kostbare Perlen herauf.

Solche Ideale sind Charaktere in der ganzen Bedeutung des Wortes. In ihnen bekundet sich nicht blos ein Gefühl, nicht blos eine isolirte Kraft, sondern ihr Wesen blickt uns mit einem ganzen Himmel brennender Sterne an. Weniger reich ist der Einsiedler, jener Gustav im Hause des Geistlichen. Das Hauptelement, das sich wie ein Faden durch das ganze Stück von Anfang bis zu Ende zieht, ist die Liebe, + ~~und diese Liebe läßt andere Gefühle nie [illegible] neben sich aufkommen.~~

+ welche kein anderes Gefühl neben sich bis zur Wahrheit aufkommen läßt. Es ist eben auch der Charakterzug seines trotz seines [illegible] sich [illegible] bekundenden [illegible] Einseitigkeit und Unvollkommenheit. 21.)

Du wirst mir aber auch beipflichten, daß, wenn der Charakter in sich einheitlich sein soll, er auch in allen Verhältnissen des Lebens, in denen ihn nur der Künstler handelnd vorführt, sich gleich bleiben muß. Der Charakter muß eine Einheit sein, trotz dessen, daß dieselbe aus Verschiedenheiten besteht. Was er thut, muß er selbstständig und frei thun, keine finsteren, änigmatischen Mächte dürfen auf ihn einwirken, er selbst muß klar und durchsichtig sein, niemals mit der That lange zögern; denn jede Unentschiedenheit ist der Beweis eines innern Zwiespalts und eines Mangels an Einheit des Geistes.

Damit hätte ich denn den für den ersten Band dieser Briefe bestimmten Stoff erschöpft. Ich sehe, daß er mir unter der Feder gewachsen ist, und daß ich fast alles erschö-

ge-

gene Prinzipien der Kunstphilosophie von ihrem heuti-
gen Standpunkte entwickelt habe.

Indem ich aber dem gleich zu Anfange angedeuteten
Plane treu bleiben wollte, habe ich mich auch einer weni-
ger gedrängten, einer weniger streng wissenschaftlichen
Form bedient, als es für einen Gegenstand, welcher ein
Hauptzweig der Philosophie selber ist, vielleicht gerathen
gewesen wäre. Entschuldige also, wenn ich dich manch-
mal mitten aus dem Zusammenhange auf Nebendin-
ge aufmerksam gemacht habe, die zwar mit der Aesthe-
tik selbst in keinem Verhältnisse stehen, die aber so
nahe an das Gebiet derselben grenzen, daß wir von
der aus eine neue Aussicht gewinnen, und Kühlung
auf unserer beschwerlichen Reise halten. Darum habe
ich dir zahlreiche nicht streng zum Gegenstande gehörige Beispiele ~~der Art~~ angeführt, weil ich
wußte, daß wir uns mit Hülfe derselben leichter verstehen
würden. Wenn ich nun hierbei bald diese, bald jene Epo-
che der Kunstgeschichte erwähnt, und gelegentlich die ver-
schiedenen Gattungen der Kunst, wie Bildnerei, Bau-
kunst, Malerei, Tonkunst und die verschiedenen Ar-
ten der Dichtkunst, wie die Tragödie, Lyrik, Komödie,
Idylle und Erzählung berührt, so that ich dies nur des-
halb, um allgemeine, theoretische Kunstbegriffe durch
Beispiele zu beleuchten, ohne mich deshalb schon jetzt auf
eine nähere Auseinandersetzung dieser Gegenstände
einzulassen.

Ich werde noch viele solche Briefe zu schreiben haben.
Vor allen Andern beabsichtige ich im zweiten Bande

mei-

meiner Briefe dasjenige, was noch zum Ganzen und zur Vervollständigung der hier im Allgemeinen entwickelten Kunsttheorie fehlt, näher zu erörtern, und somit die ganze Kunstgeschichte darzustellen; den dritten Band aber einer vollkommenen Analysis der fünf Hauptgattungen der Kunst, namentlich aber der verschiedenen Zweige der Poesie zu widmen. — Bei dieser Verfahrungsart werde ich Gelegenheit haben zu zeigen, wie jene allgemeinen theoretischen Grundsätze trotzdessen, daß sie immer ein und dieselben bleiben, im Laufe der Geschichte in verschiedenen Jahrhunderten und bei verschiedenen Völkern in verschiedenem Gewande erschienen sind, und in wiefern sie sich jenen einzelnen Kunstgattungen verändern lassen.

Ich hoffe, daß ich vielleicht hinlänglichen Muße haben werde, ~~um~~ dieses mein Vorhaben auszuführen. Doch hängt Alles hauptsächlich davon ab, ob dir das, was ich bis daher niedergeschrieben habe, auch zusagte, und ob du beim Lesen wenigstens einen Theil jener Befriedigung gefühlt hast, welche ich fühlte, als ich dir diese Briefe schrieb. Übersieh die Mängel, die du ohne Zweifel in dieser meiner Arbeit gefunden haben wirst, und sei versichert, daß ich dir vom ganzen Herzen dankbar bin, daß du dieses Buch bis zu Ende ununterbrochen gelesen, und die ganze Entwickelung des Gegenstandes mit Aufmerksamkeit verfolgt hast. Lebe wohl, und bleibe mir geneigt.

Zwölfter Brief.

Diese unsere alte Welt ist für uns ein altes Ahnenhaus, das der himmlische Vater erbaut, und dem Menschengeschlechte als Erbtheil überlassen hat. Mächtig stehen noch die alten Grundpfeiler dieses Baues, und noch breitet, wie jemals, der Himmel sein Sternenzelt darüber aus. Fest und ständig prangt noch diese alte Weltburg, wenn auch mancher wüthende Orkan an ihr seine Kraft versuchte, wenn auch zu verschiedenen Zeiten aus ihr [illegible] den Bau anzuschießen, wenn auch, wie uns schon das Alterthum erzählt, diese ihre [illegible] ihre Entstehung einer allgemeinen Revolution verdanken, indem sie sich [illegible] Dämme durchbrechend, über den Hof dieser Weltburg und über die Gärten derselben mannigfaltige Muschel-, Schalenthiere und die Skelette verschiedener Reptilien verstreut haben. Fest gemauert steht dieser Götterbau, und trotzt den Jahrtausenden. Nur dann und wann braust noch etwas in den tiefsten Gewölben und den unergründlichsten Verließen dieses Baues, zischt, raucht, speit Feuer, schleudert eine Glutsäule empor oder dampft mit schwarzem Rauche. Wunderdinge sind hier geschehen: man könnte sehr viel darüber schreiben und erzählen, doch die wunderbarsten Chroniken dieser Burg sind schon die Chroniken ihrer Bewohner. Hier wurden ganze Völker, ganze Nationen geboren, die, gleich Geschwistern [illegible], hinter einander die Hinterlassenschaft des Himmelvaters in Besitz nahmen. Die einen von ihnen starben als Säuglinge in der Wiege; sie erblickten das Licht [illegible], fingen an zu weinen, aber die Klapper in der Hand, und die Muttermilch im Mund, entschliefen sie auf immer. Andere erreichten das Knabenalter, darum bewiesen sie eine dreiste Keckheit, so daß ihnen die wildeste Fröhlichkeit das Herz zu zersprengen drohte. Darum brauchten sie auch [illegible], geschmückt mit Säbelchen und Peitsche, tollten und tobten auf dem Hofe der väterlichen Burg, und, einander das Spielzeug entreißend, schlugen sie sich blutig in hitzigen Gebalgen. Die aber besseren Kin-

dern

den Strafe zu Theil wird, darum brauchen sie sich auch eben
Hals, und verschwanden, man weiß nicht wohin. Es gab auch
solche Völker hier, die schwärmerischen und fühlenden Jüng-
linge, die da träumten, dichteten, sich nach dem Gegenstande
ihrer Liebe, dessen Gestalt sie im Herzen Seele trugen, sehn-
ten, und, wenn ihr Gefühl das Herz übersprudelte, in Ver-
wandlung von Täubchen elegischer Klänge Sang mit ei-
nem Citherschlag begleiteten, bis daß sie endlich in Gedanken
nach einem weiten Stern jagend, auf ebendiesem Stern
ihren Geist aushauchten, und nimmer wiederkehrten in
das väterliche Haus. Mittlerweile aber erstarkten prak-
tische Völker gewaltig und mächtig. Im Schweiß mit
des Lebens harter Mühe arbeitet ein jedes unter ihnen
von Morgen bis Abend, raffte und schaffte, daß ihm blu-
tige Schweißtropfen über die Stirne herabrieselten, —
und, hatte es in seinem Alter die ihm vorweg auferleg-
te Arbeit beendigt, streckte es sich schwer ermattet
dahin und starb. Auf seine Nachkommen fiel sein Reich-
thum und sein schwer erworbener Besitz.

Der Jetztmensch, bereichert durch die Errungenschaft sei-
ner Vorfahren und durch seine eigene Arbeit ist stark
geworden an Geist und Verstand, und freut sich dieses
seines Besitzes. Darum richtet er sich auch so breit und
bequem in den Hallen dieses seines Vaterhauses ein,
Alles ist ihm darin zur Hand, er fühlt sich überall hei-
misch und behaglich, und, indem er sich die Hände reibt,
lächelt er selbstzufrieden und ist sich selbstbewußt,
daß er auch dieses ihm als Erbe überkommenen Hauses Kö-
nig und Herr ist. Er hat alle Schlupfwinkel, alle fin-
steren Löcher seines Erbes durchsucht, er kennt sein Haus
in- und auswendig; er weiß, was er besitzt, weiß so-
gar, was ihm noch fehlt. Dann unerwartet stößt er von
Zeit zu Zeit ~~auf~~ gleichsam auf die Trümmer eines geschei-
terten Schiffes, auf verschüttete, die Tiefen einer alten Ver-
gangenheit angehörende Riesenknochen, die ihm die Ord-
nung seines Systems verwirren, indem sie ihn belehren
daß es auf diesem Erdball nicht immer so wie heut
ausgesehen habe. Heute hat es der Mensch in diesem seinem
Hause licht und hell; denn wo er früher im Finstern herum-

tap-

wagte, hat er jetzt Fenster gezimmert, und den hellen Strahl
der Vernunft entweder hineingelassen, oder an dessen Stel-
le im Nothfall ein Lichtchen, eine abstrakte Formel hinge-
stellt. Darum wandelt er auch überall frei bei Tag und
Nacht, und fürchtet sich vor nichts. Gespenster, Geister, Hexen
und ähnliche Sippschaft der Hölle hat er durch die Beschwö-
rungsformeln der Philosophie gebannt, und da, wo sonst
ein Kobold sein Wesen trieb, arrangirt er Bälle und
tanzt. Selbst der Teufel, jener alte Major-Domus, zeigt
sich nicht mehr am hellen Tage, sondern schleicht bei Nacht
verkappt umher gleich einem Mondsüchtigen oder Poeten.

Trotz dessen aber, daß das Menschengeschlecht der Jetztzeit
dadurch, daß es sich das Studium der Naturerscheinungen so
sehr angelegen sein läßt, die Geheimnisse der materiellen
Welt schnell enthüllt, fällt ihm doch noch die Herrschaft
über das Reich der Geister schwer. Obwohl der Jetztmensch
so weise, so erleuchtet und über jeden Aberglauben erhaben
ist, so wird ihm doch noch gar sehr bang und grausig um's
Herz, wenn es darauf ankommt, namentlich zur Abend-
zeit jene weiten und dunklen Hallen der Geschichte zu betre-
ten, wo die vergangenen Jahrhunderte die alten Bilder
todter Nationen und Völker aufgehangen haben. Es kommt
ihm vor, als ob sie mit den Augen nach ihm winkten, als
ob sie ihn mit tausenderlei wunderbaren Sprachen
anredeten, und als ob sie, aus ihren Rahmen heraustre-
tend, hinter ihm einherzögen, um ihm die Leiden ihrer Er-
denfahrt nachzuweinen und die klaffenden Blutwun-
den ihres Herzens zu zeigen. Umsonst bemüht er sich diese
Visionen und Gespenster aus seinen Gedanken zu verban-
nen, und gleich den furchtsamen Knaben zur Vertreibung
seiner Beklommenheit ein lustiges Liedchen zu pfeifen;
denn die Furcht würgt ihn, und das Liedchen bleibt
ihm in der Kehle stecken. Darum seufzt er andächtig
zu Gott für das Seelenheil seiner todten Brüder auf,
und singt heilige Lieder. Manchmal macht er sich
sogar über staubgefressene Papiere, zerrissene Per-
gamentfetzen, vermoderte Gräberüberreste, zerbro-

che-

2

3

4

ihrer Mauern her, um aus ihnen die Thaten vergessener
Völker zu studiren. Gleichwohl aber werden alle diese Mo-
numente stets ein werth- und inhaltloses Gemäuer
bleiben, wenn der sich mit ihnen beschäftigende Forscher
nicht im eigenen Geiste das Licht anfacht, wenn er nicht
vorher die dunkelen Erkenntnißfeuer selbst ange-
steckt hat. Denn Freund, nur dann, wenn der Mensch er-
st sich selbst durchschaut hat, wenn er mit sich selbst
in Fried und Eintracht lebt, wenn er in dem Heiligthum
des eigenen Geistes so orientirt ist, wie in seinem ei-
genen Hause, wenn er den Docht jenes göttlichen seit
Urbeginn in seiner Seele flammenden Licht geputzt,
nur dann werden ihm die Weltgeschichte Monumen-
ten, die sich durch Jahrtausende auf einem mächtigen
Unterbau erhoben haben, klar; nur dann wird er
die Sprache der Jahrhunderte verstehen, welche längst
in den Schooß der Ewigkeit hinabgeglitten sind; nur dann
wird er in sich selbst die Lösung der Räthsel finden,
die ihm die Weltgeschichte aufgiebt. Jene längst begra-
bene Vergangenheit, jene in den Grüften der Geschichte
zerstreuten Gebeine alter Jahrtausende werden neu
aufleben, sobald er sie mit den Worten und im Namen
der ihm innewohnenden ewigen Macht beschwört; sie
werden sich zu einem Ganzen einen, Körper auf sich
nehmen, und ihm sowohl über sich, als auch über die Wege
Aufschluß geben, auf denen die Gottheit sie durch die
Ewigkeit führt. Denn dieses innere Licht, dieses gei-
stige Auge, das sich niemals in uns schließt, das
ewig schaut und ewig wacht, ist ein Gottes Werk, die
ganze Natur nebst sämmtlichen Wundern der Schöp-
fung ist aber ebenso gut eine Arbeit der Vorsehung, wie
die Entwickelung der Weltgeschichte ein Gottes-Werk.
Ist es daher nicht klar und deutlich, daß, sobald du nur
den in deinem Geiste lebenden Gott verstehst, du mit leichter
Mühe sowohl die Natur als auch die Geheimnisse der Ge-
schichte

schüsse verstehen lernst? Ist ja doch unser Geist und Alles,
was Wesenheit hat, durch Gott und in Gott.
Sieh, die Eichel umschliesst eine rohe Masse, einen un-
förmlichen Stoff. In dieser rohen, unbildsamen Ma-
terie keimt der [illegible]; fällt aber diese Ei-
chel in den Schoss der Erde, so platzt wie durch ein Schö-
pfungswunder ihre Schaale, und aus jener unbildsamen
Materie entwickelt sich ein Keim, erhebt sich als bieg-
samer Stämmchen, ~~als~~ dann als harte Eiche, die durch die
Tüchtigkeit ihrer Kraft erstarkend, stolz ihre Arme aus-
streckt, Äste schiessen lässt und sich in ein frischgrünes
Laub wie in den Purpurmantel ihrer Majestät
hüllt. Und schweigend blickt die Eiche auf die über
ihr dahinziehenden Wolken und auf die unter ihr ver-
gehenden Jahrhunderte. Und dennoch war diese Eiche
mit allen ihren kräftigen Ästen, mit dem ganzen Reich-
thum ihrer Eicheln und Blätter in dem Kern jener rohen
Schaale eingeschlossen; aber sie ruhte in ihm erst als
Gedanke, als die Seele ihrer ganzen zukünftigen Form;
und dieser Schöpfungsgedanke, diese Seele hat eine Ge-
stalt angenommen, ist sichtbar geworden, hat die Ei-
che durchdrungen, und was ein Gedanke war, hat sich
verkörpert. Ferner siehst du, wie dir auf einem
weissen Blatte Noten in Gestalt schwarzer Punkte und
stummer Striche entgegenschauen. Sie schweigen, denn
sie sind leblos, todt und ohne Sprache; in ihnen schlummert,
wie in magischen Zeichen gebannt, der Geist des grossen
Komponisten. Wenn aber dieses Blatt angehaucht
wird von dem Genius der Musik, dann rühren sich gleich-
sam diese stummen Notenköpfe, diese Punkte und Stri-
che, sie auferstehen, nehmen Flügel an sich, erheben sich
gleich gefiederten Schaaren, steigen empor, und stim-
men in den Himmelshöhen eine sanft schmelzende Har-
monie an. Als vibrirende Klänge senken sie sich in
das Heiligthum eines Herzens herab, um dort über ih-

nen

vom Meister über ihren Schöpfer Zeugniß abzulegen; du aber schaust in deiner Seele des Künstlers aus Harmonie gewoben und im Lichte der Freiheit strahlend Gestalt.

Und so, mein theurer Freund, wie in jener ungefügigen Eichelnuß der schöpferische Urgedanke und die Gestalt der Eiche nebst ihrer ganzen ungeahnten, verzweigten und kraftvollen Zukunft ruht, wie in diesen Noten das Gefühl und der Geist des Künstlers schlummert, ebenso lebt und webt auch in der Weltgeschichte ein vernünftiger Gedanke, der Geist Gottes. Die Völker, die Geschlechter und die Jahrhunderte, sie sind jene riesigen Äste, welche auf dem ewigen Lebensbaume der Historie wachsen, und sich zu Folge des in ihrem ersten Keime verborgenen göttlichen Gedankens kräftig ausbreiten; sie sind jene klangvollen Töne, zu deren Ausdruck Gott, jener große Künstler u. Komponist der ewigen Harmonie, ~~Gott~~ die Noten zu schaffen geruhet hat. Seinem Willen gemäß wächst der Lebensbaum der Geschichte empor, und das Lied der Zeiten, welches mit dauernden Akkorden durch der Jahrhunderte Zeitlauf dröhnt, tönt nicht als von ihm vorgeschriebenen Regeln.

Was uns die Religion als Vorsehung und die Philosophie als ewige Vernunft vorführt, ist nichts weiter, als die der Geschichte immanente, lebendige und die Weltbegebenheiten determinirende Potenz. Vorsehung und ewige Vernunft ist ein und dasselbe, nämlich die unendliche Wahrheit, die Alles erhält und Alles in sich faßt, ist ~~der~~ der Allmacht Odem und der Freiheit Herz, die der Geschichte einverleibt, aus sich selbst den Faden aller Jahrhunderte herausspinnen und den Inhalt der Zeiten gebären. Darum laßt uns *glauben*, daß die Vorsehung und *wissen*, daß die unendliche Weisheit die Welt regiere. Nur sinnlose Köpfe können behaupten, daß ein blinder Zufall, daß eine blinde Vorherbestimmung die Weltgeschichte lenke. Das Schicksal, *Fatum*, ist kein

Nichts,

Nichts, eine hohle, trostlose Hülse, in sich finster und leer, und darum nur finstern Geistern und hohlen Herzen zusagend.

Daher muß denn auch jenes sentimentale Geschwätz, jene armselige und seichte Weichherzigkeit rücksichtlich der Erörterung und Betrachtung der sogenannten Naturwunder ein Ende nehmen. Es giebt genug Menschen, welche in der künstlichen Arbeit der Ameise, in den Farben der Blumen, in dem blinden Instinkt der Bienen, in dem Umlauf der Gestirne, im Sturm des Oceans eine fürsorgende Vernunft erkennen, sie aber in den Mühen des Menschengeschlechts, im Instinkt der Völker, in dem die Welt ergreifenden Fortschritt der Geschichte und in den Ergebnissen der Jahrhunderte nicht sehen. Fürchten sie denn ihren eigenen Gedanken ins Gesicht zu schauen, und das verborgene Räderwerk jener großen Uhr zu studieren, die den Sterblichen die Geburts- und Todesstunde schlägt?

Ich wiederhole hier meine früher angeführten Urth.: „Wenn wir glauben, daß die Naturgeschichte, diese Geschichte der Thiere, Pflanzen und Steine auf den Grundlagen der höchsten Vernunft und ihrer ewigen Satzungen beruht, ist es denn dann so schwer zu glauben, daß das Auge der göttlichen Vorsehung über der Geschichte und den Wegen derselben leuchte, und daß jene großen Wechselgründe und Metamorphosen der geistigen Welt nur die Errungenschaft einer höheren Vollkommenheit, die Befreiung des Geistes von den Schlacken und die Stufen zum Throne seiner eigenen Würde sind? Wer in sich selbst Würde hat, der wird gewiß auch die Würde des Menschengeschlechts ehren, an dessen ewiger Vervollkommnung und an einen ewigen Fortschritt glauben. Wer aber sein Leben wie die Muschel in der finstern Tiefe des Verschlammens hinbringt, der wird freilich den Ruf des Donnersturmes aus dem Aether nicht vernehmen, womit Gott von Zeit zu

zu Zeit die Welt erzittern macht. Wenn aber die sturm-
gepeitschten Wogen der Geschichte ihn gleich der Muschel an
das Ufer werfen, so wundert er sich, daß es auch der
Welt einen [illegible] und einen Tag giebt."

In der Weltgeschichte, an dem Thun der Millionen vernünf-
tiger Wesen findet die ewige Weisheit eine ungleich wür-
digere Manifestation, als an dem Spiel der Natur, die
sich immer und ewig in einem und demselben Kreislauf
bewegt: in den Thaten des Menschengeschlechts ist der Gott-
Geist, der lebendige Gott immanent.

Es ist freilich leichter, das Vorhandensein der ewigen
Weisheit zu läugnen, als das Wesen derselben mit dem
Geiste zu erfassen. Derjenige, dessen Geist durch das Licht
Gottes nicht erleuchtet ist, findet es bequem, Gott in über-
weltlichen Höhen auf einen Thron zu versetzen, um, wie
jener faule Knecht in der Abwesenheit seines Herrn
leichter durch unwürdige Handlungen und durch das Ge-
schwätz seines unreinen Mundes sündigen, Alles, was
seinem wurmstichigen Herzen entkeimt, oder was ihm
sein durch Leidenschaften geschwächtes Verstandesver-
mögen anräth, zu Verhaltungsmaaßregeln sank-
tioniren, und Gott weiß was für Einbildungen für
die der Geschichte vorgeschriebenen Gesetze erklären
zu können. Weil nun aber solche Menschen die Ver-
nunft für sich in Anspruch nehmen, darum richten
sie alle ihre Handlungen nach einem bestimmten Zweck
hin, zu dessen Erreichung sie einen Plan entwerfen.
Höchst charakteristisch ihrer Prätension ist ihnen ei-
gen; denn Gott, jene ewige Weisheit, ist ihrer Ansicht
nach das einzige, zwecklose Prinzip, durch welches
das Menschengeschlecht planlos in den Gleis der Geschich-
te hineingeschleudert worden sei. Darum bietet ihnen
auch die Geschichte nie etwas Neues dar, in ihr giebt
es keinen Fortschritt, es kehren gewissermaßen im-
mer wieder dieselben Ereignisse zurück, und gebären
sich ewig einander gleich, wie die Geschlechter der Thiere.

[illegible]

Die Leute, die solche Behauptungen aufstellen können, haben die Geburtswehen ganzer Jahrhunderte, die blutigen Leiden zahlloser Generationen, ihre unerhörten Qualen keine Bedeutung; sie sind, weil sie sind. – Der Fürsehung Auge – sagen sie – wacht über die Allgemeinheit der Materie; doch das Menschengeschlecht geht dabei leer aus; die Weltgeschichte allein ist keiner menschlichen Beschreibung werth.

Gerade in unseren Tagen wüthet der geräuschvolle Kampf der christlichen Auffassung der ewigen Wahrheit mehr als sonst. Die eine Partei wirft der andern vor, daß sie die ewige Wahrheit mit der Materie verwechsle, daß sie lehre, die ewige Wahrheit und die Materie seien ein und dasselbe, daß sie der ewigen Wahrheit eine individuelle Existenz abspreche und behaupte, sie könne keineswegs persönlich gedacht werden. Und letztere Partei erhebt sich wiederum gegen jene, und klagt sie an, warum sie die ewige Wahrheit als Person darstelle, warum sie dieselbe von der Materie emancipire und aus dem wirklichen Dasein der gesammten Wesen herausnehme, um sie auf eine überirdische Höhe hinzuschwingen. – Diese beiden Anschauungsweisen stehen einander diametral und gleichsam zwei einander entgegengesetzten Polen. Und dennoch ist die Versöhnung dieser beiden Ansichten nicht unmöglich. Indem Gott die ewige Weisheit, das All ist, aus welchem Alles hervorgeht, so kann er weder als ein der Materie immanentes, noch als ein individuell-persönliches, charakteristisches Prinzip an und für sich aufgefaßt werden. Denn eben darum, daß Gott Alles ist, faßt er Alles, und darum auch jene beiden Gegensätze in sich, und ist darum ebenso wohl Schöpfer, d. h. eine in sich abgesonderte, persönliche Potenz, als auch der in Materie verkörperte, und darum der dem großen Weltenuniversum immanente Gott, welcher vermittelst seines Geistes Alles, was da ist, durchdringt, und somit seine untheilbare, ewige Dreifaltigkeit beurkundet.

– die –

Diese Wahrheit ist sogar schon durch die Religion längst auf-
gestellt, so daß wir hier eigentlich das über etwas positiv Gege-
benes nicht viel zu discutiren nothwendig hätten. Indessen findet
die auf dem Gebiete des Glaubens in Indifferentismus versun-
kenen Menschen, die, indem sie leichtsinnig vergessen, daß das Chri-
stenthum zu allen Zeiten die Bedingung jeglicher Aufklärung
und der höchsten Civilisation des Menschengeschlechts gewesen ist,
die Wahrheiten desselben gering schätzen, und glauben, daß die-
se Wahrheiten für den heutigen Standpunkt der Wissenschaften
nicht mehr passten, trotz dessen, daß sie selber eingestehen müs-
sen, die Welt sei noch gar weit davon entfernt, um nicht
nur dem Namen nach, sondern in der That nur christlich zu
sein, daß ihr noch gar sehr viel fehle, bis die Weltgeschichte sich
mit den Grundsätzen des Christenthums vollständig vereint [?]
die aus diesen Grundsätzen resultirende Würde des Men-
schen in einen harmonischen Einklang treten werde. Wer
wollte auch läugnen, daß, sobald es das Christenthum nicht
bloß scheinbar, sondern in der That die Herzen der Menschen
überzeugend durchdringt, sofort auch alle Noth und Jammer
von der Erde weichen, alle Thränen schwinden, und alle selbst
die geheimsten [?] Herzenswünsche in Erfüllung gehen. Wenn
doch die Huldiger des Indifferentismus ihren Geist in die
Wahrheiten der Religion versenken wollten, wie bald
würden sie inne werden, daß die Religionswahrheiten
in ihren Endresultaten mit den Grundsätzen der Vernunft
und der wahren Philosophie übereinstimmen. Die Unzu-
länglichkeit aber den Geist des Christenthums zu erforschen,
hat auch der andern Seite ein zweites und vielleicht
noch größeres Uebel zu Wege gebracht: sie wurde die
Veranlassung, daß die Gegner der Philosophie, welche vor
der Vernunft, die den inneren Werth des Menschen aus-
macht, heiligen Respekt haben, weil sie sie hassen, in jedem
philosophischen Räsonnement den Keim des Unglaubens erblick-
ten. Diese Lehrer jeglicher Schwärmerei und Erniedrigung [?]
dieser kurzsichtigen und abgestumpften Menschen beden-
ken nicht, daß Gott selber vom Himmel herabgestiegen
sei, und daß er durch diese seine Menschwerdung uns die
tiefsten ewigen Geheimnisse enthüllt habe. Erinnern sich denn jene
Frömmlinge nicht, daß Gott im Himmel der Vater derer
sein will, welche einfältig sind im Geiste? Wenn aber nun

es:

einem beschränkten Herzen, kann nur Thorheit ein Gott
wohlgefälliges Opfer emporsteigen? Nur aus einem rei-
nen Herzen, nur aus einer frei athmenden Brust tönt
auch wahres Lob und die würdige Verherrlichung des Herrn
in die Höhe, so daß es klar ist, daß das Christenthum sel-
ber zu seiner Grundbedingung die Vernunft gesetzt hat. Das
Christenthum erkennt nicht die Gebilde einer krankhaften
Phantasie, sondern die Ueberzeugung einer frischen u.
gesunden Vernunft als Wahrheit an. Entschuldigen, daß
ich hier zu wiederholten Malen diesen Punkt berühre, wel-
chen ich schon früher (Nr. VIII.) behandelt habe. Wie
soll man aber auch darüber schweigen, was Schmerzen
verursacht? Und in der That, was kann schmerzlicher sein
als zu sehen, wie mittelmäßige Frömmler, in Schafsfelle
gekleidete Wölfe ihre verpesteten und verrückten An-
sichten für dasjenige ausgeben, was das Heiligste für
den Menschen ist, nämlich für Religionswahrheiten? Es
sind dies jene Käufer und Verkäufer, die in den Tem-
pel des Herrn verunehrend, das Haus des himmlischen Va-
ters in eine Räuberhöhle verwandelten, bis der Heiland
sie Alle mit einer aus Stricken geflochtenen Geißel
aus dem Tempel hinauspeitschte (Joh. II, 15. Matth. XXI, 12.
Marc. XI, 15. Luc. XX, 45.) Dies war das einzige Mal
gerieth Christus in Zorn, und zwar gerade damals, wo
er jenes nichtswürdige Gesindel herumtreibe.

Gott ist dem Menschengeschlechte immerwährend, und lenkt
den Lauf der Jahrhunderte, so wie den der Natur und jeg-
lichen Zeiten-Wechsel; und obwohl sich die Weltgeschichte
nur durch schweres Gedränge, nur durch blutige Noth
nur durch schauerliche Arbeit seit Ewigkeiten her ~~durch~~
hindurchzwängt, so fällt doch kein Tropfen, kein Schmerz,
kein Thränen, kein Blutstropfen der Vergangenheit oder der
Vernichtung anheim. Die Engel, diese Weltenwächter,
zählen sie, und Gott vergilt die Leiden der Väter stets reich-
licher den folgenden Geschlechtern. Darum ist denn auch
die Weltgeschichte jene große Rechtfertigung der ewi-
gen Vernunft. Man braucht sich nur in die Weltge-
schichte zu vertiefen, man braucht in ihr nur einzelne
Plane und Absichten der Vorsicht zu forschen, und so-
fort findet sich Trost und Friede auch Millionen gequäl-

ter

der Zeiger herab. Wenn wir daher in den bluttriefenden Bü-
chern der Geschichte blättern, wenn uns von jedem Blatte der
Wehruf des Todes so vieler Völker und der Verschwindungskampf
so vieler Jahrhunderte entgegenweht, dann ergreift uns
Angst und Verzweiflung, unser Herz füllt sich mit Wehmuth
und die Zukunft verhüllt sich vor unserem Auge mit ei-
nem düstern, traurigen, schwarzen Vorhang. Unsere See-
le fühlt sich finster, bedrückt und, kaum, wie das Grab, und
aus dem erbleichenden Schooße der Vergangenheit treten
hervor die Gestalten der in dem Kampf mit dem Tod
längst gefallenen Völker, gleich bleichen Gespenstern und
Todtenerscheinungen mit einem Antlitz, auf welchem ihr
Jahrhunderte langes Lebenskampf unendliche Leiden und
Qualen ausgeprägt hat. Wenn wir aber bedenken, daß
das Menschengeschlecht nicht dazu geschaffen ist, um den
blutdürstigen Tyrannen zum Spielball zu dienen, sondern
daß die ewige Vernunft den Gang der Weltereignisse
leitet, da wird es sogleich licht und hell in diesen fin-
stern und traurigen Räumen des Herzens: himmlischer
Trost senkt sich in unsere Seele herab, jener finstere,
und die Vergangenheit verhüllende Vorhang fällt,
und läßt uns auch die ferne Zukunft durch den Glanz
des göttlichen Blickes erleuchtet erscheinen. Die schauer-
und trauererfüllten Gestalten untergegangener
Nationen verwandeln sich in Engelschöre, die Palmen
in der Hand, das Lächeln des Friedens und der himmli-
schen Glückseligkeit im Antlitz, die Scheitel geschmückt
mit einer Sternenkrone. Die Welt ist ein großes Al-
tar, denn wenn ein Geschlecht, wenn ein Volk oder ein
Jahrhundert dahinstirbt, dann erhebt sich sein Geist
Gott zum Opfer gleich einer Hostie, welche das Fleisch
und Blut des nie ersterbenden Geistes ist.

Wenn dem aber wirklich so ist, wenn die ewige Vernunft
die Weltgeschichte einem bestimmten Zwecke entge-
genführt, so drängt sich uns zunächst die Frage auf,
welchen Zweck wohl die Geschichte zu erreichen habe?
Schauder ergreift uns, wenn wir uns fragen: Woher
kommen wir? Wohin gehen wir? Welches ist der Ver-
lauf und das Ziel unserer Existenz hienieden? Die
Lösung dieser Fragen soll der Inhalt des vorliegenden
Briefes gewidmet sein. Sollen wir nämlich die Geschich-

te

te der Kunst behandeln, so müssen wir vor allen Andern
darüber ins Klare gelangen, wie wir die Universalge-
schichte aufzufassen haben; denn nur dann, wenn wir eine
richtige Einsicht in die Weltgeschichte gewonnen haben,
kann uns das richtige Verständniß der Geschichte der Kunst
nicht schwer fallen.

Bedenkt, daß so wir nur aus der Erforschung des inner-
sten Wesens eines jeden Dinges, oder dessen, was das Ding
an und für sich ist, die Gesetze dieses Dinges entwickeln er-
kennen können, man sich auch auf ähnliche Weise die Gesetze
und die Leitung des Geistes in der Geschichte zu erklären
im Stand ist, sobald man nur das Wesen desselben er-
kannt hat. Was ist nun aber Geist? Was ist sein Wesen?
Wodurch unterscheidet er sich von nichtgeistigen, materi-
ellen Wesen?

Sobald wir den Unterschied zwischen Materie u. Geist
ins Auge fassen, so wird uns schon dadurch das Wesen
des Geistes klar. Wolle dich darum an das Jenige zurück-
erinnern, was wir schon in den frühern Briefen gesagt
haben. Wir haben dort ausführlicher auseinandergesetzt,
daß der Mensch die Unendlichkeit des Geistes zu fassen ver-
möge, daß daraus nothwendig folge, daß auch der
menschliche Geist unendlich sein müsse; ferner: daß, soll-
te auch der Mensch nie dieser seiner Unendlichkeit nach
kein klares Bewußtsein haben, dieselbe sich in ihm doch
dadurch verrathe, daß er einen fortwährenden Drang
verspüre, sich selbst kennen zu lernen, zu ergründen, u.
sein unsterbliches Wesen zu begreifen. Und zu diesem Zie-
le führten ihn, wie wir gezeigt haben, drei Wege; denn er
erkenne diese Unendlichkeit entweder durch's Rai-
sonnement, d. h. durch die Kraft seines Gedankens
und dann sei er Philosoph; oder sie offenbare sich ihm durch
das das stille Heiligthum seines Herzens durchdrin-
gend Gefühl, und dann werfe er sich in die Arme
der Religion; oder endlich zeige sich ihm die Unend-
lichkeit materiell, indem sie seinen Sinnen in einer
so gewaltigen Art entgegentrete, daß er sie hören
und sehen könne, welcher dritte Weg uns den der schö-

nen

von Kunst nennten. Der Mensch wendet sich auch an
die materielle Welt, und verkörpert die Unendlichkeit
seines Geistes in Bildsäulen, Gemälden, in den Spiel verschiedener
Tonschwingungen, drückt sie in der Harmonie der Musik,
in der Bildersprache Poesie – mit einem Worte: der Mensch
wird Künstler, um seine eigene Unendlichkeit in der Form
der Materie zu erblicken. Wenn nun aber jemand den
Einwand macht, warum der Mensch Kunstwerke
schaffe, um in ihnen seine Unendlichkeit versinnlicht zu
schauen, ob denn die Natur und alle sich in ihr vorfinden-
den und uns umgebenden Wunder nicht ein treues
Abbild der Unendlichkeit, nicht ihr vollkommenster
sinnlicher Ausdruck seien, ob man denn in der Na-
tur nicht wie in einem Gemälde das Antlitz der unend-
lichen Weisheit erschaue, ob man darin nicht jenes
große Schöpfungswort vernehmen könne, welches ertönt
habe, als das Universum der Welten entstanden, und
welches laut nachhalle in den endlosen Kreise der Geschöp-
fe, – ob denn dieses Wort nicht Fleisch geworden sei in
der Natur, und eine sichtbare, materielle Gestalt an-
sich genommen habe, wenn uns – sag ich – solch Einwand
gemacht wird, so werden wir kühn entgegnen, daß
die Naturwesen himmelweit davon entfernt seien,
an für uns das sinnliche Abbild der Unendlichkeit zu
sein. Und sie würden jenen sinnlichen Ausdruck der Un-
endlichkeit darum nicht sein, weil eine ungeheure
Kluft und eine unübersteigbare Scheidewand die
Welt des Geistes von der der Materie trennt. Nichts
desto weniger ist aber der Geist der unendlichen Vernunft
der Natur wesentlich innewohnend; denn die Natur ist
der verkörperte Gottesgedanke und ein vollständi-
ger Ausdruck dieses Gottesgedankens. Um aber die-
sen Gottesgedanken in den geschaffenen Dingen zu er-
kennen, um den Hauch der ewigen Vernunft zu ver-
spüren, um das Getriebe des das Universum in Be-
wegung erhaltende Räderwerk zu belauschen, muß

man

einen Blick über den ewigen Zusammenhang der Einzel-din-
ge nachgedacht und ihn nothwendig begreifen gelernt hat, wie
die in der Natur herrschende Ordnung und die gegenseitige Ein-
stimmung des Geschaffenen erkannt haben. Indessen reichen zu dieser
Erkenntniß die Sinne allein nicht hin; denn die Sinne zeigen
uns nur Einzel-Wesen, spezielle Erscheinungen; über deren in-
nern Zusammenhang aber belehren sie uns nicht. Um diesen
aufzufassen, hiezu bedürfen wir mehr als der Sinne, hiezu be-
dürfen wir des Nachdenkens und der Spekulation, mit einem
Worte, wir müssen etwas mehr, als blos materielle, wir müs-
sen denkende, vernünftige Wesen sein. Ohne Aufmerksamkeit,
ohne Nachdenken von unserer Seite, würde die von uns blos
durch die Sinne wahrgenommene Natur für uns das sein,
was sie für die Thiere ist, nämlich ein Conglomerat unzähli-
ger Einzel-Wesen, von denen keines, einzeln gefaßt, Bedeu-
tung hat, oder etwas ausdrückt. Nun aber kommt es
hier gerade darauf an, um in speziellen, einzelnen wie sie
uns die Natur darbietet, genommenen Wesen die Unend-
lichkeit zu erblicken. Diesen Genuß kann uns einzig und
allein die schöne Kunst gewähren. Die Bildsäule, der Bau,
das Lied, das Gemälde sind materielle Einzel-Dinge.
Wir vernehmen sie zwar vermittelst unserer Sinne, aber
gleichwohl ist hier der Geist der Unendlichkeit immanent.
Schon hieraus kann man den Unterschied zwischen mate-
riellen Dingen, zwischen Naturwesen und zwischen den
Werken der Kunst ersehen. Einige schon früher von uns
erörterte Beispiele werden uns noch einleuchtender ma-
chen, was natürliche Einzel-Wesen seien, woraus sich dann
der Unterschied zwischen Geist und Materie deutlicher her-
ausstellen wird.

Der Mensch richtet seine Augen auf jenen unbegränz-
ten Räumen, um in den Gestirnen die Unendlichkeit zu
entdecken. Was aber sieht er dort? Nichts als einzelne
Himmelskörper. Er sieht eine Saat goldener Welten, er-
kennt die Planeten, Sonnen und Mond, welche unauf-
hörlich in ewigen am Firmament ihre ausgesteckten
Lichtbahnen kreisen. Aber keines dieser Gestirne, einzeln
betrachtet, bildet ein Ganzes: gewisse Gestirne erscheinen
uns als Sonnen und gewissermaßen als die un-

be-

beweglichen Centralpunkt für die andern, welche letztere
um jenen kreisend mit ihm vereint erst ein größeres
Ganzes, nemlich ein Sonnensystem bilden. Es ist daher jeder ein-
zelne, dahin gehörende Stern nur ein Bruchstück dieses Gan-
zen, einzeln für sich genommen aber hat er keinen Werth, ist
von seinem System abhängig und besitzt keine eigenthümli-
che Selbstständigkeit. Betrachte ferner die Natur mit dem
Auge des Physikers: du siehst z. B., daß ein ins Wasser getauch-
ter Holzstab gebrochen erscheint. Und doch sind selbst zu die-
sem Phänomen gar mancherlei Dinge nothwendig, als
Wasser, Luft, Holz und Licht. Keines dieser Dinge, einzeln ge-
nommen, ist im Stande das Phänomen dieser Strahlenbre-
chung hervorzubringen, und daher stehen sie alle in gegen-
seitiger Abhängigkeit von einander. Wir hören einen
Klang, einen Ton; er rührt gewiß von irgend einem vi-
brirenden Körper her, dessen Vibration die Luft braucht,
die in wellenförmigen Schwingungen sich ausdehnend,
unser Gehör trifft. Es erzeugt also weder der schwingende
Körper noch die Luft, für sich einzeln und von einander
unabhängig gefaßt, den Klang. Nach derselben Analo-
gie würden es keine magnetischen, elektrischen und galva-
nischen Erscheinungen geben, wirkten nicht zwei Einzeldinge,
nemlich zwei einander entgegengesetzte und dennoch von
einander abhängige Pole. Betrachte einen chemischen Pro-
zeß, wo die Anziehung und Abstoßung die Hauptrol-
le spielen, z. B. bei einem Experiment, zu dessen Behufe du Schwe-
felsäure auf Kreide gießest. Ebenso nun hiezu zwei Din-
ge nothwendig sind, Kreide nemlich und Schwefelsäure,
so sind zu allen chemischen Experimenten wenigstens zwei
auf einander wirkende Körper nothwendig. Dasselbe
gilt auch von der höchsten Stufe geschaffener Wesen, nem-
lich von der organischen Welt. Auch hier treffen wir
nirgends ein Einzel-Wesen an, das an und für sich ein
Ganzes bildete. Die Pflanze gehört dem Boden an, aus
dem sie Nahrung zieht, dem Klima und den Elementen
hat sie ihr Dasein zu verdanken, hängt also von ihnen
ab; das Thier erkennt die materielle Welt, in der es lebt,
als die nothwendige Bedingung seines Daseins an. Und
ebenso endlich der Mensch, das vollendetste Werk der Schö-

pfung

lung ist, so vermag er rücksichtlich seiner leiblichen Seite
keineswegs durch sich selbst zu existiren. Auch er ist von
der Nahrung und von den Elementargewalten abhängig,
muß er nicht ihre Oberherrschaft anerkennen und darum
ist auch er, wenn seiner materiellen Seite nach betrach-
tet, kein unabhängiges Ganzes. Ist er ja doch sogar in ge-
schlechtlicher Beziehung nur eine Hälfte, die ihr vollstän-
diges Supplement in einem andern ihr ähnlichen, aber
andersgeschlechtigen Wesen findet.

Und somit giebt es denn kein Naturwesen, welches spe-
ziell betrachtet, ein in sich abgeschlossenes Ganzes wä-
re, ein jedes ist nur ein zu einem großen Kreise von Wese-
n gehöriges Segment, welcher Kreis wieder die Kreise
eines andern größeren Kreises schneidet, und erst mit
ihnen ein Ganzes bildet. Kein Wesen existirt an und
für sich, keines besteht durch sich und ~~aus~~ sich, keines ist
unabhängig, keines selbstständig, sondern jedes bedür-
ftig seiner Ergänzung, jedes genießt nur einer abge-
leiteten Existenz, ist darum ein an Bedingungen ge-
knüpftes und darum ein gebrechliches und vergängli-
ches. Das nun ist der Hauptcharakter, der die mate-
riellen, irdischen, sinnlichen Wesen von dem Reich des
Geistes unterscheidet. Ueber diesen sinnlichen Wesen
hinaus stehen die Grenzpfeiler der Materie, hinter
ihnen beginnt das Reich des Geistes. Hier wehen uns
die Schauer der Ewigkeit an, hier berührt uns der Hauch
des Jenseits.

Ganz anders, ja diametral verschieden ist die Natur
des Geistes. Der Geist ist kein Bruchstück von irgend ei-
nem Ganzen, sondern ist an und für sich eine Totali-
tät. Der Geist besteht aus sich und durch sich, er braucht
durch kein anderes Wesen ergänzt zu werden. Er ist
seiner ganzen Natur nach selbstständig, und hat da-
rum auch ein freies, unabhängiges, an keine Bedingung
geknüpftes Sein. Sein Wesen nämlich ist das Denken; es
giebt keinen nicht denkenden Geist, es giebt kein geist-
loses Denken, der Geist kann nicht nicht denken. Das Den-
ken aber ist eine selbstständige Action; es reicht ein
Geist zu sein, um zu denken; hiezu sind nicht zwei, drei oder
mehr.

unseres Wesens nothwendig. Damit das Denken statt-
finde, braucht es sich nur aus sich selbst zu Stande zu brin-
gen. Last uns nicht sagen, daß wir zum Denken durch
einen Gegenstand nothwendig hätten, über welchen wir nach-
denken könnten, und daß demnach auch der Geist einen an-
dern Gegenstand suchen müsse, um seinen eigenen Inhalt
zu ergänzen, sein eigenes Wesen zu vervollständigen.
Wahr ist es, der Geist kann über etwas, nicht er selbst sei-
endes denken, aber dieses Etwas kann auch mit ihm selber
coincidirt sein. Der Geist kann sich selber zum Gegenstan-
de seines Denkens wählen, und das ist eben die Culmi-
nationshöhe des Denkens, wenn sich dasselbe in sich selbst
vertieft, und sich selbst als Object betrachtet.x) Diese
Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, diese Freiheit des Geistes
eben ist sein Charakter, daß er kein abhängiges Bruch-
stück, sondern ein unabhängiges Freies, in sich selbst ab-
geschlossenes Ganzes ist, dieses Wesen des Geistes sag ich
ist eine Wahrheit von der allerhöchsten Wichtigkeit, denn
auf ihr baut sich wie auch eine [?] unerschütterliche Grundlage
der ewigen Bestimmung des Menschen auf.
Last uns das Gesagte näher beleuchten. Ist der Geist eine
Totalität, ist sein Sein ein selbstständiges, auf sich selbst
beruhendes, so ist er auch absolut von nichts abhängig,
sein Sein dependirt nicht von der materiellen Welt, u.
daher auch nicht von dem Leib, den er hienieden bewohnt.
Darum kann dieser Leib in Atome zerfallen, ohne daß
diese Zerstörung den Geist afficiren würde, dessen Sein
ohne Grenzen ist. Der Geist ist unsterblich.
Wir werden jedoch von dem Leben des Geistes im Jenseits
bei einer andern Gelegenheit reden, und wollen hier nur
untersuchen, welchen Einfluß die Unsterblichkeit des Gei-
stes auf die Weltgeschichte üb[t]. Wir sind jetzt wesentlich [?] schon
im Stande unsere oben aufgestellte Frage: Woher kamen
wir? Wohin gehen wir? Welches ist der Zweck unseres ir-
dischen Daseins? Wohin fließt der Strom der Weltgeschichte?
Z.

x) Niemand wird läugnen, daß die Eigenthümlichkeit unseres
Geistes viele Seiten aufzuweisen habe, die sich auf andere We-
sen beziehen. Hieher rechnen wir das Gefühl der Mutter, die
Liebe und viele andere ähnliche Gefühle. Indessen mögen sie auch
so sehr vorgestrigt [?] aufstreben, immer beweisen sie sich auch Un-
sterblichkeit des Menschen.

genügend zu beantworten. — Wir haben gezeigt, daß der
menschliche Geist kein Bruchstück, sondern eine unabhängige To-
talität sei, daß er von keinem Ganzen dependire, auch nicht
von irgend her eine Ergänzung erwarte, daß er die freie
Integrität, die selbstständige, in sich vollendete, auf sich
selbst beruhende Totalität, daß er Persönlichkeit sei. Seine
Bestimmung ist es daher auch, daß er in der Geschichte diese
seine Unabhängigkeit von sich selbst herausarbeite, daß
er sich dieser seiner Freiheit bewußt werde und sie in die
Realität des Lebens introducire. Das Thier besitzt keine
solche Selbstständigkeit, denn es kann nicht denken. Es exi-
stirt nicht aus sich und durch sich, auch nicht für sich, und ist da-
rum der Botmäßigkeit und Herrschaft des Menschen an-
heim gestellt. Nur der Mensch ist sein freier Herr; denn
seine Bestimmung ist, den hohen Werth seines Geistes zu be-
greifen, und ihn in sich und in seinen Mitmenschen anzuer-
kennen. Hat er aber diese seine Bestimmung wahrgenommen,
die Wahrheit in seiner Seele erfaßt, hat er einmal einen
dieser Wahrheit adäquaten Standpunkt in der Welt
eingenommen, so wird es ihm auch leicht werden, aus die-
ser Freiheit heraus jegliche Vollkommenheit zu schöpfen. Dies
ist also die Aufgabe der Geschichte, dies die blutige Errun-
genschaft des Menschengeschlechts. Diese Wahrheit kannte
weder das weisheitstrahlende Hellas, noch auch das ei-
serne Rom. Daß diese Wahrheit zuerst durch die christ-
liche Religion ausgesprochen worden ist, das beweist eben
die Erhabenheit des Christenthums und den [illegible]
der Weltgeschichte. Christi Worte sind in dieser Beziehung
auch das erlösende Wort. Doch wahrlich ein kalter Frost durch-
dringt uns und Trauer preßt uns das Herz zusammen,
wenn wir bedenken, wie weit der Mensch noch von dieser Frei-
heit entfernt, und wie fern noch die Arbeit des Menschen-
geschlechts ist, wie viel dasselbe schon gerungen und gelitten,
wie häufig es schon blutige Thränen über sich selbst vergos-
sen habe, wie viel es noch zu ringen und zu leiden haben wer-
de, ehe es auf jenen Lichthöhen der Freiheit, auf seinem ei-
gentlichen Erbe Platz greifen, und nicht mehr das Kummer-
brot seiner Thränen essen werde. Sollte die Weltgeschichte
nur sehen jene traurigen Wüsten Afrikas, die [illegible]
den Amerikas, jene unübersehbaren Steppen Asiens, zu-

nur

en Schwarm von Inseln im Ocean auf, auch wie finster und
leer, wie blutig und furchtbar sieht es hier aus. Hier gibt
es keine Selbstständigkeit, hier athmet Niemand aus
freier Brust, hier ist sich Niemand seines Menschenwerths
bewußt. Hier liegt der Mensch im Staube seiner Schwäche
und Erniedrigung, er ist verwiesen in der Stille des
schrecklichsten Drangsals. Dieser Zustand drückt wie ein
würgender Alp den noch schlummernden Gedanken der Frei-
heit. Aber auch zu diesen unseren armen Brüdern wird
dereinst die Stimme des Trostes und der Liebe dringen, auch
sie werden das Wehen des Geistes erkennen. „Denn der Geist
weht, wohin er will, und du weißt nicht, woher er kommt,
noch wohin er geht." (Joh. III, 8.) Der Mensch gleicht einer Wü-
stenrose; denn so wie diese, versteckt in die Erde gesenkt,
beim ersten Himmelsthau, beim ersten Sonnenstrahl ihre
farbenprangenden Blätter emporhebt, und sie der Sonne
entgegenstreckt, ebenso vermag auch der Mensch selbst aus
der tiefsten Erniedrigung seinen himmlischen Werth zu
erkennen, wenn ihn der Geist der Wahrheit ruft. Denn
dann erwacht er in sich, es geht ihm ein inneres Licht
auf, und er glaubt an sich selbst. Ist dies aber einst über-
all geschehen, dann wird auch das Eis der Standesschran-
ken, und die Welt ein Gefühl der ewigen Bruderliebe
umfangen. Denn der Werth des Menschen beruht nicht
darauf, was der Mensch eben in der Wirklichkeit ist, son-
dern darauf, daß in ihm eine Urkraft lebt, die ihn ewig
treibt, damit er nach dem Ziele ringe, das ihm Gott ge-
steckt. Die den göttlichen, den Menschengeschlecht immer
weiter Geist erklärende Geschichte ist das Buch der erha-
bensten Weisheit.

Siehe, theurer Freund, der höchste Gipfel, zu dem sich die Welt-
geschichte emporthürmt, ist die Erkenntniß und die Ver-
sicherung der Wahrheit, daß der Geist ein freier, selbstständi-
ger und unabhängiger Betrag ist. Aus der Realisirung die-
ser Wahrheit fließt jede Vollkommenheit, sie ist der Quell,
aus dem sich der Thron des ewigen Regenten über die Welt
ergießt. Nachdem wir aber diese Wahrheit einmal nach-
gewiesen haben, wird es uns schon leichter fallen, den Faden
dieses unseres Briefes zu Ende zu führen.

Forts.

sehr leicht, wenn wir von diesem Standpunkte aus das Menschengeschlecht und seine Geschichte betrachten, werden wir jenen ewigen, durch alle Zeiten hindurch die Welt regierenden Gedanken wahrhaft bewundern können. Wir begegnen hier zweien, einander so stark widerstreitenden Kontrasten, daß es für den ersten Augenblick scheinen könnte, als wäre es rein unmöglich, sie mit einander auszusöhnen. Einerseits sehen wir, daß das Wesen des Geistes, welches an der absoluten Nothwendigkeit seiner Manifestation hat, die höchste, alles Erscheinende überdauernde Wahrheit ist, welche über der Realität des Irdischen wie ein Polarstern schwebend immer und ewig dieselbe bleibt, der Welt zur Regel dienend, an die sich dieselbe binden könne. Diese Wahrheit dauert fort, gleichviel ob sich Nationen und Jahrtausende um sie bekümmern, oder nicht; sie ist die Summe aller Völker und aller Zeiten. Sie erschöpft sich aus dem innersten Wesen des Geistes, und knüpft sich an keine Bedingungen; denn sie ist absolut, allgemein, abstrakt. Im Gegensatz zu dieser so allgemeinen, so einigen und darum in das Leben der Realität einzuführenden Wahrheit sehen wir aber andererseits eine an Mannigfaltigkeit unerschöpfliche und aus einer Unzahl [illegible] Einzel-Wesen bestehende Wirklichkeit. Ganze [illegible] Menschengeschlechter sind mit nie aufhörenden Verwechslung über die Bühne dieses irdischen Lebens gegangen, und noch werden unzählige Völkermassen darüber hinschreiten. Dieses unablässige Völkergedränge besteht aus speziellen Menschen, deren es so viele gibt, wie der Sand am Meere, und von denen jeder einzelne ein besonderer, ein anderer ist, von denen jeder einem andern Jahrhundert, einem andern Lande, einer andern Race, einem andern Stamme angehört, jeder eine eigenthümliche Körperbeschaffenheit, eine eigenthümliche Art zu denken und zu fühlen hat, jeder einer eigenthümlichen Sinnes- und Lebensweise huldigt. Wie kommt es nun, daß jenes oben erwähnte Wesen des Geistes, zwar an keine Bedingung geknüpft, stets die einige, ewig ein und dieselbe verbleibende Universalwahrheit an dieser ins Unzählige zersplitterten Realität des Irdischen ihre Verwirklichung und Manifesta-

tion

[illegible] finde [illegible]? Wie lassen sich diese beiden, einander diametral widerstreitenden Gegensätze mit einander aussöhnen? Und doch müssen sie sich aussöhnen, doch muß sich die ewige Universalwahrheit an der in ungeschlif-fenen Engel-Wesen geschlagenen [illegible] bewahrhei-ten; denn so wie durch die Kraft des Windes ein uner-meßlicher Wälderraum brausend wiederhallt, und aller Bäume Laub zitternd rauscht, ebenso lebt sich in den Herzen jener Millionen von Menschen einer Al-le gemeinschaftliche, jene ewige, unendliche Wahrheit begleitende [illegible], die Aller Herz mit dem gemeinsa-men Hauch der Freiheit durchdringt.

Trotz jener so unendlichen Verschiedenheit der einzelnen menschlichen Individualitäten hat die ewige Vernunft, die die Welt regiert, rücksichtlich der Universalgeschich-te eine solche Anordnung getroffen, daß ein jeder Mensch, wenn er immerhin seinen Privatinteressen nachjagend nach der Erreichung seiner persönlichen Sonderzwecke ringend, und mit dem Leben um die Möglichkeit der Be-friedigung seiner materiellen Bedürfnisse, Bestre-bungen und Wünsche kämpfend, gleichzeitig auch ein im Dienste der ewigen Vernunft stehendes Werkzeug ist, und dazu arbeitet, damit jene Universalwahrheit, jenes ewige Wesen des Geistes seine Manifestation [illegible]. Mag auch immerhin der einzelne Mensch sich seiner Mis-sion unbewußt bleiben, er ist deshalb nicht desto weniger eine der geheimen Triebfedern in dem Räderwerk des großen Mechanismus der Geschichte, welcher der Arbeit der Ameise gleicht, die ein Sandkörnchen nach dem andern schleppend, ein Heiligthum dem Unendlichen, auch in des Menschen Brust schwebenden Geiste zu Ehren baut. Und gerade darum, daß jeder Mensch ein vernünftiges Wesen ist, ist er trotz der ihn von andern Wesen abgrenzenden Unterschiede immer ein würdiges Werkzeug, dessen sich die herrschende Vernunft bedient, um ihre Zwecke zu erreichen. In den Tiefen des menschlichen Herzens lebt ein Bundesgenosse Gottes, der nie ruht, sondern unermüd-lich arbeitet in dem Weinberge des Herrn ohne zu

[illegible]

wie die Natur eine Verkörperung des Gottesgedankens ist in
Materie und Raum, ebenso ist die Weltgeschichte die
Verkörperung desselben in der Zeit und in Millionen den-
kender Wesen.
Das Geschlecht gewöhnlicher Menschen geht trotz seiner un-
ablässigen Bewegung und seiner rastlosen Interes-
sen nicht aus dem engen Kreise der Verhältnisse und Um-
stände heraus, mit denen es das Leben umgiebt. Dage-
gen bleiben große historische Persönlichkeiten nicht in der
engen Umgrenzung des Alltaglebens, sondern zertrüm-
mern sie durch eigene Kraft und stürzen den morschen Bau
nieder. Nichts desto weniger ist ein historischer Sterblicher
auch ein Sohn seiner Zeit und seines Volkes; auch er vermag
nicht sich über seine Zeit zu erheben, und die hinter dem ver-
hüllenden Vorhang sich bergenden Tage der Zukunft zu schauen.
Er kennt weder den Geist, der ihn angeregt hat, noch weiß
er, wohin ihn dessen allmächtiger Hauch trägt; denn er hört
einzig und allein nur auf die Stimme seines Herzens, und
strebt nach der Erreichung seiner persönlichen Zwecke. Ihn
treibt bald der Ehrgeiz, bald die Herrschsucht, bald irgend
eine andere jener tausendfältigen Mächte vorwärts,
die im menschlichen Herzen ihren Sitz haben; er sucht nur sich
und erfüllt dennoch die Absicht der Vorsehung. Obwohl ei-
nem solchen Menschen die Richtung, in der die Geschichte vor-
wärts strebt, unbekannt ist, so erräth er gleichwohl das,
die nächsten Schritte, die sie thun soll, er begreift, was
in dem Herzen der Gegenwart pulsirt, und was dieselbe hi-
naus will. Dieses selbstständige Errathen bildet die
Kraft eines großen Sterblichen. Jede neue sich in der
Geschichte ankündigende Epoche wühlt und arbeitet un-
ter der Erde, wie der dem Hamlet erscheinende Geist, und
macht ihr nahes Eintreten bemerkbar. Diese anrücken-
de, sich überall wenn auch ungesehen ankündigende Zu-
kunft schwängert gleichsam die Atmosphäre, lebt in dem
Geflüster der Bäume, spricht aus dem Lallen des Kindes,
klagt im Liede, seufzt in den Leiden und Schmerzen der
Menschheit, ist der Inhalt ihrer Träume und Visionen,
der Gegenstand der am Himmel und auf Erden erscheinen-
den Zeichen. Und so wie die von den bangen Schauern der er-
sten Liebe erfaßte Jungfrau sich in sich selbst verliert, sich

selbst

selbst nicht mehr erkennt, so fühlt auch die Welt, wenn sie
eine neue Zukunft trägt, eine gewisse Beklommenheit, ei-
ne Unruhe, eine Leere, eine gewisse verdrückende Bangig-
keit, ein unaussprechliches Sehnen, ohne sich über dieses Ahnen
Rechenschaft geben, ohne sagen zu können, weshalb es sie
umwandle. Doch ein großer Mensch kennt die Bewegung
seines Jahrhunderts, fühlt den Pulsschlag der ihn umgebenden
Gegenwart, und wenn die ganze Welt rings um ihn her-
um noch gleichsam im nächtlichen Schlafe schlummert u.
träumt, ist er der Einzige, welcher wacht, welcher den Tritt
der Zeit und ihre schlagende Stunde hört, welcher aufsteht
ehe es Tag wird, ein gewaltiges, allmächtiges Wort
ertönen läßt, welches wie ein Donnerblitz auf die Welt
herabschlägt, und was bis dahin noch ein kleiner, un-
ter der Erde sich bergender Keim war, augenblicklich rie-
sengroß aufwachsen läßt. Und hat ein großer Sterbli-
cher diese Zukunft herbeigerufen, so ist er schon der Geschich-
te anheim gefallen, er hat seine Mission auf Erden schon
erfüllt, und bezahlt mit dem eigenen Leben das, was
er hervorgerufen; denn er selbst fällt dem Loos der Ver-
nichtung anheim, und bestätigt durch seinen Fall die Noth-
wendigkeit seiner Errungenschaft. So starben Cäsar und Na-
poleon, Columbus und Cyrus und Alexander. Der göttli-
che Geist breitet gleich einem Adlerweibchen seine Flü-
gel über die Welt aus, weckt das Leben nächstfolgen-
der Zeiten durch seine ewige Wärme, durch den glühen-
den Schlag seines Herzens: und hat sein durch diese Le-
benswärme der Mutter durchdrungener Fötus die ihn
bergende Schale durchbrochen, dann fällt dieselbe
herab und der Vernichtung anheim. Der junge Aar aber
ist als neue Epoche in der Geschichte, und ihr todter Leichnam,
jene hinuntergeschleuderte Schale der historischen Mensch.
Wenn ein bestimmtes Jahrhundert vom Schauplatz tritt,
und ihm eine neue Epoche unmittelbar nachfolgt, so begeg-
nen sich beide, und begraben diese ihre gegenseitige Begegnung
mit Millionen von Menschen. Wenn sich die neue Epoche
erhebt, wenn sie die gesellschaftlichen Verhältnisse neu gestal-
tet, gleichen die einzelnen Menschen der leichten Spreu oder
herabfallenden Splittern. In jedem Menschen aber giebt
es

zwei entgegengesetzte Seiten: eine vorübergehende und
werthlose, weil zeitliche und irdische, und eine höchst bedeu-
tungsvolle, weil unendliche und ewig dauernde. Die er-
ste Seite kehrt der Mensch nach Außen, und indem er sie ganz
aufgiebt, setzt die Weltgeschichte sein zeitliches Glück und das
Blut seines Herzens auf. Die andere Seite des Menschen ist
eine innere, darum wacht sie der Mensch auch als sein aus-
schließliches Eigenthum; und mögen draußen noch so sch-
recklich Stürme wüthen, mögen Sturm und Wetter die Welt erschüt-
tern, so sind sie höchstens nur im Stande, die Wogen auf der
Oberfläche unserer Seele zu peitschen, ohne sie je bis auf den
Grund unseres Wesens aufzuwühlen, was ewig still,
ruhig und sicher bleibt. Dieses unser inneres Wesen kann
durch nichts getrübt werden, als in dem irdischen Trug
unbewußtes tragen wir's hinauf vor den ewigen Thron,
als zu dem, daß wir uns an uns selber versündigt, und
in den Tempel unserer Seele selber den Feind hineingelas-
sen haben. Dieser Feind ist das Bewußtsein der eigenen
Schuld, das unser Herz zerreißt, und in unserem Innern
sich als ein schmerzvoller Krieg kund giebt. Wenn wir näm-
lich unserer zeitlichen, vergänglichen Natur nachgeben,
wenn wir uns von jenen allgemeinen, ewigen Normen
der Welt losreißen, und durch eigene Schuld unse-
rer leiblichen Seite den Sieg über jene allgemeine Wahr-
heit zuwenden, so gerathen wir mit uns selbst, mit un-
serm innern Wesen in Zwiespalt, und zwar darum, weil
wir uns an eben derselben allgemeinen Wahrheit, durch
die die Welt regiert wird, und die in uns als ein le-
bendiger, unsterblicher Funke brennt, versündigt haben.
Und daher der reuevolle, uns das Leben vergällende
Kampf. Das ist die Theorie des Gewissens.

Laßt uns nunmehr untersuchen, auf welche Weise sich je-
ne höchste Wahrheit, der zufolge der menschliche Geist ein
freies, unabhängiges, an keine Bedingung geknüpftes,
in sich abgeschlossenes Wesen ist, in der materiellen Welt
manifestire. Schon an uns selbst werden wir gewahr,
daß nur jede höhere, sich in uns als Wahrheit verkünd-
ende Ueberzeugung, unserem Geiste nicht auf einmal
klar und deutlich entgegentreten, sondern vielmehr erst
die Errungenschaft unseres ganzen Lebens in unserem Be-

tig

sich gekommen ist. Wir sehen nun, ihr erst stufenweise durch die Erkenntniß anderer, untergeordneter, gleichsam die Vorstufe hierzu bildenden Wahrheiten wachsen, und die- se Wahrheiten als die Voraussetzungen und gewissermas- sen als die Bestandtheile von der Ganzheit jener höhern Wahrheit kennen lernen müssen. Und ebenso verhält sich auch mit jener großen, als das Ziel der Universalgeschichte dastehenden Wahrheit. Diese in der Geschichte des Menschenge- schlechts vom Urbeginn her wirksame, höchste Wahrheit ist eben diesem Menschengeschlecht als ein primitives Angebin- de beigegeben worden; sie reifte aber mit dem Verlauf der Jahrhunderte einer immer größeren Vollendung ent- gegen, indem sie dadurch, daß sie sich aus einem Jahrhun- dert in das andere erblich fortpflanzte, sich aus sich selbst umgebar, und sich somit als eine immer mächtigere Potenz manifestirt.

Auf diese Weise nun vollzieht der Geist seine Herrschaft durch die Universalgeschichte, d. h. das Menschengeschlecht gelangt zu dieser höchsten Wahrheit durch eine Menge stufenweise auf einander folgender Einzel-Wahrheiten, von denen jede die Bedingung der nächstfolgenden ist, so daß jede schon gewissermaßen als der Ausdruck eines ge- diegeneren Gedankens betrachtet werden kann, daß aber alle gleichermaßen dazu beitragen, die Ingre- dienzen des Begriffs jener allgemeinen und höchsten Wahr- heit zu bilden, von der wir wissen, daß sie an jenem un- abhängigen, freien, auf sich selbst beruhenden Wesen des Geistes ihre Manifestation fand. Jene untergeord- neten, speziellen Wahrheiten haben in der realen Welt ihren Ausdruck an den einzelnen Völkern. Jedes einzel- ne Volk ist aber nur der Repräsentant einer solchen Wahr- heit, zu deren Träger es eben fähig und gewachsen ist. Weil nun jede Einzel-Wahrheit aus dem innersten We- sen eines bestimmten Volkes resultirt, darum ist die nationale Geschichte eben dieses Volkes zugleich auch die Ge- schichte der durch dasselbe repräsentirten Einzel-Wahr- heit.x) Und wenn jene höchste, den ganzen Inhalt des Men-

x) Niemand wird wohl einwenden wollen, daß die Wahrheit doch stets Wahrheit bleibe, daß es nicht zwei Wahrheiten gebe u. s. f. An derlei Ansichten würde sich mehr an den Namen als an der Sache selbst stoßen. Jedenfalls hat ein wissenschaftlich bloßer Namen

schen angehörend, ohne Rücksicht auf Zeit und Volk allgemein-
die, an keine Bedingung geknüpfte Wahrheit des Wesens des
gesammten Menschengeschlechts ausdrückt, so ist andrerseits
jene untergeordnete, nur einem bestimmten Volk eigenthüm-
liche Wahrheit nur unter der Bedingung Wahrheit insofern
sie von dem bestimmten Volke als solche anerkannt wird.
Sie ist also eine an Bedingungen geknüpfte Wahrheit, und
fällt der Inhalt jenes bestimmten oder eines andern Vol-
kes aus. Sie ist aber auch der höchste Gipfel des Wissens eben
dieses bestimmten Volkes, und dasselbe ganz durchdringend,
theilt sie sich seinem Blute und seinen Adern mit, und webt in
diesem ihrem Volke, wie der Geist in seinem Körper. Sie
lebt daher auch in jedem einzelnen zu diesem Volke gehöri-
gen Menschen, und jeder zu diesem Volke gehörige Mensch in ihr;
sie ist der Heerd aller Gedanken und Bestrebungen aller
einzelnen diesem Volke angehörenden Individuen, macht die
Nationalität dieser Individuen aus, ist daher gemeinschaft-
liche Schutzgöttin, zu der Alle beten, ist die Bienenmutter,
für die Alle arbeiten. Was immer das Volk thut, thut es
in ihr und durch sie; seine Geschichte, seine Sagen, seine Lieder,
Sitten und Gesetze, Sprache, Künste und Wissenschaften, sei-
ne historischen Persönlichkeiten — Alle sind durch ihre
gemeinsame Einheit zu einem Ganzen eng verknüpft.

Daher ist denn die gesellschaftliche Ordnung eines jeden
Volkes das höchste Werk desselben, denn sie ist die centra-
lisirende Einheit dieses Volkes. Steht das Volk auf der höch-
sten Entwicklungsstufe, so nähert sich auch seine Einheit
dem höchsten Gipfel der Ordnung; denn dann sieht sich der
Einzelne in Allen, und Alle sehen sich in Jedem, und Nie-
mand bildet sich ein beschränkt zu sein, als Alle durch
die Gesetze, die der Ausfluß des innersten Lebens des Volks
sind, gleichermaßen beschränkt werden. Daher macht
diese enge Einheit, in die das ganze Volk zusammen-
schmilzt, aus diesem Volke gleichsam Einen Menschen, Ein In-

di-

gesuchter Kampf nicht auf sich; da Jeder räumt ein, daß eine
an keine Bedingung geknüpfte, überall und immer sich gleichblei-
bende Wahrheit wohl etwas Anderes sein müsse, als an Bedingun-
gen geknüpfte Wahrheiten, die nur von einem bestimmten Volke
oder von einer bestimmten Zeit als solche angesehen werden.

Divination, und darum gehört die genauste Vorzeit und die fernste Zukunft ebenso ihm an, wie seine frischesten, erst jüngst vollbrachten Thaten. Die große [illegible] rückwärts und vorwärts gilt als solche nur in den Augen der Einzel-Menschen; denn Einzel-Menschen beschreiben ihr Leben nach Stunden, und sind bald dahin; das Volk aber bleibt immer ein und dasselbe. Darum sind denn auch nur ganze Völker historische Individualitäten, die auf der großen Weltbühne spielende Figuren, während einzelne Menschen nur in sofern eine Bedeutung haben, in wiefern sie ihr Volk repräsentiren, sonst sind sie weder mehr, noch weniger.

Indessen ist nicht jedes Volk berufen, eine der bedingten Wahrheiten, welche die vorbereitenden Erkenntnißstufen zu jener höchsten, absoluten Wahrheit sind, auszudrücken; nicht jedes Volk ist ein historisches. Wenn ein Volk unthätig hinter der Geschichte zurückbleibt, während andere, gleichzeitige Völker, jedes in seiner Art, eine bestimmte Wahrheit, eine bestimmte Höhe erklimmen, vor welcher jenem Volke schwindelt, dann gehört aber jenes Volk nicht mehr zu dem großen Schauspiel der Geschichte, sondern muß schweigend vom Schauplatz treten, weil es sich schweigend darauf verhalten, weil es sich nicht einmal durch seine Geburt bemerkbar gemacht hatte: es ist eine stumme Ziffer. Nur dasjenige Volk, dessen Geist eine Wahrheit erringt, die später das gemeinsame Eigenthum der Welt wird, nur das Volk, dessen Geist die tiefen Wogen des universalgeschichtlichen Stromes mächtig aufregt, erarbeitet sich eine Stelle in den Annalen der Historie, um sich huldigen zu lassen für das Verdienst, daß es zur Geschichte des Menschengeschlechts wesentlich beigetragen. Aber unter mehreren gleichzeitigen historischen Völkern kann wiederum nur dasjenige ein Uebergewicht in der Geschichte beanspruchen, dessen immanente Wahrheit aus ihrem speziellen Kreise heraustritt, sich den Augen der Welt zeigt und in der Wirklichkeit der nächsten Zukunft gedeiht.

Obgleich nun die einem bestimmten Volke immanente

Wahr-

Wahrheit aus dessen geheimnißvollen Geistestiefen fließt,
so bleibt doch auch sie nicht desto weniger unter dem mächti-
gen Einflusse der materiellen Welt, und manifestirt sich
je nach Maaßgabe dieses Einflusses bald schwächer, bald
stärker. Denn nicht nur die jedesmalige Stimmung dieses
Volkskörpers, seine Triebe, sein physisches Leben wirken mäch-
tig auf das Wesen desselben, auch die Natur des Landes,
die Bodenbeschaffenheit halten das Volk in einer eigen-
thümlichen, warmen Umarmung. Und so wie jedes Volk
der Körper für die ihm innewohnende Wahrheit ist, ebenso
ist in gewissem Grade wiederum das Land der Körper
für das darin wohnende Volk. Denn so wie ein bestimm-
ter Mensch nicht <u>der</u> Mensch sein würde, der er ist, wenn
seine Seele in einem andern Körper wohnte, so ist gewiß
keineswegs auch das Land, wiewohl es an und für sich
nicht die Geschichte des darin wohnenden Volkes ausmacht,
dennoch eine Hauptbedingung von dessen Geschichte. Wahr
ist, daß da, wo einstens die genialen Griechen gewohnt
haben, jetzt stumpfsinnige Türken hausen; nichts desto we-
niger würden aber die Griechen, hätten sie am Dniester
oder an der Themse gewohnt, eine andere Geschichte ge-
habt haben. Denke dir die heutigen Engländer an der
Weichsel oder die Polen an den Ufern des Tiber, und du
giebst zu, daß die Geschichte dieser Völker eine andere
geworden wäre.

Der Heimathsboden, der Heimathshimmel, die Berge
und Flüsse, Felsen und Wälder, Seen, Meere und Blumen
halten mit ihrem Zauber die Gedanken und Gefühle eines
Volkes gefangen, und durchdringen mit dem Blicke ihres
tausendfältigen Auges sogar das Innerste des Menschen.
Sie sind für ihn niemals stumm, sondern reden mit ihm
bei Tag und Nacht; denn nur sie allein verstehen seine
Lieder, seine Freuden und Leiden. Und so wie das An-
denken der Mutter den Menschen bis an sein kühles Grab
begleitet, ebenso bleibt auch die Liebe zum Vaterlande,
welches gleichsam das Blut und das Bein seiner Eigen-
heit ist, von ihm unzertrennlich.

Und, wenn es erwiesen ist, daß die Sitten, Gesetze, die
Geschichte, Religion, Sprache, die Künste und Wissenschaften,

die

die Philosophie, die gesellschaftliche Ordnung und andere
geistigen Bestandtheile des Lebens in jene das Wesen und
die Nationalität eines Volks ausmachende Wahrheit ent-
halten, so genügt es schon, einen jener Zweige zum Gegenstand
der Betrachtung zu machen, um darin die Wahrheit zu er-
kennen, die diesem Volke eigenthümlich ist. So würde uns
z. B. schon die Rechtsgeschichte eines bestimmten Volks die
Wahrheit enthüllen, die das Wesen dieses Volks ausmacht,
und es auf der Stufe, auf der es sich befindet, hält; die Rechts-
geschichte aller Völker aber würde uns die ganze Kette
einzelner, von dem Menschengeschlecht im Lauf der Uni-
versalgeschichte gewonnener Wahrheiten nachweisen.
Das Recht ist nämlich ebenso gut, wie alle ihm ähnlichen
wissenschaftlichen Gegenstände nur eine unwillkührliche
Offenbarung des Volksgeistes; in der Philosophie, Reli-
gion und der schönen Kunst giebt aber das Volk unmittel-
bar Zeugniß von sich, sie sind der wirklichste Spiegel des
Volksgeistes. Denn wenn die Philosophie, Religion und
schöne Kunst allgemein betrachtet, die Offenbarung der
Unendlichkeit, die Offenbarung jener höchsten, unbe-
dingten, absoluten Wahrheit sind, so müssen sie uns
den Standpunkt, bis zu welchem sich die Erkenntniß eben
dieses bestimmten Volks herausgebildet hat, sie müs-
sen uns die Art, wie eben dieses Volk die Unendlichkeit
begreift, nachweisen, und daher der Ausdruck der die-
sem Volke immanenten Begriffs, Wahrheit sein. Jedes Volk
sieht in seiner Philosophie, Religion und Kunst den eige-
nen Geist wieder, und legt eben dadurch an den Tag,
in wie weit es sich bereits jener letzten Wahrheit, wel-
che das Ziel der Universalgeschichte ist, genähert habe.
Sobald aber ein Volk sich der Erkenntniß seiner selbst nä-
hert, fängt es an über sich nachzudenken und nachzusin-
nen, es fängt an über seine Geschichte, seine Litteratur
seine Sitten, Gesetze und über andere in dieses Fach ein-
einschlagende Gegenstände zu philosophiren. Ein solches
Philosophiren wird aber einen bestimmten Nationalitäts-
zug an sich tragen, und zwar darum, weil es die höchste
oder

oder minderen Stufe nachweiset, bis zu der sich das Denken
dieses Volkes emporgeschwungen hat. Denn eben auch
darum, weil ein Gegenstand, wie das Recht, die Geschich-
te u.s.w. schon selber einen Nationaltypus an der Stirn
trägt, der es von dem Recht, der Geschichte anderer Völ-
ker unterscheidet. Es ist daher klar, daß ein solches Philo-
sophiren nur die Philosophie der Geschichte, die Philosophie
des Rechts u.s.w. nicht aber schon die eigentliche Philo-
sophie sein können. Denn die eigentliche Philosophie hat
nicht mehr die bei einem jeden Volke verschiedenen Objek-
te, wie es z.B. das Recht, die Geschichte u.s.w. sind, zum Ge-
genstande, sondern handelt über den Geist und über seine
Wahrheit, die immer und überall Wahrheit bleibt, und
für alle Völker ein und dieselbe ist. Zudem nimmt diese
eigentliche Philosophie weder Sinnes-Gefühle, noch sinnli-
che Vorstellungen zum Ausdruck, sondern wählt das Den-
ken und die Vernunft zu ihrem Gegenstande, weil das
Denken und die Vernunft allen Völkern und allen
Zeiten gleichmäßig und in gleicher Weise eigenthümlich ist.
Damit ist der Stoff, den sich die wirkliche Philosophie zum
Gegenstand nimmt, Vernunft, und die Form, in der sie
sich darüber vernehmen läßt, Vernunft. Wir begreifen
daher auch, daß sich die Philosophien verschiedener Völker
nur dadurch von einander unterscheiden können, daß
sie von jener höchsten, absoluten Wahrheit bald näher,
bald weiter entfernt sind, und daß sich in ihnen bald
mehr, bald weniger Kraft des Gedankens ausspricht.
Eine größere oder geringere Bekanntschaft mit dem
Wesen des Geistes reicht ebenso wenig wie die größere
oder geringere Kraft des Denkens hin, um der Philoso-
phie einen eigenthümlichen Nationalcharakter zu ver-
leihen. Es giebt daher keine Nationalphilosophie. Dem-
nach wird auch die Philosophie desjenigen Volkes, das
in einer bestimmten Epoche seine höchste Stufe erstiegen
hat, zugleich auch die Philosophie der andern gleichzeitigen
Völker sein.

Anders verhält sichs mit der Religion. Ihr Element ist

nicht

nicht mehr das abstrakte Denken, ihre Grundlage ist das
Gefühl und die Vorstellung. Jene einem Volke eigen-
thümliche Einzel-Wahrheit, jene Wahrheit, die der Geist
seines Erkennens sieht, ist in der Religion die Gottheit die-
ses Volkes; denn die Vorstellung der Gottheit ist die höch-
ste Vorstellung, zu der sich ein Volk emporzuschwingen vermag.
Darum kann man auch der Vorstellung, die ein bestimm-
tes Volk über die Gottheit hat, auch schon dieses Volk selber
erkennen. Die Religion ist das gelungenste Portrait ei-
nes Volkes. Die Schlange, der Ochs, das Krokodil, der Vo-
gel, der Dalai-Lama sind der Ausdruck des Geistes der-
jenigen Völker, die an diese Wesen glauben. Jedes Volk
hat eine solche Gottheit, welcher es sich emporschwingen kann
und deren werth ist. Dies ist eine unläugbare Wahr-
heit. Selbst die Lehre Christi spiegelt sich bei verschiede-
nen Nationen verschieden ab, je nachdem eben diese Völ-
ker selbst auf einer höhern oder niedern Stufe der Aus-
bildung ihrer geistigen Seite stehen. Doch manifestirt sich
die einem Volke inwohnende Wahrheit, seine Nationa-
lität am kräftigsten an den Werken seiner Kunst.
Hier nimmt jene Wahrheit, jener dem Volke innewohnen-
de Geist, sinnliche Gestalt an sich, die der materielle
Ausdruck des Volksgedankens, des Volksgeistes ist. Und
so entsteht die Nationalkunst.

Die Nationalkunst reflektirt deutlich den Volksgeist
sie ist der Pulsschlag des Volkes, sie ist seine heißeste Liebe;
denn so wie der Bräutigam in seiner Geliebten sich selbst
ebenso betrachtet der Geist eines Volkes in der Kunst auf
materielle Weise sich selbst. Mag darum auch der
Geist eines Volkes, durch den herben Frost des Lebens be-
rührt, in sich selbst erstarren — die schöne Kunst nimmt
ihn in ihre Arme, erwärmt seine Brust, weckt alte
Erinnerungen in ihm auf, schmückt seine blasse Stirne
mit Blumen, und erleuchtet mit dem Glanze von Freu-
den und Sternen das traurige Dunkel des Lebens.
Auf den Klang alter Lieder entsteigt vergangenen
Ahnen, entstehen einstige Gestimmungen, die sich geschied-

un-

er Freude und Leiden, und treten aus der Tiefe gleich-
sam wie aus einem Grabe heraus. Mag ein Volk immer-
hin in den Abgrund der Geschichte versinken, sein Geist lebt
doch in den zertrümmerten Resten seiner Kunst, und trittst
du an diese Reliquien mit liebeerfüllter Seele heran, so
wirst du Wunder wirken. Drücke sie liebend an deine Brust,
und warmes Leben wird sich in den alten Marmor gie-
ßen, wie einstens wird wieder das Herz in ihm schlagen.
In der Geschichte der Kunst sind die Völker Künstler, und
so wie ein einzelnes Kunstwerk Zeugniß giebt von dem
Künstler, der es gefertigt, ebenso zeugt die Kunst eines
ganzen Volkes von dem Geiste, der diesem Volke innewohnt.
Wir haben so eben gesagt, daß der Geist eines Volkes in
den Werken der Kunst seine sinnliche Manifestation fin-
de. Je nachdem nun ein Volk einer höhern oder niedern Gei-
stesstufe erklommen hat, wird auch jene sinnliche Ma-
nifestation eine erhabenere oder unvollkommenere
sein. Und obwohl sich die Kunst zum sinnlichen Ausdruck
ihres Gedankens stets einer der Natur entlehnten Form
wie z. B. der des Menschen= oder Thierkörpers bedienen
muß, so bedient sie sich dieser Formen doch wieder bald
auf zartere, bald auf markirtere Weise, um dadurch
einen klaren Abdruck ihres innern Wesens zu liefern. Die
Art, wie ein Volk die Dinge aus der materiellen Welt
in die Kunst überträgt, zeigt uns das Verhältniß, in wel-
chem der Geist dieses Volkes zur Natur steht. Weil nun
aber dieses Verhältniß ein dreifaches ist, darum ist auch
die Kunst eine dreifache, und darum theilen wir auch
die Geschichte der Kunst in drei ganze Abschnitte, deren je-
der einen eigenthümlichen Charakter hat. In jeder die-
ser drei Kunstepochen wird der Charakter der Kunst-
werke der Stufe entsprechen, auf der eben der Geist des
Künstler=Volkes gleichzeitig gestanden hat, und weil
nun, wie ich gesagt habe, die Vorstellung, die der Mensch
von der Gottheit hat, die höchste Vorstellung ist, zu der sich
der Geist emporzuschwingen kann, darum werden wir
auch aus der Gestalt, die der Mensch in jeder der drei Epo-
chen

hen seiner Gottheit verliehen hat, am deutlichsten aber in
diesen Formen den Menschen immanenten Geist zu erken-
nen befähigt werden.
Jedes Volk, das sich selber noch nicht erkennt, das noch
keinen Blick in sein Inneres gethan hat, besitzt über seinen
Geist entweder nur eine dunkle, allgemeine, abstrakte
Vorstellung, seine Auffassung der Gottheit ist nur ein Ne-
belgebilde, das in einer bodenlosen Tiefe dunkelhaft ver-
schwimmt, oder seine Vorstellung vom Geiste wird, mag sie
sich auch bis zu einer bestimmten erweitern, dennoch unwahr,
begränzt, verkehrt sein. In diesen beiden Fällen entspre-
chen die aus der Natur genommenen Thier-, Menschen-
und anderen Gestalten nicht dieser Vorstellung vom Gei-
ste. Denn die Naturgestalten sind bestimmt, klar, deut-
lich, in sich abgeschlossen; seine Vorstellungen dagegen
unklar, mangelhaft, dunkel. Daher beläßt denn auch
der Geist, welcher sich mit Hülfe dieser Naturgestalten
in der Kunst zu manifestiren strebt, eben diese Ge-
stalten nicht bei der ihnen in der Wirklichkeit eigen-
thümlichen Form, sondern thut ihnen Gewalt an, ver-
unstaltet, verdreht sie, und schafft aus ihnen chine-
sische oder indische Bilder, die als vielarmige und
vielköpfige, in einen Knäuel gewickelte Ungeheu-
er mit einander zu einem unnatürlichen Ganzen ver-
wachsen sind. Das ist nun die erste Form der Kunst.
Die zweite wird diejenige sein, in welcher der Mensch
zur Erkenntniß gelangt, daß die Naturgestalten
seinen Vorstellungen nicht entsprechen, und darum die-
se Gestalten so beläßt, wie er sie in der Natur vorfin-
det, ihnen aber eine andere Bedeutung giebt. Ihm be-
deutet dann eine Schlange die Ewigkeit, ein Flügel-
paar das Gebet, und so schafft er denn die hieroglyphi-
sche Kunst des geheimnißvollen Aegyptens.
Die dritte hieher gehörige Form ist die, kraft welcher
der Geist die Natur und alle ihre Gestaltungen zu Fol-
ge der Erkenntniß, daß dieselben in Vergleich mit der gött-

li-

lichen Erhabenheit nichts sind, wo er sich erhebt, sich in seiner Kunst
über die ganze Welt und alle ihre materiellen Formen
hinweg erhebt, und eine erhabene Kunst schafft, wie
wir sie im persischen Mysticismus oder in der heiligen
Poesie der Hebräer zu betrachten Gelegenheit haben wer-
den. Diese Kunst bedient sich freilich auch der realen
Natur, sie bedient sich ihrer aber, nur in sofern, um zu zei-
gen, daß die ganze Unermeßlichkeit des materiellen
Universums Nichts ist im Vergleich mit der göttlichen Ma-
jestät. Alle diese drei Formen bilden die erste Epoche,
und zwar die der symbolischen Kunst: da die Sym-
bolik erst das Ringen des Gedankens mit dem Aus-
druck ist, so stellt sich von selbst heraus, daß das Er-
gebniß dieses Ringens, also das Symbol nur ein
Zeichen ist, welches keine bestimmte, entschiedene, abge-
schlossene Bedeutung hat, sondern sich bald auf die
eine bald auf die andere Seite deuten läßt. Die
Symbolik ist der Charakter der orientalischen Kunst.

Die zweite Epoche umfaßt die klassische d.h. griechi-
sche und römische Kunst. Diese ist von jener ersten Epo-
che ganz und gar verschieden. Für die Griechen und Rö-
mer ist die Gottheit nämlich nicht mehr jene abstracte,
maaßlose Unendlichkeit, wie sie es für die Inder ist,
sondern im Gegentheil eine bestimmte, in sich concret
abgeschlossene Persönlichkeit, die sich weiß, und über
sich nachdenkt. Andrerseits aber ist die griechische u.
römische Gottheit noch kein absoluter, einziger, unend-
licher Geist, der welcher sich im Christenthum zeigt, sondern
überhaupt der menschliche Geist, wie derselbe auf Erden
lebt. Daher ist auch der menschliche zu einem Ideal
erhobene Körper der auf dem Standpunkte der klassi-
schen Kunst genommenen Ansicht zu Folge an dem Er-
geist entsprechendster Ausdruck. Die Götter der Griechen
und Römer sind idealisirte Menschen, und darum drü-
cken die antiken Götterbildsäulen jene Vorstellung, die
das Alterthum von den Göttern hatte, ganz und gar
aus. Es folgt also, daß der sich in den Werken der klas-
sischen Kunst manifestirende Geist der in der Natur sich

ver-

vorschwebenden Gestalt, und zwar dem menschlichen Körper adäquat sei, und daß der Geist und dessen Ausdruck einander vollkommen entsprechen.

Die dritte Stufe ist die christliche Kunst. Hier ist der Mensch zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Gottheit so wie der ihr entstammende menschliche Geist an keine Bedingungen gebunden, daß sie eine ewige, unendliche, sich wissende Totalität ist. Aber für einen derartig aufgefaßten Geist reichen die aus der Natur genommenen Gestalten gar nicht mehr hin; dieser Geist hat in ihnen keinen Raum mehr, er ist der sinnlichen Darstellung entwachsen. Wenn daher auch die christliche Kunst zum Ausdruck der Gottheit sich der menschlichen Form bedient, so weiß sie doch, daß diese Form eine unzulängliche ist, und daß sie es weiß, bildet eben ihren charakteristischen Typus. Der auf diese Weise vom Christenthum begriffene Geist kann in seiner Ganzheit an der materiellen Welt keine Manifestation finden. Seinen einzigen adäquaten Ausdruck hat er nur an dem Geiste des Menschen, indem nämlich der Mensch Gott und sich mit seinem Herzen, wie in der Religion, oder mit seinem Gedanken, wie in der Philosophie faßt.

Somit haben wir jenes dreifache Verhältniß, in welchem der Geist zu den aus der Natur genommenen Formen steht, vor uns. In der orientalischen, d. h. symbolischen Kunst stehen Geist und die von ihm eingenommenen Gestalten unter den Naturformen; in der klassischen Kunst dann entspricht der Geist vollkommen den Naturgestaltungen, ist der menschlichen Form adäquat; in der christlichen Kunst endlich ist der Geist diesen Gebilden der Natur entwachsen, ist über die sinnliche Darstellung seiner selbst erhaben, weil er in keiner sinnlichen Form Raum genug hat.

Darum ist die Aufgabe, die wir in den folgenden Briefen zu lösen haben, die, die Entwicklung der Kunst, wie sie sich in den verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Völkern manifestirt hat, nachzuweisen. Es ist aber die Geschichte der Kunst die Darstellung des menschlichen Fortschritts. Wer an keinen Fortschritt glaubt, für den giebt es auch keine Universalgeschichte, für den ist dieselbe ein leeres Wort, ein hohler Klang, eine vertrocknete Mumie; für wen es aber keine Universalgeschichte giebt, für den giebt es auch keine Geschichte der Kunst. Indessen habe ich durchaus nicht die Absicht, in diesen wenigen den Entwickelung des der Kunst innewohnenden Geistesgan-

und

mitunter breit eine Kunstgeschichte in allen ihren Details
zu liefern. Wir werden uns mit einer allgemeinen Schilde-
rung über einer jeden Kunstepoche eigenthümlichen Charak-
ters begnügen, und werden die einzelnen Völker nur kurz
berühren. Denn haben wir einmal den einem bestimmten Vol-
ke eigenthümlichen Typus erkannt, so werden wir auch im
Stande sein, diesem Volke einen in der Weltgeschichte ange-
messenen Standpunkt anzuweisen und zu errathen, was es
für den Fortschritt des gesammten Menschengeschlechts gewe-
sen sei. Weil es aber auch ein Ding der Unmöglichkeit ist,
sie alle Völker, die sich im Bereiche der Kunst Verdienste er-
worben haben, zu charakterisiren, so wollen wir unser Au-
genmerk einzig und allein nur auf jene hellen Sterne, auf
jene klaren Constellationen richten, die gleichsam Auge der
Vorsehung der Weltgeschichte leuchten. Vieler Herrscher Macht
und ihre auf blinder Gewalt errichteten Throne sind zu Bo-
den gesunken, gleich dem dürren Laub, das dem Wind zum Spiel-
zeug dient; jene Sterne aber, jene erstgeborenen Töchter
des Geistes wanken niemals, sie leben ewig, bleiben ewig
unerschüttert. Denn sie flammen zum Lobe des Menschen-
geschlechts. Zu ihnen hinauf reicht kein irdischer Staub, um
sie gleich den Gebilden unseres irdischen Jammerthales zu
trüben; sie werden ewig festhalten den Bund zwischen
der Gottheit und dem Menschen. Alles Irdische fällt der
Vergänglichkeit anheim, und nur das, was der Geist mit
der Wahrheit erzeugt, hat ewigen Bestand. Wir Alle
aber sind die Erben jener leuchtenden Sterne, der Lichter ih-
rer Herrlichkeit: laßt uns ihnen deshalb in der Geschichte
unsere Huldigung darbringen. Wahrlich die Geschichte der
Kunst ist die Verkündigerin des menschlichen Fortschritts
und der Beleg für jene Macht, die immer rastlos das
menschliche Geschlecht fortwährend antreibt, auf daß
es zu seinem Ziele vorwärts strebe. Darum ist auch
mir jede, wenn auch noch so geringe Arbeit in die-
ser Beziehung ein der Würde des Menschen dargebrach-
tes Opfer. Dieser Gedanke war es, der mir den Muth gab,
wenn auch mit schwachen Kräften eine Geschichte der Kunst
zu schreiben.

* * *

der Altar nahe bei den Indern, Buddha, die höchste Tu-
gend, das Wesen aller Wesen, die Verehrung und die Huldigung
des ganzen Landes entgegen. Und es drängten sich von al-
len Orten Könige und mächtige Große und Beherrscher von
Völkern herbei, und brachten, von Buddha's Gottheit mit der
Stirn den Staub berührend, Schätze und kostbare Kleinode zum
Opfer. Und es lebte in selbiger Stadt eine von Jahren gebeug-
te, arme Greisin, welche sich mit dem Brode nährte, das sie
sich erbat. Und als sie die Menschen goldene und silberne Ge-
fäße, und die in den Tempel des Buddha als Weihgeschenk
blinkende Schätze sah, sprach sie von inniger Trauer bewegt
zu sich: „Warum habe ich diese äußerste Noth verschuldet,
daß ich nicht wagen darf, mich dem Throne der höchsten Tu-
gend zu nahen, um den Samen der Herrlichkeit und des
Heils auszustreuen?“ – Und sie ging, um die Menschen um
Almosen anzuflehen. Und sie bettelte vom Sonnenaufgang
bis in die späte Nacht, und brachte einen halben Schilling
zusammen, und ging damit zu einem Kaufmann, und bat
ihn, er möge ihr Oel verkaufen. Und er sagte: „Armes
Weib, du wirst für diese kleine Münze sehr wenig Oel be-
kommen; sage mir doch, wozu hast du es denn nöthig?“ –
„O Herr – entgegnete die Greisin – von früh bis Abends
habe ich gebettelt, und nur diesen einzigen kleinen Schilling
gesammelt, das Oel aber dafür werde ich der höchsten Weis-
heit zum Opfer bringen.“ – Und er hatte Mitleid mit der
Armen, und gab ihr bei Weitem mehr Oel, als sie verlan-
gen konnte. Und voll Freude goß sie das Oel in eine
kleine Lampe, stellte sie auf den Altar des Buddha, und
flehte inniglich zu dessen Gottheit: „O du über aller Wesen
erhabenes Wesen! diese Lampe ist Alles, was ich dir dar-
zubringen vermag. O daß doch dieses bescheidene Flämm-
chen im Stande wäre, das schwarze Dunkel der Unwissenheit,
des Truges und der Sünde von der ganzen Welt zu ver-
scheuchen.“ – Und durch die ganze Nacht brannte die
Lampe. Und als am Morgen der Priester in den Tempel trat,
um die Gaben vom Altar zu nehmen, blies er auch jene Lam-
pe, um sie auszulöschen. Aber die Flamme entbrannte noch

hel.

heller, und der Priester wollte sie zuerst mit der Hand und
dann mit seinem Gewande löschen; doch die Lampe bran-
te noch viel heller und viel stärker. Und als sich der
Priester vergeblich bemühte, sie zu löschen, wandte [illegible]
vom Altare herab: "Wahrlich, nicht wirst du die-
se Lampe löschen, und Niemand wird sie löschen können.
Und sollten auch die Gewässer aller vier Meere dar-
über hinwegfluthen, so würden auch sie die Flamme
nicht löschen; denn sie ist nur dargebracht zur Ehre al-
ler Wahren, und im reinen Glauben an die Würde und
Wahrheit!" (Alter indischer Mythus).

